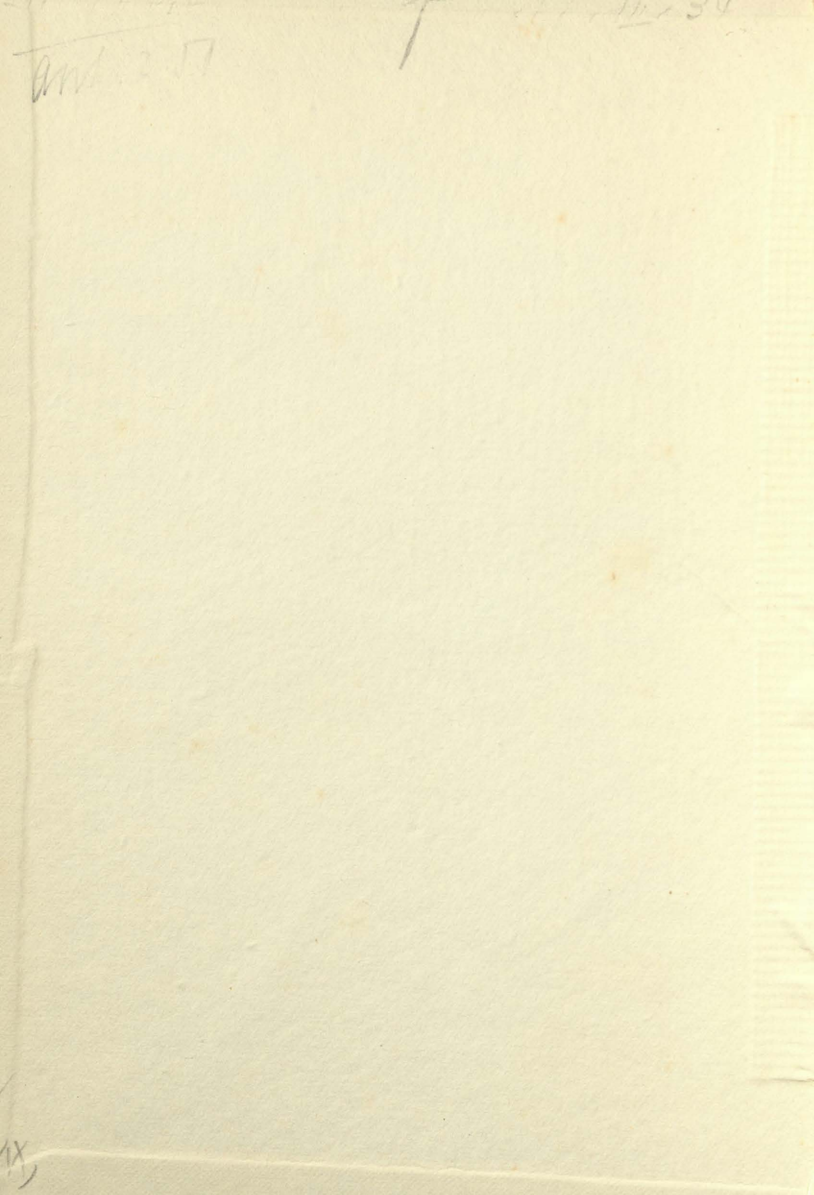
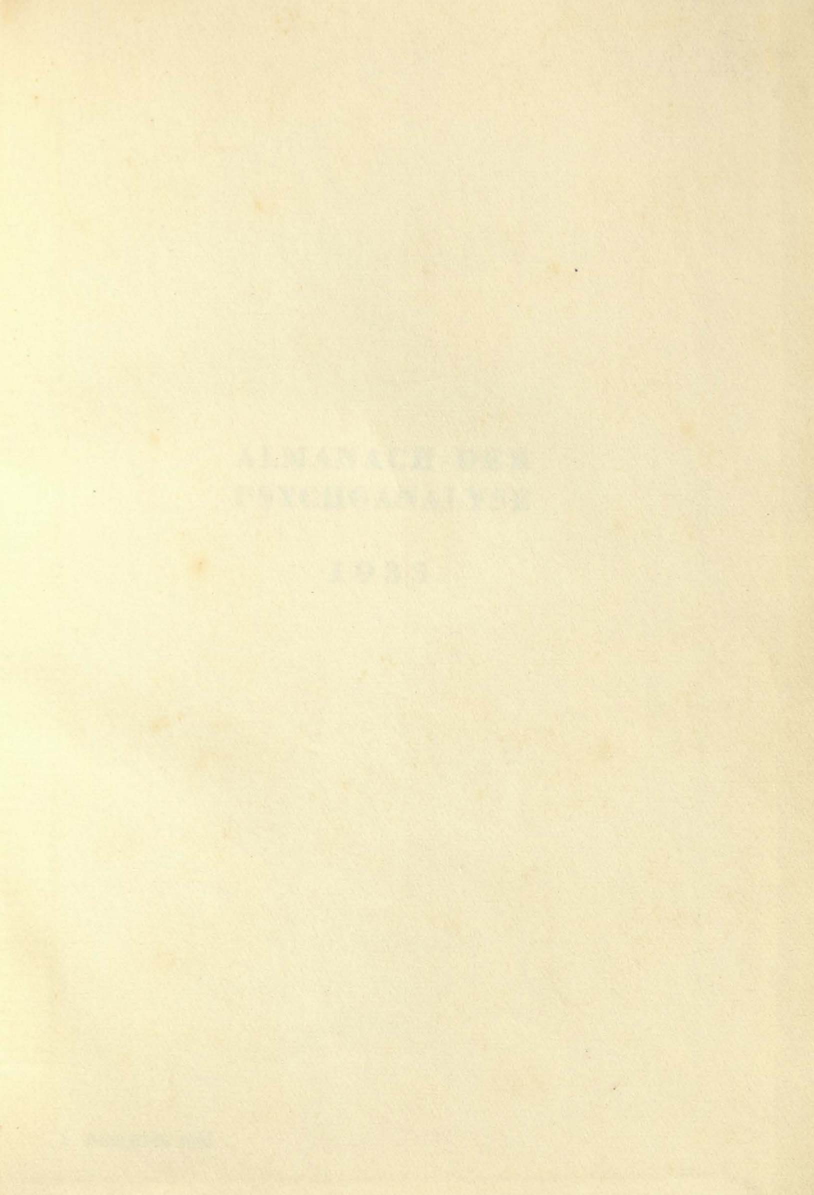
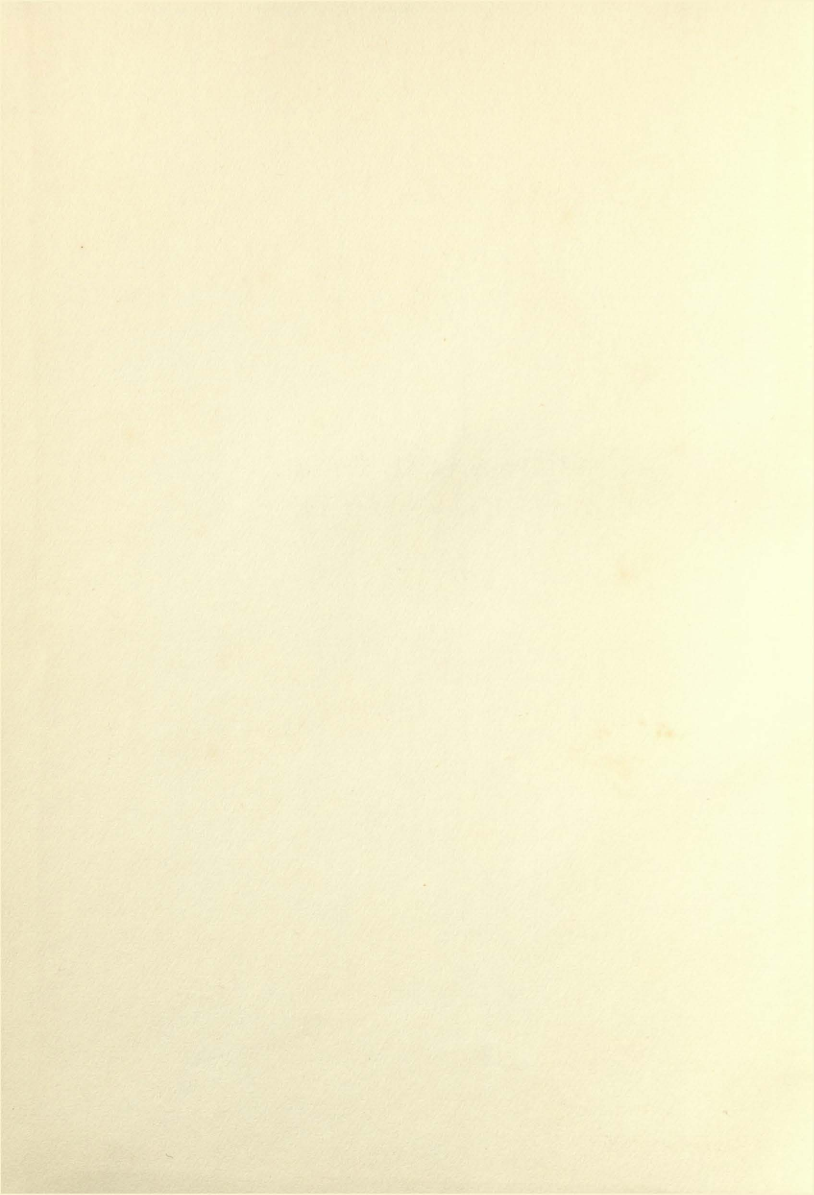
Almanach der Psychoanalyse

1935







ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1935

Almanach
der
Psychoanalyse
1935

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien



Printed in Austria
Druck: Albert Ketterl, Wien XVIII

INHALTSVERZEICHNIS

BILDBEILAGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR 1935

	JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ	APRIL	
Mo	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Mo
Di	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Di
Mi	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27	3 10 17 24	Mi
Do	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28	4 11 18 25	Do
Fr	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Fr
Sa	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Sa
So	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31	7 14 21 28	So

	MAI	JUNI	JULI	AUGUST	
Mo	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Mo
Di	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Di
Mi	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Mi
Do	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Do
Fr	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Fr
Sa	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31	Sa
So	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	So

	SEPTEMBER	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER	
Mo	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	Mo
Di	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	Di
Mi	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	Mi
Do	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	Do
Fr	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	Fr
Sa	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	Sa
So	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	So

Ostersonntag 21. April
Pfingstsonntag 9. Juni

Psycho-Analysis

Von Sigm. Freud

Im Herbst 1934 erschien im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien, der XII. Band der „Gesammelten Schriften“ Sigmund Freuds. Er enthält die Schriften des Verfassers seit dem Erscheinen des XI. Bandes (Frühjahr 1928): „Dostojewski und die Vatertötung“ (enthalten im Almanach 1930), „Das Unbehagen in der Kultur“, „Über libidinöse Typen“ (enthalten im Almanach 1933), „Über die weibliche Sexualität“, „Zur Gewinnung des Feuers“ (enthalten im Almanach 1933), „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (aus denen zwei Abschnitte unter dem Titel „Zum Problem der Telepathie“ und „Die psychischen Instanzen“ im Almanach 1934 wiederabgedruckt wurden) und „Warum Krieg?“. Er enthält zudem zwei ältere Schriften, die in den vorausgegangenen zwölf Bänden nicht enthalten waren: „Der Familienroman des Neurotikers“ (1909) und „Psycho-Analysis“ (1926), sowie Vorworte zu eigenen und fremden Büchern, Gedenkartikel und „Vermischte Schriften“. Die nachfolgende Arbeit war mit einigen Abänderungen in englischer Übersetzung unter dem Schlagwort: „Psycho-Analysis: Freudian school“ in der „Encyclopaedia Britannica“, XIII th Edition, New Vols III, London 1926 erschienen.

Da die Psychoanalyse in der elften Auflage der Encyclopaedia Britannica keine Erwähnung gefunden hat, ist es unmöglich, sich hier auf die Darstellung ihrer Fortschritte seit 1910 zu beschränken. Der wichtigere und interessantere Abschnitt ihrer Geschichte fällt in die Zeit vorher.

Vorgeschichte.

In den Jahren 1880 bis 1882 erfand der Wiener Arzt Dr. Josef Breuer (1842 bis 1925) ein neues Verfahren, um ein an schwerer Hysterie erkranktes Mädchen von

ihren mannigfaltigen Symptomen zu befreien. Er folgte der Ahnung, daß diese Symptome mit den Eindrücken einer aufregenden Zeit von Krankenpflege bei ihrem Vater zusammenhängen könnten, und veranlaßte sie, im Zustand des hypnotischen Somnambulismus diese Zusammenhänge in ihrer Erinnerung aufzufinden und die „pathogenen" Szenen unter ungehemmter Affektentwicklung nochmals durchzuleben. Wenn sie das getan hatte, war das Symptom dauernd geschwunden. Zu dieser Zeit waren die Arbeiten von Charcot und P. Janet über die Entstehung hysterischer Symptome noch nicht vorgefallen. Breuer war also völlig unabhängig von diesen Anregungen. Er verfolgte aber seine Entdeckung nicht weiter; erst ein Jahrzehnt später nahm er sie unter der Mitwirkung von Sigm. Freud wieder auf. Im Jahre 1895 veröffentlichten die beiden Autoren ein Buch, „Studien über Hysterie", das die Funde von Breuer mitteilte und durch die Theorie der Katharsis zu erklären suchte. Es wurde angenommen, das hysterische Symptom entstehe dadurch, daß die Energie eines seelischen Vorgangs von der bewußten Verarbeitung abgehalten und in die Körperinnervation gelenkt werde (Konversion). Das hysterische Symptom sei also ein Ersatz für einen unterbliebenen seelischen Akt und eine Reminiszenz an dessen Anlaß. Die Heilung erfolge durch die Befreiung des irregeleiteten Affekts und die Abfuhr desselben auf normalem Wege (Abreagieren). Die karthartische Behandlung gab vortreffliche therapeutische Resultate, die aber nicht dauerhaft waren und nicht unabhängig von der persönlichen Beziehung des Kranken zum Arzt. Freud, der diese Untersuchungen später allein fortsetzte, veränderte deren Technik, indem er anstatt der Hypnose die Methode der freien Assoziation anwendete. Er schuf den Namen Psychoanalyse, der im Laufe der Zeit zwei Bedeutungen gewann. Er bezeichnet heute 1. eine besondere Behandlungsmethode neurotischer Leiden, 2. die Wissenschaft von den unbewuß-

ten seelischen Vorgängen, die auch treffend „Tiefenpsychologie“ genannt wird.

Inhalt der Psychoanalyse.

Als therapeutisches Verfahren gewinnt die Psychoanalyse immer mehr Anhänger, weil sie mehr für die Kranken leistet als jede andere Behandlungsmethode. Das Gebiet ihrer Anwendung sind die leichteren Neurosen, Hysterie, Phobien und Zwangszustände, ferner Charakterverbildungen, sexuelle Hemmungen und Abnormitäten, wo sie erhebliche Besserungen und selbst Heilungen erzielt. Ihr Einfluß auf Dementia praecox und Paranoia ist zweifelhaft, unter günstigen Umständen kann sie auch schwere Depressionen bewältigen. In allen Fällen stellt sie große Ansprüche an den Arzt wie an die Kranken, erfordert vom ersteren eine besondere Ausbildung und lang dauernde Vertiefung in jeden Kranken, von dem letzteren ansehnliche materielle und psychische Opfer; sie lohnt aber meistens alle Bemühungen. Eine bequeme Panacee für psychische Leiden *(cito, tuto, jucunde)* ist auch die Psychoanalyse nicht; ihre Anwendung hat im Gegenteile erst Aufklärung über die Schwierigkeit und die Grenzen der Therapie bei solchen Affektionen gebracht. Vorläufig gibt es nur in Berlin und Wien private Institutionen, die psychoanalytische Behandlung auch der arbeitenden, unbemittelten Bevölkerung zügänglich machen. Der therapeutische Einfluß der Psychoanalyse ruht auf der Ersetzung unbewußter seelischer Akte durch bewußte und reicht so weit, als dieses Moment bedeutet. Diese Ersetzung wird durch die Überwindung innerer Widerstände im seelischen Leben des Kranken herbeigeführt. Die Zukunft wird wahrscheinlich urteilen, daß die Bedeutung der Psychoanalyse als Wissenschaft des Unbewußten ihre therapeutische Bedeutung weit übertrifft.

Die Psychoanalyse als Tiefenpsychologie betrachtet

das Seelenleben von drei Gesichtspunkten, vom dynamischen, ökonomischen und topischen. In ersterer Hinsicht führt sie alle psychischen Vorgänge — von der Aufnahme äußerer Reize abgesehen — auf das Spiel von Kräften zurück, die einander fördern oder hemmen, sich miteinander verbinden, zu Kompromissen zusammentreten usw. Diese Kräfte sind ursprünglich alle von der Natur der Triebe, also organischer Herkunft, durch ein großartiges (somatisches) Vermögen (Wiederholungszwang) ausgezeichnet, finden in affektiv besetzten Vorstellungen ihre psychische Vertretung. Die Lehre von den Trieben ist auch für die Psychoanalyse ein dunkles Gebiet. Die Analyse der Beobachtung führt zur Aufstellung zweier Triebgruppen, der sogenannten Ichtriebe, deren Ziel die Selbstbehauptung ist, und der Objekttriebe, die die Beziehung zum Objekt zum Inhalt haben. Die sozialen Triebe werden nicht als elementar und unableitbar anerkannt. Theoretische Spekulation läßt die Existenz von zwei Grundtrieben vermuten, die sich hinter den manifesten Ich- und Objekttrieben verbergen, dem Trieb zur immer weiter strebenden Vereinigung, dem Eros, und dem zur Auflösung des Lebenden führenden Destruktionstrieb. Die Kraftäußerung des Eros wird in der Psychoanalyse Libido genannt.

Die ökonomische Betrachtung nimmt an, daß die psychischen Vertretungen der Triebe mit bestimmten Quantitäten Energie besetzt sind *(Cathexis)* und daß der psychische Apparat die Tendenz hat, eine Stauung dieser Energien zu verhüten und die Gesamtsumme der Erregungen, die ihn belastet, möglichst niedrig zu halten. Der Ablauf der seelischen Vorgänge wird automatisch durch das Lust-Unlust-Prinzip reguliert, wobei Unlust irgendwie mit einem Zuwachs, Lust mit einer Abnahme der Erregung zusammenhängt.

Das ursprüngliche Lustprinzip erfährt im Laufe der Entwicklung eine Modifikation durch die Rücksicht auf die Außenwelt (Realitätsprinzip), wobei der psychische

Apparat erlernt, Lustbefriedigungen aufzuschieben und Unlustempfindungen für eine Weile zu ertragen.

Die topische Betrachtung faßt den seelischen Apparat als ein zusammengesetztes Instrument auf und sucht festzustellen, an welchen Stellen desselben sich die verschiedenen seelischen Vorgänge vollziehen. Nach unseren heutigen Einsichten gliedert sich der seelische Apparat in ein „Es", das der Träger der Triebregungen ist, in ein „Ich", das den oberflächlichsten durch den Einfluß der Außenwelt modifizierten Anteil des „Es" darstellt, und in ein „Über-Ich", das, aus dem „Es" hervorgegangen, das Ich beherrscht und die für den Menschen charakteristischen Triebhemmungen vertritt. Auch die Qualität des Bewußtseins hat ihre topische Beziehung, die Vorgänge im Es sind durchwegs unbewußt, das Bewußtsein ist die Funktion der äußersten für die Wahrnehmung der Außenwelt bestimmten Schichte des Ichs.

Hier ist Raum für zwei Bemerkungen. Man darf nicht annehmen, daß diese allgemeinsten Vorstellungen die Voraussetzungen der psychoanalytischen Arbeit sind. Es sind vielmehr ihre spätesten Ergebnisse und der Revision unterworfen *(open to revision)*. Die Psychoanalyse ruht sicher auf der Beobachtung der Tatsachen des Seelenlebens, ihr theoretischer Überbau ist darum noch unvollständig und in beständiger Umwandlung begriffen. Ferner: man soll sich nicht verwundern, daß die Psychoanalyse, die ursprünglich nur pathologische seelische Phänomene erklären wollte, dazukam, eine Psychologie des normalen Seelenlebens zu entwickeln. Die Berechtigung dazu ergab sich, als man fand, daß die Träume und die Fehlleistungen normaler Menschen denselben Mechanismus haben wie die neurotischen Symptome.

Die nächste Aufgabe der Psychoanalyse war die Aufklärung der neurotischen Erkrankungen.

Die analytische Neurosenlehre ruht auf drei Pfeilern,

1. der Lehre von der Verdrängung *(repression)*, 2. von der Bedeutung der Sexualtriebe, 3. von der Übertragung *(transference)*.

Ad 1. Es gibt im Seelenleben eine zensurierende Macht, welche Strebungen, die ihr mißfallen, vom Bewußtwerden und vom Einfluß auf das Handeln ausschließt. Solche Strebungen heißen verdrängt. Sie bleiben unbewußt; wenn man sich bemüht, sie dem Patienten bewußt zu machen, ruft man einen Widerstand *(resistance)* hervor. Solche verdrängte Triebregungen sind aber nicht immer machtlos geworden, in vielen Fällen gelingt es ihnen, sich auf Umwegen Einfluß auf das Seelenleben zu verschaffen, und die so erreichten Ersatzbefriedigungen des Verdrängten bilden die neurotischen Symptome.

Ad 2. Aus kulturellen Gründen werden die Sexualtriebe am intensivsten von der Verdrängung betroffen, gerade bei ihnen mißlingt aber die Verdrängung am ehesten, so daß die neurotischen Symptome als die Ersatzbefriedigung der verdrängten Sexualität erscheinen. Es ist nicht richtig, daß das Sexualleben des Menschen erst mit der Pubertät beginnt; es ist vielmehr vom Anfang des Extrauterinlebens an nachweisbar, erreicht einen ersten Höhepunkt bis zum fünften Jahr (Frühperiode) und erfährt dann eine Hemmung oder Unterbrechung (Latenzzeit), der durch die Pubertät, den zweiten Gipfel der Entwicklung, ein Ende gemacht wird.

Der zweizeitige Ansatz des Suxuallebens scheint für das Genus Homo charakteristisch zu sein. Alle Erlebnisse dieser ersten Kindheitsperiode sind von großer Wichtigkeit für das Individuum, im Verein mit der ererbten sexuellen Konstitution stellen sie die Dispositionen für die spätere Charakter- und Krankheitsentwicklung her. Es ist unrichtig, die Sexualität mit der „Genitalität" zusammenfallen zu lassen. Die Sexualtriebe machen eine komplizierte Entwicklung durch, an deren Ende erst der „Primat der Genitalzonen" steht. Unter-

wegs stellen sich mehrere „prägenitale" Organisationen her, an denen sich die Libido „fixieren" kann und zu denen sie im Falle späterer Verdrängung zurückkehrt (Regression). Die infantilen Fixierungen der Libido treffen die Entscheidung über die spätere Wahl der Erkrankungsform. So erscheinen die Neurosen als Entwicklungshemmungen der Libido. Spezifische Ursachen der neurotischen Erkrankung finden sich nicht, quantitative Verhältnisse entscheiden über den Ausgang der Konflikte in Gesundheit oder neurotische Funktionshemmung.

Die wichtigste Konfliktsituation, die das Kind zu lösen hat, ist die der Beziehung zu den Eltern, der Ödipuskomplex; an seiner Bewältigung scheitern regelmäßig die zur Neurose Bestimmten. Aus den Reaktionen gegen die Triebansprüche des Ödipuskomplexes gehen die wertvollsten und sozial bedeutsamsten Leistungen des menschlichen Geistes hervor, sowohl im Leben des Einzelnen wie wahrscheinlich auch in der Geschichte der menschlichen Art überhaupt. Bei der Überwindung des Ödipuskomplexes entsteht auch die das Ich beherrschende sittliche Instanz des Über-Ichs.

Ad 3. „Übertragung" nennt man die auffällige Eigentümlichkeit der Neurotiker, Gefühlsbeziehungen zärtlicher wie feindseliger Natur zu ihrem Arzt zu entwickeln, die nicht in der realen Situation begründet sind, sondern aus der Elternbeziehung (Ödipuskomplex) der Patienten stammen. Die Übertragung ist ein Beweis dafür, daß auch der Erwachsene seine einstige kindliche Abhängigkeit nicht überwunden hat, sie deckt sich mit der Macht, die man „Suggestion" genannt hat; ihre Handhabung, die der Arzt erlernen soll, setzt ihn allein in den Stand, den Kranken zur Überwindung seiner inneren Widerstände und zur Aufhebung seiner Verdrängungen zu bewegen. Die psychoanalytische Behandlung wird so zu einer Nacherziehung des Erwachsenen, einer Korrektur der Erziehung des Kindes.

Viele Gegenstände von allgemeinstem Interesse können in diesem kurzen Abriß der Psychoanalyse nicht erwähnt werden, z. B. die Sublimierung der Triebe, die Rolle der Symbolik, das Problem der Ambivalenz u. a. Auch die Anwendungen der auf ärztlichem Boden entstandenen Psychoanalyse auf Geisteswissenschaften wie Kultur- und Literaturgeschichte, Religionswissenschaft und Pädagogik, die täglich mehr an Bedeutung gewinnen, sind hier leider nicht zu würdigen. Es genüge die Bemerkung, daß die Psychoanalyse — als Psychologie der tiefen, unbewußten Seelenakte — das Bindeglied zwischen der Psychiatrie und all diesen Geisteswissenschaften zu werden verspricht.

Äußere Schicksale der Psychoanalyse.

Die Psychoanalyse, deren Anfänge durch zwei Daten (Breuer und Freud, Studien über Hysterie, 1895; Freud, Traumdeutung, 1900) bezeichnet werden können, fand zunächst kein Interesse bei Ärzten und Publikum. 1907 begann die Beteiligung von Schweizer Psychiatern unter der Führung von E. Bleuler und C. G. Jung in Zürich. 1908 fand in Salzburg die erste Zusammenkunft der Anhänger aus verschiedenen Ländern statt. 1909 wurden Freud und Jung von I. Stanley Hall nach Amerika eingeladen, um an der Clark University, Worcester, Mass., Vorlesungen über Psychoanalyse zu halten. Das Interesse in Europa stieg nun rasch an, äußerte sich aber in sehr energischer, oft unwissenschaftlich gefärbter Ablehnung. Diese Feindseligkeit war von medizinischer Seite motiviert durch die Betonung des psychischen Moments in der Psychoanalyse, von philosophischer durch die fundamentale Annahme des Begriffs unbewußter Seelentätigkeit, gewiß am stärksten aber durch die allgemein menschliche Abneigung, dem Moment des Sexuallebens jene Bedeutung zuzugestehen, die ihm die Psychoanalyse einräumte. Trotz der allgemeinen Oppo-

sition war die Bewegung zugunsten der Psychoanalyse nicht aufzuhalten. Ihre Anhänger organisierten sich zu einer Internationalen Vereinigung, die die Probe des großen Krieges gut bestanden hat und gegenwärtig (1925) die Ortsgruppen: Wien, Berlin, Budapest, London, Schweiz, Holland, Moskau, Kalkutta und zwei amerikanische umfaßt. Mehrere Zeitschriften dienen den Absichten dieser Gesellschaften, die „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", die „Imago" (für Anwendung auf die Geisteswissenschaften), und das International Journal of Psycho-Analysis. In den Jahren 1911 bis 1913 fielen die früheren Anhänger Alfred Adler (Wien) und C. G. Jung (Zürich) von der Bewegung ab und gründeten eigene Richtungen, denen die allgemeine Feindseligkeit gegen die Psychoanalyse einen wohlwollenden Empfang sicherte, die aber wissenschaftlich steril geblieben sind. 1921 stiftete Dr. M. Eitingon in Berlin die erste öffentliche psychoanalytische Poliklinik und Lehranstalt, der bald eine zweite in Wien folgte.

Das psychoanalytisch Sinnvolle

Seelische Kontinuität und Determinismus

Von Imre Hermann, Budapest

Die Redaktion der von Sigmund Freud herausgegebenen deutschsprachigen Organe der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" und der „Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen") geben seit Beginn des Jahres 1934 Beihefte heraus, in denen Monographien und Einzeluntersuchungen zum Abdruck gelangen sollen. Als erstes Beiheft ist eine Arbeit von Imre Hermann „Die Psychoanalyse als Methode" erschienen, aus dessen III. Kapitel („Die Verarbeitung des gewonnenen Materials") wir den ersten Abschnitt zum Ausdruck bringen.

Wir sahen, wie die analytische Konstellation den Analysanden zum Gestehen seiner Geheimnisse treibt. Aus dem Tiefsten und Lebenswichtigsten muß er schöpfen, alles, was in ihm ist, muß er offenbaren. So wäre — sollte man meinen — die Analyse eine Reihe erschütternder Beichten, endloser Geständnisse. Zum Teil ist sie es ja auch — doch nicht im ganzen. Einmal lernt der Analysand vieles von seinem Innersten erst durch die Analyse kennen, sein Mitteilen kann höchstens ein Ringen nach Geständnissen — ein Ringen gegen die Widerstände — sein. Dann wäre er auch gezwungen, in den vielen Stunden der Analyse, Monate und Jahre hindurch, mit bewußter Absicht immer am Tiefsten und Lebenswichtigsten zu rühren. Der Analysand spricht viel mehr von allem, er bringt Geständnisse ebenso wie die Einfälle des Alltags. Doch ist alles, was er bringt, was er in der analytischen Stunde sagt und

empfindet, jedes Thema, das er berührt, ja alles, was er in der Gegenwart oder auch unter dem Einfluß des Analytikers anderswo treibt, all sein Gebärdenspiel und seine Mienensprache, analytisches Material.

War bisher von den Einstellungen die Rede, die geeignet sind, das analytische Material zutage zu fördern, so soll jetzt von den Voraussetzungen gesprochen werden, die zum Verstehen und Verwenden dieses Materials notwendig sind. Daß es in jedem Falle verstanden werden muß und kann, — ist schon eine Voraussetzung der analytischen Theorie. Sie besagt, daß jeder Einfall des Analysanden sinnvoll ist, sinnvoll in einer ganz bestimmten Bedeutung.

Betrachten wir ein Beispiel. Eine Patientin fängt die analytische Stunde mit der Erzählung einer kleinen Begebenheit an: sie habe im Autobus einen ihrer Handschuhe verloren. Der erste Einfall, der sich daran knüpft, ist: Wenn es noch mein Taschentuch gewesen wäre! Warum gerade Taschentuch? Nun ja, das erinnere an galante Geschichten, an die Dame und den Ritter, an französische Hofepisoden. Die Stunde geht weiter, — sie spricht davon, wie sie in ihrer Mädchenzeit umschwärmt wurde, was für ein begehrtes Mädchen sie war. Am Ende noch eine kleine Fehlhandlung: Sie schließt ihre Tasche auf, schaut hinein und schließt sie wieder zu. Auf meine Frage gesteht sie, sie hätte das Gefühl gehabt, als habe sie ihr Taschentuch soeben hier verloren.

Was wir an dem Beispiel demonstrieren wollten, ist die Bedeutsamkeit schon des ersten, scheinbar nichtigen Einfalles. Es ist kein Zufall, daß die Patientin auf den Gedanken des Taschentuches kam, — wir sagen, dieser Einfall war determiniert.

Doch hier müssen wir stehenbleiben. Das Determiniertsein der seelischen Inhalte ist kein Novum, das von der Psychoanalyse in die Seelenwissenschaft gebracht wurde. Der Kampf der Deterministen und In-

deterministen ist eine uralte Fehde, deren Schauplatz zwischen Philosophie, Theologie und Psychologie wechselt. Hier wurde der Standpunkt der Deterministen zuletzt von der sogenannten Assoziationspsychologie vertreten. Nach ihr wäre alles, was in der Seele auftaucht, von den Gesetzen der Ideenassoziation bestimmt: dem Gesetze der (örtlichen und zeitlichen) Berührung und dem Gesetze der Ähnlichkeit. Alles, was uns einfällt, fällt uns ein, weil es mit dem Vorangehenden örtlich oder zeitlich verknüpft war, oder weil eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Inhalten besteht. Der seelische Verlauf wird durch die Gesetze der Berührung und der Ähnlichkeit determiniert.

Freud sagt etwas anderes. Nicht äußere oder innere Assoziation, nicht Berührung oder Ähnlichkeit, sondern der Sinn der Seeleninhalte wirkt determinierend, läßt sie miteinander verknüpfen. In unserem Beispiel hieße das, daß nicht etwa das örtliche Beisammensein von Handschuh und Taschentuch die Verknüpfung herbeiführte, sondern ein innerer Sinn, der sich im Laufe der analytischen Stunde immer mehr vertiefte. Es kam noch manches hinzu: es kam die Rede auf den Gatten, der beim Verlieren des Handschuhs zugegen war, auf die näheren Umstände des Verlierens — sie habe Kastanien, die ihr Mann ihr gekauft hat, aus der Tüte nehmen wollen —, und daran knüpft sich auch der Gedanke, daß sie die Kastanien für den Mann immer selber aus dem Feuer holen muß. Der Sinn des Einfalles heißt also: möchte doch jemand kommen, mir den Hof zu machen, einer, der ritterlicher ist als mein Mann, einer, der nicht selber Dienstleistungen von mir erwartet, einer, der mich so anbetet, wie ich in meiner Mädchenzeit angebetet worden bin. Oder kürzer: man möge mich doch lieben und bedienen, besser als mein Mann es tut. Aber abgekürzt ist es nicht mehr dasselbe: im Sinn des Taschentucheinfalles ist eben alles enthalten, das Liebesbedürfnis, die dahinschwindende Jugend, die Kasta-

nien, der unbeholfene Gatte. Auch das Thema des Stundenbeginns selbst ist in diesem Sinn-Knäuel enthalten: Der erste Einfall konnte darum sinnvoll sein, weil er schon aus diesem Thema-Sinn-Knäuel herausgeschleudert wurde. Ja, einen Schritt weitergehend, sehen wir nicht nur das Thema, sondern auch den Kern seines Tatbestandes, das Verlieren des Handschuhs selbst, in diesem Sinn eingebettet, was durch die Episode am Ende der Stunde — als sog. passagères Symptom (Ferenczi) — auch angedeutet wird. Der Sinn des Tatbestand-Kerns ist schon dem Sinn des neurotischen Symptoms analog, dessen Auflösung den Analytiker seinem Ziele nach beschäftigt.

Wie der Einfall einen Sinn hat, so kann auch die ganze analytische Stunde einen Sinn haben. Wenn wir z. B. sagen, daß sie bei einer gewissen Patientin mit Gedanken an die Scheidung erfüllt war, so kann man dies so kurz ausdrücken, nur weil sich zwischen dem Analytiker und dem Analysanden schon eine gemeinsame Sprache herausgebildet hat. Tatsächlich ist in diesen Gedanken an die Scheidung weit mehr enthalten, eine ganze Fülle aktueller und vergangener Erlebnisse.

Wir können auch vom Sinn einer Lebensperiode sprechen, wie z. B. bei einer Patientin, die sich lange Zeit hindurch mit ihrer schwerkranken Schwägerin identifizierte, woraus sich viele ihrer Krankheitssymptome erklären ließen, — der Schwägerin, die die Frau ihres heißgeliebten Bruders war.

Oder wir können auch den Sinn eines bestimmten Verhaltens angeben; als Beispiel sei ein Patient angeführt, bei dem sich jede noch so starke Liebe bei dem nichtigsten Zwischenfall in ein leidenschaftliches Haßgefühl wandelt, das jede Spur der Liebe im Nu auszulöschen vermag. Der Sinn dieser eigenartigen Ambivalenz liegt in seinem Verhältnis zum Vater, den er mit acht Jahren verlor. In der frühen Kindheit hing er mit großer Liebe an ihm; diese Liebe wurde von der Mutter

erschüttert, die den schon kränkelnden Vater stets derb anfuhr und verächtlich machte. Der Knabe mußte in seiner Identifizierung mit der Mutter auch ihren Haß gegen den Vater übernehmen: seine Liebe für ihn mußte oft durch plötzliche Haßanwandlungen unterbrochen werden. Das wirkte determinierend auf das spätere Leben, hier liegt der verborgene Sinn seines Verhaltens, sein ständiges Suchen nach dem Vater und seine Empfindlichkeit jedem Fehler gegenüber.

Was ist nun das Gemeinsame dieser Beispiele? Was heißt es, den Sinn eines Einfalles, einer analytischen Stunde, einer Lebensperiode, eines Verhaltens angeben zu können? Es heißt etwas ganz Bestimmtes und Wesentliches: es heißt, den Einfall, die Gedankenreihe, die Lebensperiode, das Verhalten *in das Seelenkontinuum der Person einreihen zu können.* Etwas analytisch zu verstehen, heißt den Platz kennen, den dieses Etwas in dem Seelenkontinuum der Person einnimmt. Dieser Platz ist jedoch nicht mit einem Punkt zwischen anstoßenden Punkten zu bezeichnen, (wie es die Assoziationspsychologie erfordern würde,) sondern mit einer verzweigten, sich hin und her windenden Kurve, mit einer viele Fäden umspannenden Verdichtung im Seelengewebe. Der Kontinuität sind auch die verdrängten Seelenteile unterworfen, da die Verdrängung nur in gewissen Richtungen den Weg der seelischen Abläufe abbricht.

Jetzt verstehen wir auch, warum schon der erste Einfall als sinnvoll-determiniert angenommen werden mußte: er kommt eben auch aus dem vom Thema berührten Kontinuum der Seele, reißt alles Anhaftende mit sich, ist mit allem Angrenzenden verwoben. Wir könnten hier das Bild eines aus dem Wasser gehobenen Gegenstandes gebrauchen: Er ist durch und durch naß, er ist mit dem Stoff, den er soeben verließ, vollgesogen, ist mit dem schon verlassenen Element durch die ihm anhaftende Nässe noch immer verknüpft. So vollgesogen

mit allem Umgebenden, was in der Seele ist und war, ist auch jeder Einfall, der sich von dem Kontinuum der Seele loslöst.*) Nur dem Strömen der freien Assoziation entlang wird es klar, wie viele Fäden von den einzelnen Einfällen und vom Thema her in die Seelengeschichte des Analysanden führen. Wir stehen hier einer Erfahrungstatsache gegenüber. Die freie Assoziation besitzt eine Funktion, welche als s i n n e n t l o c k e n d zu bezeichnen ist.

---

*) Dieser Vergleich bringt vielleicht jene oft beobachtbare Tatsache dem Verständnis näher, wonach es gerade der e r s t e Einfall ist, der die wichtigsten Wege ins Unbewußte eröffnet. Oft wird sozusagen schon das ganze heimliche Schloß durch den ersten Einfall aufgetan, nur daß er sich eben — oder gerade darum — dem verwerfenden Urteil der Kritik gegenüberfindet, die einem solchen Gedanken-Herkömmling nicht traut. — Doch darf mit Übertreibung und Umkehrung dieser Tatsache nicht gefolgert werden, daß die Lösung so und so lautet, w e i l das schon im ersten Einfall enthalten war.

Die psychoanalytische Therapie

Von Richard Sterba, Wien

Vorgetragen im Wiener Akademischen Verein für medizinische Psychologie am 17. Mai 1934.

Meine Damen und Herren!

Der Versuch, die analytische Therapie vor Ihnen darzustellen, erschien mir in mehr als einem Sinne gerechtfertigt. Soviel mir erinnerlich, ist eine kursorische Gesamtdarstellung der analytischen Therapie, soweit dies eben im Rahmen eines Vortrags möglich ist, vor Ihnen bisher nicht unternommen worden. Sie haben andererseits eine Reihe von Vorträgen in den letzten Jahren gehört, die Details der analytischen Therapie, Neuerungen der Technik, vor Ihnen aufrollten, andere, die anderen Spezialthemen der Analyse gewidmet waren und doch dabei Streiflichter auf therapeutisches Gebiet zu werfen nicht vermeiden konnten. So könnte mein Vortrag seine Berechtigung als kommentarischer Nachtrag zu diesen Vorträgen erweisen, gleichwie als Vorbereitung für künftige solche Vorträge von analytischer Seite. Ich meine aber, daß wir diese Rück- und Vorschau vernachlässigen dürfen und im Aktuellen verweilen können. Gestehen wir uns recht, die Wirksamkeit der analytischen Therapie ist für viele unter Ihnen ein Geheimnis, zu dem Sie den Schlüssel nicht recht finden können. Das hängt mit der sonderlichen Abwegigkeit des neurotischen Prozesses zusammen, die unserem bewußten Denken so fremd ist und mit der uns erst das Studium der Analyse vertrauter macht. Die vielen Voraussetzungen aus der Neurosenlehre, die eine Darstellung der analytischen Therapie verlangt, erschweren eine Darlegung derselben außerordentlich, und man gerät allzuleicht in die Gefahr, statt des Eigentlichen bei den Voraussetzungen zu verweilen, ein Fehler, den auch ich nicht werde ganz umgehen können. Aber wenn Sie mir die freundliche Geduld

schenken, mich bis zu Ende anzuhören, dann wird vielleicht das eine oder das andere wichtige Stück des „Geheimnisses“ der analytischen Therapie für Sie doch lüftbar werden.

Sie wissen, eine Therapie befriedigt den wissenschaftlich eingestellten Arzt nicht, wenn er nicht weiß, wie sie wirkt. Die Voraussetzung für die Möglichkeit dieses Wissens ist die Kenntnis des Getriebes der Organe und ihrer Beziehungen zueinander im gesunden und im kranken Zustand, also die Physiologie und die Pathologie. Dies gilt für das Soma sowohl wie für die Psyche. In der Psychoanalyse nun existiert eine besondere Beziehung zwischen der Kenntnis des Getriebes, also der Psychodynamik, und den therapeutischen Bemühungen an der neurotisch erkrankten Seele. Denn von Anfang an war in der Psychoanalyse das therapeutische Verfahren gleichzeitig auch Erkenntnisweg und Erkenntnismittel für den pathologischen Zustand wie für den normalen, der durch die Therapie erreicht wurde.

Auch diese Tatsache ist kein vollständiges Novum in der Medizin. Ich darf Sie an die Pharmakologie und Pharmakodynamik des Herzens erinnern und wie reichlich von diesen Wissenszweigen aus die Wege zur Erforschung der Kardiopathologie und Kardiophysiologie liefen. Wenn aber auch dieser Weg zur Erkenntnis normaler und pathologischer Zustände und ihrer Dynamik von der Therapie aus kein neuer war, so war doch neu und großartig der Umfang, zu der dieser Erkenntnisweg in der Psychoanalyse sich erweitern sollte. Denn, und dies ist ein Grundstein der psychoanalytischen Therapie, erkennen und heilen fallen im therapeutischen Prozeß der Analyse zusammen, sie sind dasselbe. Und dies vermöge der spezifischen Struktur der neurotischen Vorgänge und der dynamischen Erledigung der in ihnen wirksamen Kräfte durch den therapeutischen Prozeß des Bewußtmachens, worüber wir eben abzuhandeln haben.

Sie wissen, wie mit der Zunahme der Genauigkeit der Erforschung auf naturwissenschaftlichem Gebiet zunächst die Verhältnisse, die zu erforschen sind, für das betrachtende Auge eine Reihe von Komplikationen erfahren. Wenn Sie sich etwa die Lehre von der Karzinose vor Augen führen, — das Karzinom ist als selbständige, regressive Proliferation von Gewebsanteilen im sonst normal erscheinenden Gewebe für einen Vergleich mit dem neurotischen Symptom aus dem Gebiete der somatischen Pathologie vielleicht am besten herauszugreifen, — wenn Sie verfolgen, wie das Karzinom aus zunächst klinisch-histologischen Befunden für die wissenschaftliche Erkenntnis zu einer Gesamtkrankheit erweitert werden mußte, wenn Sie sich vor Augen halten, wie der Einfluß der Karzinose auf den Chemismus des Körpers, auf die endokrinen Steuerungen entdeckt wurde, bis die Lehre von der Karzinose nunmehr ein eigener Zweig der medizinischen Wissenschaft geworden ist, so müssen Sie sich Ähnliches für die vierzig Jahre analytischer Neurosenlehre vorstellen, die uns eine Fülle von Bereicherungen und Komplikationen an unserem theoretischen Gebäude gebracht haben. In einer didaktischen Darstellung aber besteht das Bemühen zu Recht, die ursprünglichen einfachen Vorstellungen vom pathologischen Geschehen zu wiederholen und an ihnen, gewissermaßen historisch, die Korrekturen zu entwickeln, die das einfache Schema im Laufe der Forschungen erleiden mußte.

Das Grundschema der psychoanalytischen Vorstellung von der Genese der Neurose ist Ihnen wohl bekannt. Das neurotische Symptom verdankt seine Entstehung der Wiederkehr verdrängter seelischer Regungen. Diese Regungen, gegründet auf organisch bedingte Triebstrebungen, sind der Verdrängung verfallen, d. h. also von der bewußten Persönlichkeit bis zum Nichts-davon-Wissen abgewiesen worden, weil die Zielinhalte dieser Regungen ihrer grobsexuell-inzestuösen oder grausam haßer-

füllten Natur wegen sich mit den ästhetischen und ethischen Normen der Persönlichkeit nicht vereinen ließen. Zunächst freilich ist diese Verdrängung ein Werk äußerer Einwirkung, nämlich der Erziehung, denn erst die erzogene Persönlichkeit verdrängt selbständig und automatisch. Die Verdrängung geschieht deshalb auch in wesentlichem Anteil in einer Zeit, in der die Bildsamkeit der Seele solche Einflußnahme am weitesten zuläßt, in früher Kindheit. Erziehen heißt wohl in dieser ersten Zeit nichts anderes, als das Bündel diffuser, einander sogar vielfach widersprechender, triebhafter Zielstrebigkeiten, als die uns triebpsychologisch das kleine Wesen frühsten Alters erscheinen muß, vereinen, ausgleichen, unterdrücken, um es mit der Umwelt und den sozialen Normen des Kreises, dem das Kind angehören soll, in Einklang zu bringen. Der mächtigste Motor für dieses Werk der Verdrängung ist die Angst; und zwar zunächst die Angst vor dem Verlust der Pflegeperson, im Durchschnitte also der Mutter. Später kommt die Angst vor Strafen körperlicher und seelischer Art hinzu.

Das Verdrängen der Triebregungen gleicht völlig einer Flucht vor ihnen, aber einer sonderbaren, halb mißglückten Flucht. Denn die organischen Triebquellen, die in unser Körperinneres eingebettet sind und die von ihrer endokrinen Funktion nicht lassen, tragen wir auf dieser Flucht mit uns: einer Flucht also, auf die man den Träger der Gefahr mitnimmt. Und gegen diese Gefahr muß daher, damit man sie nicht sieht, nicht allzu sehr zu spüren bekommt, ein Damm aufgeschüttet, eine Abhaltung aufgerichtet werden, die für den sicheren Gewahrsam des Verdrängten sorgt. Sie merken, daß uns die Verdrängung psychisch eine Kraft raubt, nämlich die der verdrängten Regung, und einen Aufwand kostet, nämlich die Gegenkraft, die wir zur Niederhaltung der verdrängten Regung aufwenden müssen. Die Verdrängung erfordert anfangs eine gewaltige aktive Anstrengung, später, wenn es nur mehr gilt, nachzuverdrängen, läuft

sie ab wie ein automatischer Prozeß, ohne intensiveres Dazutun der bewußten Persönlichkeit.

Die neurotische Erkrankung tritt nun ein, wenn das Gleichgewicht: dynamisches Moment der verdrängten Triebregung und Gegenkraft, die wir Gegenbesetzung nennen wollen, sich zu Gunsten der verdrängten Regung verschiebt. Dann bricht nämlich die verdrängte Regung in die bewußte Persönlichkeit ein und diese muß sich vermöge ihrer Schwäche gegenüber der triebhaften Regung diesen Einbruch gefallen lassen. Allerdings ist bei diesem Einbruch, wenn es sich um eine Neurose handelt, die bewußte Persönlichkeit der Triebregung gegenüber noch stark genug, diese von der direkten Befriedigung abzuhalten; das Triebverlangen darf sich nicht offen zeigen, es muß eine Formveränderung vornehmen, eine Entstellung. Die neue Form, in der es in Erscheinung tritt, ist das neurotische Symptom.

Ich will versuchen, Ihnen dieses reduzierte Schema der Symptombildung an einem Beispiel zu veranschaulichen. Es ist nicht leicht, ein Symptom an einem Erwachsenen zu finden, an dem sich dieser relativ einfache Aufbau zeigen läßt, denn regelmäßig sind Symptome viel komplizierter gebaut, und auch in dem hier geschilderten Fall werden wir im weiteren Verlaufe unser einfaches Schema ein wenig erweitern müssen.

Ein zweiundzwanzigjähriger junger Mann hatte bei einem Sexualverkehr eine Skabies akquiriert. Bei der Behandlung dieser Affektion war ihm etwas Wilkinson-Salbe auf das Praeputium gelangt, hatte dort eine Exkoriation verursacht, die sich sekundär infizierte. Daran hatte sich eine Lymphangitis angeschlossen, die ein längeres Krankenlager, durch mehrere Wochen, notwendig machte. Als er nun wieder gesund war und den Sexualverkehr wieder aufnehmen wollte, zeigte es sich, daß er dazu unfähig war, weil seine Erektion mangelhaft war, ja schließlich ganz versagte. Er war also impotent geworden. Gleichzeitig aber trat neben den Zeichen einer

allgemeinen Ängstlichkeit ein sehr quälendes Symptom auf. Er bekam, wenn er in einem öffentlichen Lokale war, das Gefühl, die Haare stellten sich ihm auf und alle Leute sähen ihn deswegen an. Dieses Gefühl verursachte ihm Erröten und Angst, er mußte auf die Toilette laufen, um die Haare feucht niederzubürsten. Das hielt einige Minuten vor, dann trat bald nach seiner Rückkehr ins Lokal dieses unangenehme Gefühl der aufgestellten Haare neuerdings ein, so daß er seinen Gang auf die Toilette während eines Kaffeehausbesuches sechs bis sieben Male wiederholen mußte. Der ganze Zustand wurde bald so quälend, daß er es womöglich vermied, Lokale aufzusuchen, in denen er den Hut abnehmen mußte. Schließlich suchte er die Analyse auf.

Wir wollen unser Schema an den Fall anwenden. Sie merken, unser Patient hat seine genitalen Regungen verdrängt, die Kraft, die ihm geraubt ist, ist die genitale Funktion, was sich eben im Erektionsmangel äußert. An der erhöhten Ängstlichkeit können Sie gewissermaßen die Wirksamkeit der Gegenkraft erkennen, die die Verdrängung aufrechterhalten sollte. Aber fast gleichzeitig erfolgt ein Durchbruch der verdrängten Regung; Sie haben es längst bemerkt, daß sich ihm die am Genitale mangelnde Erektion an den Haaren darstellt, nicht wirklich, sondern imaginär — es ist dies ein Zeichen des magischen Zuges, dessen kein neurotisches Symptom entbehrt. Die verdrängte Regung ist aufdringlich geworden, dabei unverständlich, eben entstellt, in unserem Falle noch dazu protesthaft, wie ein Widerspruch gegen den wirklichen Befund des Erektionsmangels, nämlich als öffentliches Schauspiel. Ich muß dazu bemerken, daß dies infantile, kindliche Züge sind, die die Regung im Symptom angenommen hat.

Sie sehen schon, mit unserem einfachen Schema kommen wir hier nicht aus, denn abgesehen von den infantilen Zügen, die einer besonderen Erklärung bedürfen, ist es ein Moment, das uns auffällt. Die Verdrängung ge-

schah gar nicht mit Willen des Betreffenden, ja sie vollzieht sich in unserem Falle gegen ihn. Er hatte wohl während seines Krankenlagers gedacht: „Jetzt lasse ich von der Sexualität, wenn sie mir solche Scherereien bringt", aber nachher war es ihm so wenig ernst damit, wie unseren Pubertierenden so häufig mit ihren Onanieabstinenzvorsätzen. Hier hatte etwas Stärkeres in seiner Persönlichkeit seine Wirkung ausgeübt und die Verdrängung besorgt, ohne seinen Willen, ja gegen ihn. Dieses Stärkere, Unbekannte hält Aufsicht über die Verdrängung, mit Argusaugen, von denen wie beim Argus allerdings manchmal ein Teil schläft, nämlich wenn wir selbst schlafen und wenn dann in die Träume Triebregungen einschlüpfen, die wir bei Tag nicht an uns bestehen ließen.

Freud nannte dieses Andere, das über die Verdrängung wacht und das Nachverdrängen besorgt, zunächst Zensur, weil ihm zuliebe die Entstellung eintritt, wenn die verdrängte Regung wiederkehrt, später nannte er es Über-Ich, weil es eine Institution ist, im Ich errichtet, damit sie über das Ich wache, es kritisiere und über Gut und Böse richte, also nichts anderes als unser Gewissen. Merkwürdig genug und nur aus seiner Genese verständlich, daß dieses Gewissen, wie in unserem Falle, weiter reicht als das Wissen und strenger ist als dieses. Dies hängt freilich damit zusammen, daß bei unseren Patienten auch die Wünsche böser waren, als er es wußte.

Ich muß hier noch einiges über die Genese seines Symptoms nachtragen. Während der Krankheit hatte die Mutter ihn gepflegt und verbunden. Es ließ sich nicht vermeiden, daß sie sein Genitale dabei sah. Das Zeigen des Genitales aber hatte in seiner Kindheit eine große Rolle gespielt. Als Knabe war er der jüngeren Schwester gegenüber sehr stolz auf sein männliches Genitale und verlangte geradezu deren Bewunderung. Das ist nichts gerade Abnormes, wir können in Kinderstuben leicht

ähnliches beobachten. Besonders aber waren an die Mutter diese zeigelustvollen Regungen gerichtet, schon als an die nächste ständig um ihn befindliche Pflegeperson, die ja auch die Reinlichkeitsprozeduren an ihm vorzunehmen hatte. Diese Zeigelust wurde ihm nun als Kind wiederholt energisch abgestellt, und nicht nur am Genitale, was uns gleich einen weiteren Zug an seinem Symptom erklären wird. Er hatte als Kind wunderbare lange, blonde Haare, auf die er sehr stolz war und die einen weiteren Gegenstand seiner Zeigelust bildeten, bis der Vater, als der Sohn fünf Jahre alt war, ihn als zu groß dafür befand und auf seinen Auftrag die Haare geschnitten wurden. Er hatte damals auch die Geschichte von Samson und Delila gehört und daß Samsons männliche Kraft mit dem Fallen der Haare gebrochen war. Zu gut und zu tief hatte er diese Symbolik als Kind erfaßt.

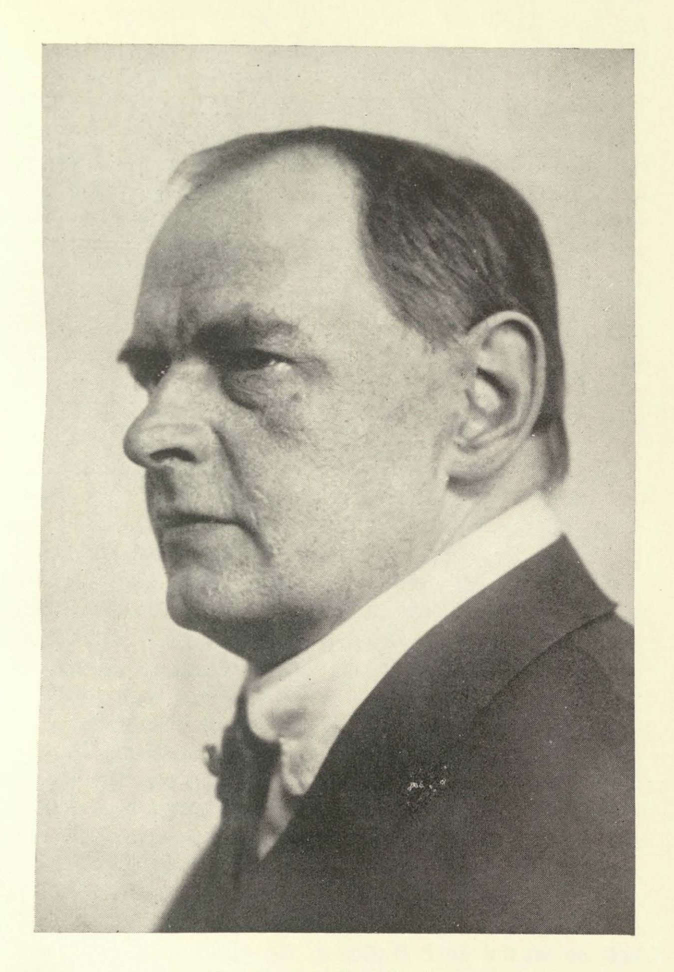
Ein Übriges geschah noch während seines Krankenlagers. Er las der Mutter den Don Carlos vor. Die Wahl dieses Stückes geschah nicht ohne unbewußtes Verständnis für die Dichtung, die er schon gekannt hatte.*) In diesem Drama Schillers begehrt bekanntlich der Sohn die Mutter, in leichter Entstellung allerdings, denn Elisabeth von Valois ist Don Carlos' Stiefmutter, aber immerhin die Frau des Vaters. Wir wissen, wie Don Carlos daran zugrundegeht. Und wenn Schiller die Offenheit dieser Darstellung unbewußter Regungen mit einer siebenjährigen Hemmung seiner dramatischen Produktion büßte — ich weiß nicht, ob Sie sich recht vorstellen, was es für einen Dichter von der herrlichen Produktionskraft Schillers heißt, sieben Jahre nichts zu schreiben, als philosophische und ästhetische Essays —, wenn Schiller den Don Carlos mit sieben Jahren Hemmung büßte, die er erst überwand, als sein Vater gestorben

*) Hiezu siehe Hanns Sachs, Gemeinsame Tagträume. Int. psych. Verlag. Wien 1924. S. 51ff.

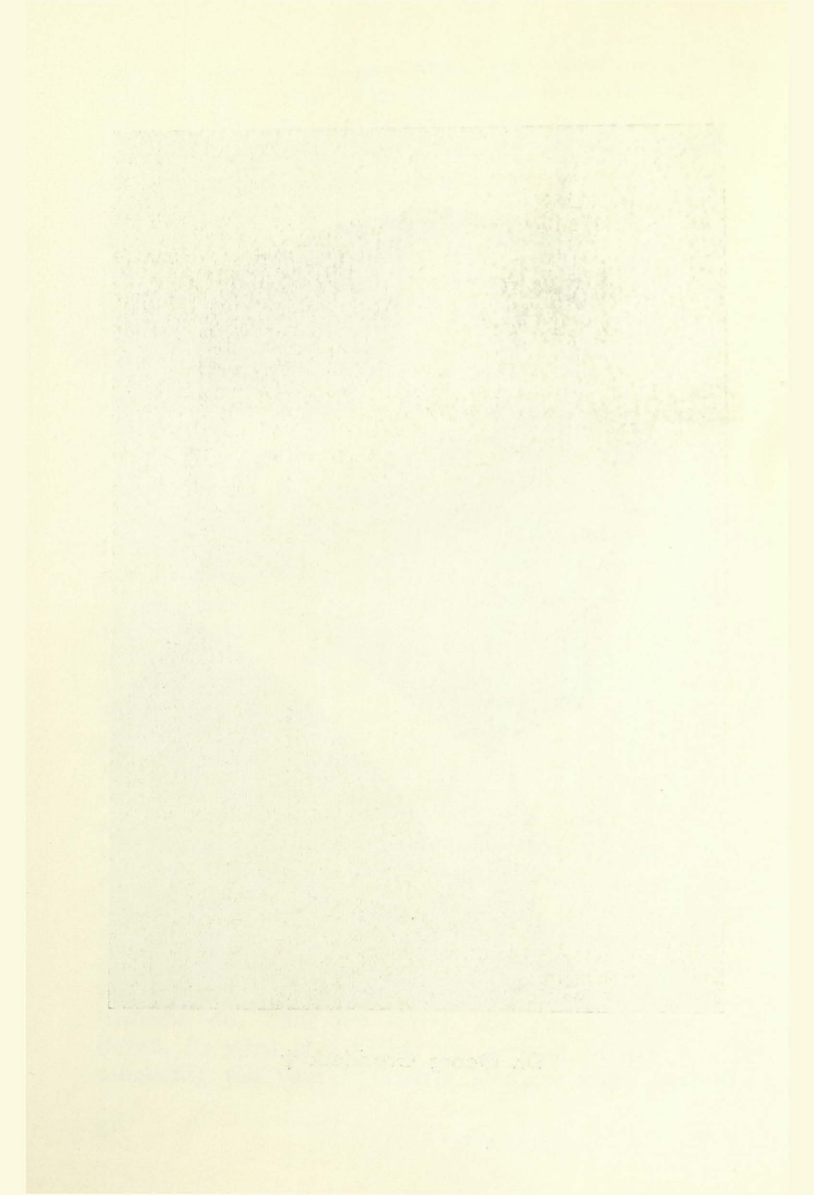
und er selbst Vater geworden war, dann mag es uns nicht wundern, daß unser Patient in der kritischen Situation, in der er sich befand, seine unbewußten inzestuösen Versuchungen und Wünsche mit einer Hemmung seiner genitalen Funktion büßte.

Aber genug davon. Sie haben ohnehin schon den Eindruck, daß ich so ausführlich bin, weil ich vermeiden will, Ihnen die analytische Therapie zu schildern. Sie irren. Ich habe sie Ihnen schon geschildert. Das Herausbringen, was determinierend für das Symptom wirksam war, heißt eben, psychoanalytische Therapie treiben. Die unbewußten Quellen der Symptome finden, mehr, sie bewußt machen, mehr noch, sie bewußt erleben lassen heißt therapeutische Analyse ausüben; sagte ich Ihnen doch, daß Forschen und Heilen in der Analyse zusammenfallen. Aber wie man es macht, und warum es wirkt, bin ich Ihnen zu schildern schuldig. Ich gestehe gerne, daß dies der weitaus schwerere Teil meiner Aufgabe ist.

Wir leiten die analytische Therapie damit ein, daß wir unseren Patienten zum Erzählen veranlassen, und dabei zu dem, was er erzählt, manchmal eine Frage stellen, schon seltener dazu eine Bemerkung machen. Meist hören wir ihn zunächst an. Die Situation in der typischen Analyse ist dabei etwas ungewöhnlich, der Patient liegt nämlich auf einem Sofa, oder wie man moderner sagt, auf einer Couch, wir sitzen hinter ihm, so daß wir nicht in seinem Blickfeld sind. Ein Einziges hat er nun bei seinen Äußerungen zu beachten, nämlich, daß er, was ihm in den Sinn kommt, keiner Kritik unterziehe, sondern allen ethischen, ästhetischen und intellektuellen Einwänden zu Trotz äußere. Diese Vorschrift nennen wir die psychoanalytische Grundregel. Die Befolgung der Grundregel zieht sich als fast einzige Aufgabe des Patienten durch die ganze Analyse hindurch. Es wird also nichts als geredet in der Analyse, möglichst viel vom Patienten, weniger vom Analytiker,



Dr. Georg Groddeck †



und es erhebt sich die alte Frage, wie man durch Reden gesund werden soll. Ich meine, daß die Beantwortung dieser Frage sich bei meinen weiteren Ausführungen von selbst ergeben wird.

Die Grundregel war bereits das Ergebnis jahrelanger intensiver Forschung, die Freud an neurotisch Kranken vorgenommen hatte. Ursprünglich ging Freud nämlich vom Symptom aus und fragte direkt zum Symptom in der Voraussetzung, der Patient müsse vieles darum wissen, es sei ihm nur nicht gleich zugänglich, erst ein gewisses Drängen in ihn lasse vergessene Spuren der Symptombildung wieder in ihm aufleben, deren nähere Zusammenhänge dann zu erraten seien. Inzwischen hat sich, wohl am meisten aus der Einsicht, daß auch der verdrängende Anteil in der Persönlichkeit ohne Präsenz des Bewußtseins arbeitet, die Technik wohl oder übel verändern müssen.

Unsere Darstellung wird zu umständlich, wenn wir nicht zwei neue Termini erläutern, von denen ich einen schon gebraucht habe. Wir nennen die Gesamtheit der triebhaften Regungen das Es; das Es ist also der Ort der organisch bedingten Triebursprünge, der leidenschaftlichen Wünsche, auch der verpönten, und alle psychischen Vorgänge nehmen nach unserer Vorstellung zunächst im Es ihren Anfang, beziehen von dort aus letzten Endes ihre Energie. Diese Vorgänge streben danach, sich in triebhafte Handlungen umzusetzen. Vor dem Zugang zur Motilität aber müssen sie jene Zensur passieren, von der wir schon gehandelt haben. Den Zugang zur Motilität und auch, wenn auch schlechter, zu den affektiven Äußerungen beherrscht aber das Ich. Das Ich ist der organisierte Teil der Persönlichkeit, jener Teil, den wir meinen, wenn wir „ich“ von uns aussagen, relativ geordnet und der Realität zugekehrt. Das Bewußtsein ist an das Ich geknüpft. Das Ich ist es, das sich gegen die verpönten Triebregungen wehrt und ihnen beim Vorgange der ersten Verdrängungen seine Aufmerk-

samkeit entzieht. Vom Ich geht die Gegenbesetzung aus, die das Verdrängte vom Bewußtwerden und Durchdringen zur Motilität abhält. Im Ich ist, allerdings zum großen Teil unbewußt, jene kritische Instanz oder Institution wirksam, deren Funktion unser Gewissen ist und die wir das Über-Ich genannt haben.

Wenn wir in dieser Terminologie das Symptom unseres Patienten beschreiben, so ist bei ihm ein Stück seines verdrängten Es ins Ich eingebrochen, allerdings hat diese verdrängte Triebregung selbst nach ihrem Einbruch ins Ich der kritischen Instanz Rechnung tragen müssen und die Verkleidung und Abschwächung der Verschiebung auf die Haare sich gefallen lassen müssen. Das Ich erkannte die Triebregung nicht mehr als das, was sie war, zum Teil auch deshalb, weil sie von früher Verdrängtem, längst Vergessenem aus erster Kindheit mächtigen Zuzug erhalten hatte.

Sie müssen sich die Trennung zwischen Ich und Es beim Normalen nicht allzu streng vorstellen. Im psychischen Normalzustande sind die abgewiesenen Regungen in wohlversicherter Verdrängung gehalten, der Verkehr zwischen den Systemen Ich und Es ist ansonsten ein relativ unbehinderter, lockerer, was einen Gutteil des Gelöstseins der Normalpersönlichkeit ausmacht. In neurotischen Zuständen wird der Versuch der Abschließung der beiden Instanzen gegeneinander strenger, das Ich wird mißtrauischer gegen das Es, das Es allerdings aufdringlicher und gewalttätiger gegen das Ich, wie Sie es in unserem Fall gesehen haben.

Das Symptom aber ist nur eine exzessive Exazerbation einer allgemeineren Durchdringung des Ichs mit den mangelhaft verdrängten Regungen des Es überhaupt. Und auf diese allgemeinere Durchdringung des Ichs mit den Es-Regungen ist die Wirkung der Grundregel aufgebaut. Die verdrängten Regungen stehen unter einer beträchtlichen Expansion, sie haben ja ihre

dynamische Triebgewalt behalten, und wenn das Ich die Verdrängung nur mehr mangelhaft besorgen kann, dann dringt der Selbstverrat des Verpönten und doch Gewünschten dem Menschen „aus allen Poren", wie Freud einmal in der Psychopathologie des Alltagslebens sagt. Es gibt noch dazu besondere psychische Bildungen, die von den Realitätsbeziehungen des Ichs abweichen und starke Einschläge des Es offenbaren, wenn auch hier wieder nur in entstellter Form. Es sind dies die Phantasien und Tagträume, die Fehlleistungen und die Träume, die vom Ich um ihres verräterischen, bösen Inhalts willen gerne beiseite geschoben und mißachtet werden. Die Grundregel, welche also den Patienten verpflichtet, jede Kritik den Einfällen gegenüber auszuschalten, bewirkt, daß den Regungen des Es im Ich ein kleines Stückchen mehr Spielraum gewährt wird, als sie ihn beim straffen, zielgerichteten, logisch einwandfreien Denken und Berichten haben. Bei einer Reihe von Patienten spürt das Ich die Wirkung der Grundregel sofort und reagiert auf die Erteilung derselben mit Angst. Und Angst ist immer ein Zeichen, daß das Ich vor heftigen Triebregungen sich fürchtet und sich ihnen gegenüber nicht stark genug fühlt.

Wenn die Grundregel die bewußte Kritik an den Einfällen zum Großteil ausschaltet, so ist damit die Gegenbesetzung um ein Stück vermindert, dem Es also ein Stückchen mehr Freiheit gewährt, die Einfälle und psychischen Abläufe in seinem Sinne zu beeinflußen. Dadurch wird für uns die Erkennbarkeit dessen, was in der Tiefe vor sich geht oder vor sich gehen möchte, vergrößert. Freud hat eine eigene Technik ausgearbeitet, wie aus dem Material der Einfälle die Es-Regungen erkannt werden können. Man muß die Einfälle nämlich deuten, das heißt man muß neben ihrem bewußten Sinn als Abläufe im Sinne des Ichs den unbewußten modifizierenden Einfluß erkennen, dem sie vom Es her unterlegen sind. Wie zu jeder Technik gehört auch

zu dieser einige Begabung, damit man sie richtig anwendet.

Aber die Einfälle sind nicht das einzige, an dem wir das unterirdische, weitverzweigte, unbewußte Myzel erkennen, aus dem das Symptom wie ein Pilz hervorgeschossen ist. Die Lockerung des Ichs durch die Grundregel äußert sich noch in einem anderen, höchst merkwürdigen Phänomen, von dem Sie sicherlich schon viel gehört haben, nämlich in der Übertragung.

Die Regungen, die in der Kindheit verdrängt worden waren, waren ja zum großen Teil an bestimmte Objekte gebunden gewesen. Die wichtigsten Objekte der Kindheit, Vater und Mutter als Zentralpersönlichkeiten des infantilen Erlebens, und die Geschwister sind im Unbewußten aufs innigste mit den verdrängten Triebregungen verknüpft. Und merkwürdig genug, mit dem intensiveren Eindringen der Es-Regungen in das durch die Grundregel gelockerte Ich kommen auch diese Objekte der Kindheit wieder ins Erleben. Dabei geschieht diese Wiederholung jeweils so, als ob der Analytiker das Objekt der verdrängten, infantilen Triebstrebungen wäre. Hier ist das Phänomen der analytischen Therapie, bei dem ich am meisten zweifle, ob ich es Ihnen werde deutlich faßbar machen können. Vielleicht aber darf ich an eine häufige Beobachtung anschließen, die Sie selbst gewiß schon gemacht haben. In ihren Liebesbeziehungen weisen viele Menschen das sonderbare Verhalten auf, daß ihre Beziehungen, wenn sie solche wiederholt erwerben und wieder lösen, einen für die betreffende Persönlichkeit typischen Verlauf nehmen; oft ist dieses Schematische, Klischeehafte im Ablauf nur bei genauerer Zusicht zu erkennen, weil leichte Veränderungen es undeutlicher machen. Solche Menschen erleiden etwa immer wieder dieselbe Enttäuschung an ihren Liebesobjekten, oder sie gewinnen das Objekt immer unter denselben Bedingungen. Es liegt etwas zwanghaft Wiederholungsmäßiges in ihrem Verhalten. Wenn ich Ihnen

für solche Wiederholungen ein Beispiel geben soll, so möchte ich es aus dem Gebiet der künstlerischen Produktion holen, weil die allgemeine Zugänglichkeit solcher Produkte und das allgemeine Wissen davon die Überzeugung so sehr erleichtert. Ich könnte Ihnen auch kaum an einem klinischen Fall eine solche Häufung gleichmäßiger Abläufe zeigen, wie am folgenden literarischen Beispiel.

In den Musikdramen Richard Wagners finden Sie ein Leitmotiv, nicht ein musikalisches meine ich, sondern eines der Handlungen, die die Dichtungen zum Gegenstand haben, ein Leitmotiv, das wir deshalb als ein solches wiederholungsbedingtes Lebensmotiv Richard Wagners ansprechen dürfen, weil es auch in seinen realen Liebesbeziehungen eine wesentliche Rolle gespielt hat. Es ist dies das Motiv der B r a u t a b n a h m e, wie wir es nennen. In allen seinen Werken, vom ersten bis zum letzten, raubt einer, meist ein Tenor, einem anderen, meist einem Baß oder Bariton, die Braut, Geliebte oder Gattin. So der Holländer dem Jäger Erik, Manfred dem Nurredin, Tannhäuser dem Wolfram, Lohengrin dem Telramund, Tristan dem Marke, Stolzing dem Hans Sachs, Sigmund dem Hunding, Siegfried dem Wotan, Parzifal in letzter, sublimster Form befreit Kundry von Klingsors bösem Einfluß. Wagner selbst realisierte seine Liebesphantasie, die also an die Bedingung eines geschädigten Dritten geknüpft war, zweimal deutlich in seinem Leben. Es erfaßte ihn die tiefste Liebe zur Gattin seines Freundes Wesendonck und er heiratete schließlich die Gattin seines Freundes Bülow. Deutlicher hätte ich Ihnen kaum an einem anderen Menschen in Phantasie und Realität das zwangsmäßige Festhalten an bestimmten Bedingungen im Liebesleben zeigen können. Man hat bei solchen Menschen mit ausgeprägtem Wiederholungszwang im Liebesleben den Eindruck, daß die Liebe nicht am Objekt haftet, sondern an den Bedingungen, unter denen das Objekt steht. Diese Menschen tragen inner-

lich die Objektbeziehung mit sich herum und bringen sie zum bewußten Erleben, wenn sie auf ein äußeres Objekt stoßen, dessen Konstellation sich mit diesen ihren inneren Liebesbedingungen deckt. Das äußere Objekt spielt dabei nur die Rolle des Trägers der innerlich präformierten Einstellung und ist daher so leicht auswechselbar, wenn sich die Bedingungen verändern, und die präformierte Einstellung kann deshalb so leicht auf ein neues, äußeres Objekt verschoben werden. Analysiert man diese Reihenbildungen in der Verhaltensweise, so stößt man auf ein Verhalten oder eine Wunscheinstellung in früher Kindheit, die das Urbild für alle folgenden Wiederholungen abgibt. Und nur durch die Aufdeckung dieses ersten Verhaltens gelingt es, einen solchen Zauber des zwangsmäßigen Wiederholens zu lösen, wenn er für die Persönlichkeit als bös und störend sich erweist.

In der Erweiterung des Es-Bereiches, den die Auflockerung durch die Grundregel und ihre Befolgung bedeutet, kommen nun Wiederholungen alter Affektabläufe an Objekten auf, die ansonsten solche Gewalt über das Ich nicht gehabt hätten, daß sie es zu so zwanghafter Wiederholung veranlaßt hätten. Aus tieferer Verdrängung stammend, haftet diesen Objektbeziehungen mehr Irrealität an als den oberflächlichen; die Verschiebung, Verkleinerung der Realitätswerte ist bei ihnen intensiver und es geschieht das Sonderbare, daß der Analytiker als jener schon, der bei der Behebung der Verdrängung die Hilfe leistet, das Objekt dieser Strebungen wird, daß sie an ihm wiederholt werden. Wir geraten hier in eine phantastische Welt hinein, von der wir bei genauerer Kenntnis derselben begreifen, daß das Ich, das die Verbindung mit der Außenwelt aufrechterhalten muß, sie nicht brauchen kann und sie abweist, und daß es schwere Störungen gibt, wenn diese magische, irreale, heftig leidenschaftliche, vergangenheitsgeschwängerte Triebwelt im neurotischen Symp-

tom ins Ich einbricht. — Der Analytiker wird also das Objekt der Strebungen, die er sich bemüht, aus dem Es ins Ich zu heben, oder besser, er wird als Wiederholung der ursprünglichen Objekte dieser Strebungen erlebt. Für diese Möglichkeit sorgt die analytische Situation. Dadurch, daß der Analysierte den Analytiker nicht sieht, und dadurch, daß er wenig oder am besten nichts von ihm weiß, fallen die Projektionen der aus der Tiefe des Unbewußten auftauchenden Objekterlebnisse wie auf eine zeichnungs- und relieflose Schirmfläche auf ihn auf. Die Bedingungen, unter denen ansonsten Wiederholungen erfolgen, werden, wenn die Analyse in diesen tieferen Schichten sich bewegt, auf ein Minimum, auf eine Andeutung reduziert, oder aber hinzuphantasiert, wenn man nur den Prozeß des Auftauchens nicht stört. Dazu gehört eben die relative Reinheit der Projektionsfläche, erreicht durch die zurückhaltende Haltung des Analytikers, die auch deshalb eine Notwendigkeit ist, weil der Analytiker ja die Bilder, die auf ihn fallen, von sich wieder ablösen und dem Analysanden zurückgeben muß; er soll möglichst wenig dabei von seiner Persönlichkeit mit abgeben, er ist ja, um einen chemischen Vergleich mit Ferenczi zu gebrauchen, nur ein Katalysator, ein Ferment im analytischen Prozeß, das in der Formel letzten Endes nicht aufzuscheinen hat.

Die Übertragung früherer Objektbeziehungen auf den Analytiker kommt auch dadurch zustande, daß den triebhaften Regungen ein intensives Bestreben nach Wiederholung anhaftet, besonders dann, wenn sie durch die Verdrängung von der Entwicklung, die die übrige Persönlichkeit mitgemacht hat, abgesperrt waren. Dieser Drang nach Wiederholung wird durch die Verdrängung an der realen Ausübung im allgemeinen gehindert; über die gelegentlichen Durchbrüche im Liebesleben habe ich schon gesprochen. In der Analyse kann das Ich Wiederholungen von Es-Regungen und alten Objektbeziehungen

auch deshalb zunehmend mehr Raum geben, weil das Ich im Training des analytischen Verfahrens stückweise lernt, Es-Regungen zu bewältigen und weil es die Sicherheit psychischer Hilfe hat, die ihm der Analytiker gewährt. — Es kommt also in der Analyse zur Wiederholung infantiler Erlebnisse und Einstellungen am Analytiker, jenes Phänomen eben, das wir als Übertragung bezeichnen.

In diesen Wiederholungen am Analytiker ist eine der wichtigsten Handhaben gegeben, zu erkennen, was einmal in früher Kindheit an Objekten abgelaufen ist und wie es sich abgespielt hat. Während die Einfälle unter der Grundregel eine Erweiterung der *bewußten, intellektuellen* Verarbeitung über bisher unzugängliche Gebiete bedeuten, bedeutet die Übertragung eine Erweiterung des *affektiven* Erlebens über bisher unzugängliches Triebgeschehen. Die Übertragung, das heißt also die Wiederholung von erlebten, aber auch phantasierten Erlebnisinhalten am Analytiker aus frühester Kindheit ist eben durch ihren Wiederholungscharakter ein kardinales Mittel zur Erkennung der vergessenen Vergangenheit und ihrer Triebgrundlagen.

Aber die Übertragung hat auch ihre ernsten Schattenseiten. Denn unsere therapeutische Aufgabe ist es letzten Endes nicht, infantile Erlebnisse zur Wiederholung zu bringen, sondern sie in ihrer Wirksamkeit erlöschen zu lassen, der Triebwelt das Infantile zu nehmen, das ihr anhaftet und durch das sie vom Einbau in die bewußte Persönlichkeit, in das Ich, abgehalten wird. Es bleibt uns also übrig, das in der Übertragung sich wiederholende Triebstreben seines Wiederholungscharakters zu entkleiden, aus seinen infantilen Fixierungen zu lösen und die darin gegebenen dynamischen Quantitäten der bewußten Persönlichkeit für ihre vielfältigen Zwecke zur Verfügung zu stellen. Aber über die Bewältigung dieser Aufgabe will ich später abhandeln.

Die andere Schattenseite der Übertragung kann ich Ihnen nicht klarmachen, bevor wir nicht auf ein dynamisches Moment eingegangen sind, das in der analytischen Therapie notwendig die größte Rolle spielen muß, nämlich auf den Widerstand. Am Widerstand, den er beim Versuch der Behebung verdrängten Materials zu spüren bekam, hat ja Freud die ganze Dynamik der Neurose, ja die Trieb- und Verdrängungsdynamik der Persönlichkeit überhaupt zu erkennen begonnen. Die Wirksamkeit des Widerstandes möchte ich Ihnen an einem Vergleich klarmachen, den Freud in einer der Vorlesungen bringt, die er 1907 auf die Aufforderung des Präsidenten Dr. Stanley Hall an der Clark University in Worcester, Mass. gehalten hat. Dieser Vergleich ist deshalb für unsere Darstellung geeignet, weil er gleichfalls der Situation Vortragender-Zuhörer entnommen ist und also hierher übertragen werden kann. Freud sagt dort:

„Vielleicht darf ich Ihnen den Vorgang der Verdrängung und deren notwendige Beziehung zum Widerstand durch ein grobes Gleichnis veranschaulichen, das ich gerade aus unserer gegenwärtigen Situation herausgreifen will. Nehmen Sie an, hier in diesem Saale und in diesem Auditorium, dessen musterhafte Ruhe und Aufmerksamkeit ich nicht genug zu preisen weiß, befände sich doch ein Individuum, welches sich störend benimmt und durch sein ungezogenes Lachen, Schwätzen, Scharren mit den Füßen meine Aufmerksamkeit von meiner Aufgabe abzieht. Ich erkläre, daß ich so nicht weiter vortragen kann, und daraufhin erheben sich einige kräftige Männer unter Ihnen und setzen den Störenfried nach kurzem Kampfe vor die Türe. Er ist also jetzt „verdrängt“ und ich kann meinen Vortrag fortsetzen. Damit aber die Störung sich nicht wiederhole, wenn der Herausgeworfene versucht, wieder in den Saal einzudringen, rücken die Herren, welche meinen Willen zur Ausführung gebracht haben, ihre Stühle an die Türe

und etablieren sich so als „Widerstand" nach vollzogener Verdrängung. Wenn Sie nun noch die beiden Lokalitäten hier als das „Bewußte" und das „Unbewußte" aufs Psychische übertragen, so haben Sie eine ziemlich gute Nachbildung des Vorganges der Verdrängung vor sich."
Und kurz darauf heißt es weiter:

„Denken Sie daran, mit der Entfernung des störenden Gesellen und der Niederlassung der Wächter vor der Türe braucht die Angelegenheit nicht beendigt zu sein. Es kann sehr wohl geschehen, daß der Herausgeworfene, der jetzt erbittert und ganz rücksichtslos geworden ist, uns weiter zu schaffen macht. Er ist zwar nicht mehr unter uns, wir sind seine Gegenwart, sein höhnisches Lachen, seine halblauten Bemerkungen los geworden, aber in gewisser Hinsicht ist die Verdrängung doch erfolglos gewesen, denn er führt nun draußen einen unerträglichen Spektakel auf und sein Schreien und mit den Füßen an die Türe Pochen hemmt meinen Vortrag mehr als früher sein unartiges Benehmen. Unter diesen Verhältnissen würden wir es mit Freuden begrüßen müssen, wenn etwa unser verehrter Präsident, Dr. Stanley Hall, die Rolle des Vermittlers und Friedensstifters übernehmen wollte. Er würde mit dem ungebärdigen Gesellen draußen sprechen und dann sich an uns mit der Aufforderung wenden, ihn doch wieder einzulassen. Er übernehme die Garantie, daß jener sich jetzt besser betragen werde. Auf Dr. Halls Autorität hin entschließen wir uns dazu, die Verdrängung wieder aufzuheben und nun tritt wieder Ruhe und Frieden ein."

Am ersten Teil des Bildes, da also nach vollendeter Verdrängung der ungebärdige Störenfried draußen ist und die Herren an der Tür sitzen, um ihm den Wiedereintritt zu verwehren, ist Ihnen die G e g e n b e s e t z u n g als eine dynamische Resistenz gegen die Rückkehr des Verdrängten klargeworden. Aber neben dieser intrapsychischen Funktion der Gegenbesetzung oder des Widerstandes als Kraftaufwand zur Aufrechterhaltung

der Verdrängung müssen wir noch die Beziehung der Gegenbesetzung zum Verdrängung behebenden Analytiker, also ihre Funktion in der analytischen Therapie klarmachen und zu diesem Zwecke Freuds Gleichnis vom Vortragssaal ein wenig erweitern. Freud sagt:

„Aufs Dr. Halls Autorität hin entschließen wir uns, die Verdrängung wieder aufzuheben und nun tritt wieder Ruhe und Frieden ein." Aber mit dem Entschluß hat es in Wirklichkeit seine Schwierigkeit, denn erstens ist zunächst die Autorität des Analytikers keine so überwältigende, daß sein bloßer Vermittlungsversuch genügt, um Ruhe und Frieden wieder herzustellen. Auch muß dieser Vermittlungsversuch an zwei Stellen einsetzen, erstens am Vortragenden und Auditorium, als der Einheit der bewußten Persönlichkeit, die aber an das nunmehr gute Benehmen des Störenfrieds nicht sogleich glauben will, und zweitens an jene Herren bei der Tür, die vom Zentrum des Bewußtseins entfernt, nicht wissen, was inzwischen hier vorgegangen ist, die Autorität des Präsidenten nicht anerkennen, sich an ihre Funktion der Verhinderung des Wiedereintritts halten, und nun gegen den Präsidenten Widerstand leisten, wenn er den Eintritt des Störenfrieds erzwingen will. Und noch ein Übriges ist zu tun; auch der Störenfried muß sich ändern, muß sein kindisches Betragen ablegen und auf das Niveau des Auditoriums gehoben werden, damit er sich ihm einfügen könne. Das wichtigste Stück daran aber ist das Verhandeln mit den Herren bei der Tür, also, um den Vorgang in die analytische Terminologie zu übersetzen, die Bewältigung der unbewußten Anteile des Verdrängungswiderstandes. Denn diese Herren an der Tür sind verbissene reaktionäre Leute, die jeden, der mit dem Verdrängten in Verbindung treten will, als ihren argen Feind betrachten. Vergessen Sie nicht, daß das Gros der Verdrängung in früher Kindheit vor sich gegangen ist, daß antiquierte, für den Erwachsenen längst unhaltbare Verbote, Be-

fürchtungen, Ängste, phantastische Vorstellungen des Kindes, freilich häufig auch böse Fehler der Erziehung in diesen Verdrängungswächtern wirksam sind. Wir haben früher davon gesprochen, daß die Erziehung die ersten Verdrängungen setzen muß. Bei den Versuchen zur teilweisen Rückgängigmachung der Verdrängung in der Analyse geschieht nun das Merkwürdige, daß auch die Beziehung zum verdrängenden Erzieher am Analytiker wiederholt wird und in der Übertragung aufscheint. Übertragung und Widerstand fallen dann zusammen, wenn die Übertragung von der ehemals triebverdrängenden Persönlichkeit her vorgenommen wird. Da Erzieherperson und Liebesobjekt der Kindheit regelmäßig zusammenfallen, geschieht es häufig, daß einander widersprechende Wiederholungen infantiler Gefühlseinstellungen am Analytiker ablaufen. Triebwunsch und ängstliche Abwehr, zärtliche Beziehung und Enttäuschungshaß und ähnliche gegensätzliche Gefühlseinstellungen kennzeichnen regelmäßig gewisse Phasen der Übertragung in der Analyse.

Sie sehen, was für komplizierte Mechanismen in der Übertragung zusammentreffen. Aber daß diesem, oft ja nur andeutungsweise aufscheinenden Erlebnis am Analytiker Wiederholungscharakter anhaftet, daß es eben eine Ü b e r t r a g u n g von früher ist, macht es für unsere tiefenforschenden Bemühungen so unendlich wertvoll. Denn die Genese beider gegensätzlicher Einstellungen, des Triebes und seiner Abwehr, können wir an Hand der Erlebnisse am Analytiker in der Übertragung erforschen; eine Wiederholung der Kindheitsgeschichte läuft in der Übertragung ab, allerdings häufig in umgekehrter Reihenfolge, oder in durchkreuzten Schichten, doch für den Erfahrenen wohl erkennbar.

Auch den Übertragungsphänomenen stehen wir als Analytiker ruhig betrachtend und vor allem deutend gegenüber. Hier, bei der Übertragung, meint aber „deuten“ etwas anderes als bei der Deutung von Einfällen

oder Träumen, wo das Deuten ein mehr minder intellektuelles Erkennen und Erläutern, Schlüsse ziehen, durch oberflächliches hindurchsehen Lehren ist. In der Übertragung steht das Ich unter dem Einflusse der wiederholungssüchtigen Regungen der Triebe oder ihrer antiquierten Abwehr. Die Übertragung deuten, heißt dem Erleben am Analytiker Erkenntnis gegenüberstellen, heißt gegenüber dem Trieb- oder Abwehrverlangen einen Standpunkt ruhiger Betrachtung aufrichten, heißt, das Primat des Intellekts und der Beherrschung gegen Leidenschaften ins Treffen führen. Sie werden verstehen, daß dies eine mühevolle, zeitraubende Arbeit ist, und daß sie heftigeren trieb- oder angstbedingten Regungen gegenüber mit viel Geduld und in häufiger, oft unermüdlicher Wiederholung vorgenommen werden muß.

In der Deutung der Übertragung spielt der immer wieder anzuwendende Vergleich zwischen Einst und Jetzt, zwischen Irrealität der infantilen Strebungen und Wirklichkeit, zwischen Kind und Erwachsensein, die größte Rolle. Mit der Deutung aber, durch die, wenn sie wirksam wird, die Triebregung vom Analytiker abgelöst und ihr Verlangen als durch die vergessene Vergangenheit bedingt erkannt wird, gewinnt das Ich die Möglichkeit der Einbeziehung dieser Vergangenheit in sein Bereich, was sich als Auftauchen und Erweiterung der zugehörigen Erinnerungen kundgibt. Die dynamischen Momente der bisher verdrängten Triebregungen gehen dabei ins Ich auf und werden diesem für seine mannigfachen Zwecke dienstbar. Das Symptom wird dadurch seiner Energiequellen entblößt und zum Schwinden gebracht. An der Übertragung und ihrer Verarbeitung lernt das Ich, Triebverzichte, die ihm bisher nur durch Verdrängung möglich waren, auf andere Weise zu bewältigen, durch Sublimierung, das heißt durch Ablenkung des Befriedigungsverlangens auf ethisch und sozial höhere Ziele, durch gänzliche Abweisung von Triebstrebungen, die mit der Persönlichkeit unvereinbar sind. Einem

Teil der bisher ja unter infantilen Bedingungen von den Zielhandlungen abgehaltenen Triebstrebungen kann das erwachsene Ich des Normalen angstfreie Befriedigung gewähren, wozu wohl in erster Linie die genitalen Regungen zu rechnen sind.

Gerade die merkwürdige Tatsache, daß Triebobjekt und Verdrängung veranlassende Persönlichkeit der Kindheit in der Übertragung an ein und derselben Person wiedererlebt werden, ist für die Möglichkeit einer kausalen Therapie der Neurosen durch die Analyse von kardinaler Bedeutung. Denn über den Analytiker als Mittelsperson kann dadurch die Versöhnung zwischen bewußter Persönlichkeit und Triebgewalten, also zwischen Ich und Es, erfolgen. Durch die Übertragung früherer Objektbeziehungen auf ihn erhält der Analytiker die zerrissenen Fäden der Vergangenheit in die Hand und seine Aufgabe ist es, sie zur Einheit der Persönlichkeit wieder zu knüpfen, die Konflikte, aus deren Spannung im Patienten das neurotische Symptom seine nährende Kraft bezogen hat, zu lösen, oder wenigstens soweit zu mildern, daß sie ihre pathogene Wirkung verlieren. Es wird sich Ihrem Verständnis nicht entziehen, daß diese Aufgabe hohe Ansprüche an die Erfahrung, an das psychologische Einfühlungsvermögen und an das ethische Niveau des Therapeuten stellt.

Lassen Sie mich nur noch bei einem Punkt verweilen, dem ich geneigt bin, in der analytischen Therapie eine wesentliche Bedeutung beizumessen. Den mannigfachen Affektregungen, denen der Analytiker von Seiten des Patienten in der Übertragung ausgesetzt ist, hat der Analytiker ruhig betrachtend gegenüberzustehen, ständig bemüht, ihren Wiederholungscharakter zu erkennen und dem Patienten zu zeigen, bis dieser die Regung in sein Ich aufgenommen und bewußt verarbeitet hat. Die Unermüdlichkeit der Deutung und die Affektfreiheit des Analytikers allein aber haben diesen gewünschten Effekt im Patienten nicht. Wie in der frühen Trieberziehung

des Kindes, kann auch in dieser korrigierenden Nacherziehung der Analyse die Aufgabe von Seiten des Patienten nur dann glücklich gelöst werden, wenn der Patient allen seinen Haß- und Liebesregungen zu Trotz und über alle seine Versuche hinweg, die Wiederholung lustvoller und enttäuschender, kränkender Erlebnisse zu erzwingen, dem Analytiker gegenüber dauernd das Gefühl erhält, daß er sich einer einfühlenden, Anteil nehmenden Persönlichkeit in die Hand gegeben habe. Durch die Fülle der Affekterlebnisse hindurch muß der Patient sich immer wieder bewußt werden können, daß der Arzt bei aller notwendigen Zurückhaltung doch nur das Interesse des Patienten mitfühlend im Auge hat, wenn er ihm auch Enttäuschungen auf dem Wege zur Wirklichkeit nicht ersparen kann.

Wenn wir unter dem Aspekt der neuen Triebeinteilung Freuds, die Liebes- und Destruktionstriebe unterscheidet, als letzte Frage aufwerfen, welche Triebkräfte vom Arzt aus in der analytischen Therapie wirksam sind, so werden wir antworten müssen: es bedarf gewiß zur Niederringung der Widerstände, für die Gegenüberstellungen im therapeutischen Prozeß, für die Trennungen im Ich im Laufe des Verfahrens destruktiver Energien von Seiten des Arztes; aber vereinheitlichen, ausgleichen, versöhnen zwischen den neurotischen disparaten Anteilen der Persönlichkeit, Angst verlernen lassen, letzten Endes also h e i l e n, können wir nur vermittels des Eros.

Das Angstproblem

Von Sandor Rado, New York

Im Frühjahr 1934 erschien im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien, das Buch von Sandor Rado, Direktor des New York Psychoanalytic Institut: „Die Kastrationsangst des Weibes". Wir bringen im Folgenden einen Abschnitt zum Wiederabdruck, der die Grundlagen der Angsttheorie behandelt.

Das eigentliche Problem der Phobien erhebt sich für uns an einer anderen Stelle. Wir haben von Freud gelernt, daß die Angst ein Gefahrsignal ist; die sogenannte Realangst kündigt eine äußere (reale) Gefahr an, die neurotische Angst eine (unbekannte) Triebgefahr.[1]) Wir haben auf dieser Grundlage weitergebaut und festgestellt, daß die Kastrationsangst des Weibes das Signal der genital-masochistischen Triebgefahr ist; mit diesem Punkte steht und fällt unsere ganze Untersuchung. Nun führen uns die Phobien — und die anderen Arten von Angsthysterie, die keinen phobischen Mechanismus entwickeln — die stürmischesten Angsterscheinungen vor; ihre Höchstleistung ist der große hysterische Angstanfall, der die Kranken für Stunden und Tage niederwirft und sich so oft gegen alle Vorkehrungen der Phobie als resistent erweist. Diese Tatsachen lassen sich mit der Interpretation der Angst als Gefahrsignal nicht vereinen. Sollte unsere Theorie an der Stelle versagen, an der die Angst das Krankheitsbild beherrscht? Das können wir nicht glauben, dazu ist sie viel zu tief in den Tatsachen verankert. Dann muß in unserer Kenntnis des Angstphänomens eine Lücke sein. Der große Fortschritt, den Freuds neue Angsttheorie brachte, war die Einbeziehung der Gefahrsituation in das Problem. Die fruchtbare

---

[1]) Freud: „Hemmung, Symptom und Angst." Gesammelte Schriften, Bd. XI.

neue Betrachtungsweise drängte allerdings zur Annahme, daß das Ich selbst der Urheber seiner Angst sei. Das ist eine schwierige theoretische Position, da ihr die Introspektion widerspricht. Auch die Sprache weist der Angst die aktive, dem Ich die passive Rolle zu. Wir beschreiben das Angsterlebnis in Ausdrücken, welche die ursprüngliche Ichfremdheit der Angst betonen: wir werden von Angst befallen, überrascht, heimgesucht, gequält, es schüttelt uns vor Angst usw. Es wollte sich auch nicht ergeben, auf welche Weise das Ich die Angst produzieren sollte; ob durch „Vergärung der Libido" oder wie sonst? Hier ist die Lücke. Es ist unvermeidlich, in die Diskussion des Angstproblems einzutreten.

Bewahren wir unsere klinische Einstellung und fragen: Wodurch wirkt die Signalangst? Kein Zweifel, durch eine flüchtige Beklemmung der Atmung, also durch eine minimale passagère Lähmung, der sich sofort eine reparierende Herzbeschleunigung anschließt. Die akzessorischen Inhalte des Affektbildes können wir ruhig beiseite lassen; der Kern des Angsterlebnisses ist die Lähmung und diese kann nur das Werk des Masochismus sein. Das narzißtische Ich, das sonst nichts vom Masochismus wissen will, gibt hier seinem Erzfeind für einen Augenblick freie Hand, um ihn als Instrument seiner Selbstbewahrung zu benützen. Der Masochismus fügt dem eigenen Leib den winzigen Schaden (die flüchtige Lähmung) zu, der dem Ich das Herannahen von Gefahr anzeigt! Freud äußerte die geniale Vermutung, daß die Angst eine drohende Schädigung en miniature vorwegnimmt; aber dieser Mechanismus ließ sich durch das Zurückgreifen auf die Geburtsangst nicht erweisen; die Einsichtnahme in die masochistische Natur der Angst legt ihn klar zu Tage. Das Ich befolgt die Warnung, die ihm der Masochismus erteilt. Es spannt — wie es Freud beschrieben hat — seine Aufmerksamkeit an und erwartet in voller Aktions-(Abwehr-)Bereitschaft die Gefahr. Im Falle der neurotischen, der Kastrationsangst, ist

das Signalisierungswerk noch viel einfacher. Hier ist die Gefahrenquelle, aus der allein eine Schädigung droht, der Masochismus selbst und das Angstsignal eine genuine Kostprobe aus dem, was dem Ich bevorsteht. Die Unwissenheit des Ichs in bezug auf diese innere Gefahrenquelle verschuldet die Unzulänglichkeit seiner nun folgenden Haltung: Es benimmt sich in seinem Sinne konsequent, es richtet auch hier seine durch das Angstsignal aufgestörte Aufmerksamkeit auf die Außenwelt. Soweit ist das Angstphänomen nichts anderes als ein wunderbarer biologischer Signaldienst. An den kleineren Angstanfällen sieht man dann, wie diese Zweckleistung zu versagen beginnt, und an der großen Angstattacke, daß sie ganz zusammenbricht. Das Ich verliert hier die Gewalt über den Masochismus, den es für seine Zwecke nützen wollte; der Masochismus dringt tief in die vitalmotorische Sphäre des Ichs ein und entfaltet dort seine lähmenden Wirkungen, die so intensiv sind und so ausgedehnt, daß sie das Ich — zum Schaden seiner Selbstbewahrung — für eine Weile aktions(abwehr)u n f ä h i g machen. Der Angstanfall ist eine explosive Entladung des Masochismus im psychosomatischen Funktionsbereich des Ichs; seine Angst ist kein zweckbezogenes Signal mehr, sondern ein schweres Leidenssymptom. Das Ich kann es hier nicht mehr verhindern, daß die leidlustbegierige Selbstschädigungstendenz des Masochismus L e i d anrichte; aber sein Widerstreben vereitelt die Leidlust. Bricht der Masochismus in das Ich ein, — einerlei ob als Angstanfall oder in einer anderen Form, — so bekommt das Ich zunächst immer nur bloßes Leid o h n e Lust zu spüren. Erst wenn sich das Ich mit seinen Angstanfällen — oder sonstigen masochistischen Zwangserlebnissen — abfindet, kann es aus dem masochistischen Erlebnis Leidlust — hier „Angstlust" — schöpfen.

Der hysterische Angstanfall beruht auf einer tiefsitzenden Störung der Sexualfunktion, die dem Macht-

bereich des Ichs entzogen ist. Wie steht es aber mit den Angsterscheinungen der „Aktualneurosen", deren Studium Freud seinerzeit auf den einzigartig fruchtbaren Gedanken gebracht hatte, daß die Angst aus der gestauten Genitalerregung hervorgeht? Hier ist die Genitalorganisation des Individuums an sich funktionstüchtig, sie wird nur vom Ich mißbräuchlich gehandhabt. Ich meine, wir haben in die klassische Beschreibung Freuds nur das Zwischenglied „Masochismus" einzuschalten, um den Sachverhalt aufzuklären. Der Sexualmißbrauch des Ichs ist der, daß es das Zustandekommen einer Genitalerregung zwar zuläßt, dann aber diese Erregung unterdrückt, beziehungsweise ihre volle Entfaltung und Abfur verhindert. Die Hemmung einer lustbringenden Aktivität entfesselt immer reaktiv den Masochismus; je größer die Spannung, die eine verkümmerte Lustaktion unerledigt zurückläßt, umso eiliger und umso unaufhaltsamer muß sich das vereitelte Luststreben auf die Ausbeutung der Leidenslust stürzen. Dem inmitten einer Genitalaktion bremsenden (oder vom Gegenspieler im Stich gelassenen) Ich fällt der Masochismus sofort in den Rücken. In der Aktualneurose setzt sich also die unterdrückte Genitalerregung nicht direkt in Angst, sondern in Masochismus um; als Angst wird dann die nicht mehr aufzuhaltende Erregung des Masochismus abgeführt. Es ist unbestreitbar, daß diese Angst lediglich durch den aktuellen Sexualmißbrauch und nicht durch eine bereits in der Kindheit erlittene Schädigung der Genitalfunktion bedingt ist; die Aktualneurose führt ihren Namen mit gutem Recht. So lösen sich einige Rätsel der Angst, die uns seit langem bedrücken, in befriedigender Weise auf. Und der Angstanfall, der unsere Theorie zu stürzen drohte, wird jetzt zu ihrem stärksten Tragpfeiler.

Hier darf man eine bioanalytische Spekulation — im Sinne Ferenczis — wagen, die uns über die Phylogenese der Signaleinrichtung „Angst" Auskunft geben soll. Gehen wir von dem primitiven Lebewesen aus, das noch

kein solches Gefahrsignal entwickelt hat und daher häufig äußeren Schädigungen ausgesetzt ist. Die Verwundung schränkt jedesmal die Bewegungsfreiheit des Tieres ein, verringert oder vereitelt seine lustbringenden Aktionen und nötigt so die Lustfunktion, sich auf die Leidenslust umzustellen. Anders gesagt: die Verwundung wird vom Ich masochistisch verarbeitet. Das ist ein Sachverhalt, den wir beim kleinen Mädchen — in ihren Reaktionen auf das anatomische Erlebnis — eben eingehend studiert haben. Gewiß, beim Tier handelt es sich um eine leibliche, beim Mädchen um eine psychische Verletzung. Aber beiden ist gemeinsam, daß sie die Selbstliebe kränken, beide sind narzißtische Verletzungen. Wer weiß, ob nicht auch bei der körperlichen Verletzung des Tieres erst die Mitverletzung des Narzißmus die masochistische Reaktion einleitet? Dann wäre der Abstand zwischen den beiden Fällen noch geringer. Im Rahmen einer bioanalytischen Spekulation reicht das für einen Analogieschluß aus. Wir haben gesehen, daß beim Mädchen jede Wiedererweckung jenes verletzenden Eindrucks eine unbändige masochistische Erregung auslöst. Der phobische Angstanfall, in dem nach unserer Einsicht diese Reaktion fortlebt, bezeugt uns ihre Gewalt und Beharrlichkeit. Soll man nicht auch für das masochistisch sensibilisierte Tier annehmen dürfen, daß es auf das Herannahen einer neuen Verletzung mit einem masochistischen Lähmungsanfall — also einer Art hypnotischer Faszination — reagiert?[2]) Das Ich bekämpft diese Anfälle von masochistischer Lähmung, lernt — im Laufe ungezählter Generationen — ihre Intensität und Dauer so weitgehend zu mäßigen, bis sie schließlich nur noch

[2]) Vgl. dazu das „Sich-tot-stellen" der Tiere bei Gefahr. Nach unserer Vermutung stellt sich das Tier nicht tot, sondern erleidet einen Anfall von masochistischer Gelähmtheit. Der fragwürdige Vorteil, der sich aus dem scheinbaren Totsein für die Selbstverteidigung ergibt, ist ein „sekundärer Krankheitsgewinn".

in Andeutung auftreten. Damit ist die allmähliche Umbildung des schädlichen Lähmungsvorgangs in eine nützliche Einrichtung zur Signalisierung der Gefahr vollzogen. Wie dies Gefahrsignal zunächst beschaffen war, welche Wandlungen es durchlief, ehe es die Gestalt unseres Angstaffekts annahm, das sind Fragen, für deren Behandlung der Biologe zuständig ist. Unsere analytische Forschung liefert ihm die Erwartung, daß das Gefahrsignal von seinen Anfängen an ein passagèrer Lähmungsvorgang sein dürfte, der an einer vitalen Körperfunktion angreift und von der masochistischen Triebkraft im Organismus herrührt. Es könnte sein, daß die vom Masochismus angegriffene Funktion allemal die Atmung ist. Mit solchen Vermutungen muß man allerdings sehr vorsichtig sein; wir wissen ja nicht einmal genau, wie sich z. B. bei der Angina pectoris die organische Störung der Herzfunktion zum masochistischen Angstausbruch verhält. Fürs nächste liefert uns die „Bioanalyse" die Auffassung, daß die Angst nicht das Produkt, nur das Zähmungsprodukt des Ichs ist. Es drängt sich der Vergleich mit dem weisen Bauern auf, dem es geglückt ist, seinen quälenden Rheumatismus bis auf eine winzige Spur zu bezwingen; dies Spürchen des Übels behält er sich bei, um rechtzeitig vor schlechtem Wetter gewarnt zu werden.

Zunahme der Süchtigkeit

Von Paul Federn, Wien

Aus einem im Wintersemester 1933/34 im Akademischen Verein für medizinische Psychologie in Wien gehaltenen Vortrag.

Allen psychotherapeutischen Praktikern fällt auf, daß in den letzten Jahren weniger ausgesprochene Neurosen als Charakterstörungen, Depressionen und Süchte zur Beobachtung kamen. Offizielle Stellen erklären aber, daß infolge der Not und dank den neuen Gesetzen und Verordnungen die schweren Suchtformen, Alkoholismus und Morphinismus, sehr abgenommen haben, der Kokainismus fast ganz geschwunden ist. Die alten Morphinisten sind geblieben, aber es kommen kaum neue hinzu.

Trotzdem ist mein Eindruck von der Zunahme der Süchtigkeit richtig. Doch müssen wir das Wort auch richtig verstehen. Es bezeichnet einen Reaktionshabitus, auf ein auflebendes Bedürfnis nach sofortiger Erleichterung von quälenden Seelenzuständen sich diese Erleichterung durch Einverleibung bestimmter Medikamente oder durch Hingabe an bestimmte Funktionen sofort zu verschaffen. Süchtigkeit bezeichnet auch die Struktur, vermöge welcher das Individuum der Bedürfnisspannung, die es verspürt, nicht anders als durch Erleichterung Herr werden kann, daß es also nicht anders imstande ist, den peinlichen Zustand zu überwinden, ihn zu ertragen und das auftauchende Gelüste zu beherrschen. Außer den genannten Medikamenten sind es insbesondere die Schlafmittel und auch, wenngleich weniger, die schmerzstillenden, welche suchtartig genommen werden. In diesem Falle werden die Schlafmittel nicht einmal vorzugsweise als solche genommen, sondern in Intervallen während des Tages, um bestimmte seelische Peinzustände zu überwinden;

oft treten auch körperliche Sensationen, Schmerzen, Schwäche und Symptome aller Art dazu, welche dann als rationalisierender Anlaß zur Entschuldigung in den Vordergrund gestellt werden. Analog werden normale Funktionen und Betätigungen zu Süchten, zum Beispiel zur Eßlust, Schlaflust, Kauf- und Herumlauf-, auch Unterhaltungssucht. Als Zwang bezeichnen wir nur, was zeremoniell und ichfremd auftritt. Seltener und spezifiziert sind die triebhaften Süchte, wie Kleptomanie, Pyromanie und andere. Daß auch manches Rauchertum als gewöhnlichste, für normal geltende Sucht anzusehen ist, sei nur erwähnt. Eigentlich wäre das regelmäßige Nehmen von Schlafmitteln zum Zweck des Schlafens, das Nehmen von Alkohol oder einer Droge vor einer schwierigen Inanspruchnahme, die meistens ein besonderes Auftreten verlangt, auch als zu bestimmten Gelegenheiten auftretende Süchtigkeit zu bezeichnen. Auch hier fehlt nicht das Moment der Abstinenzerscheinungen, welche zur echten Süchtigkeit gehören. Sie sind entweder nur das gesteigerte Gefühl des quälenden seelischen Zustandes, oder — wie namentlich bei den schweren Rauschgiften — es kommen noch besondere Kollaps- und Erregungssymptome hinzu.

Die Zunahme der Medikamentensucht hat große praktische Bedeutung. Hätte die Mehrzahl unserer Patienten eine normale Fähigkeit erworben und bewahrt, Peinliches zu ertragen, so würden die medizinischen Fabriken nicht die interne Medizin erobert haben; viele Vorwürfe gegen die „bloß symptomtötende" Medizin wären ihr erspart. Hilfe kann nur bringen, wenn jeder Arzt es weiß, daß er den Kranken dann erst als krank „gewesen" aus seiner Obhut zu entlassen hat, wenn derselbe *ohne Medikamente auskommt*. Wir haben auch keine richtige Kenntnis von einem chronischen Falle, wenn wir ihn nicht in einer medikamentenfreien Zeit beobachtet haben; noch mehr gilt das von einem angeblich Gesunden, der sein Medikament

„nur“ nimmt, um besser zu schlafen oder zu arbeiten. Solche Menschen sind — wenigstens psychisch — nicht gesund. Denn umgekehrt, wie die Weichheit gegen die eigene Person die Gewöhnung an Medikamente herbeiführt, so macht diese ihrerseits wieder den Menschen weniger fähig, unangenehme oder quälende psychische Zustände zu ertragen, das heißt, sich selbst zu ertragen. Meistens fällt es weder Arzt noch Patienten ein, daß solches Medizinieren der psychischen Hygiene zuwiderläuft. Damit soll weder gegen eine kausale medikamentöse Therapie noch gegen eine symptomatische bei schmerzhaften und gar unheilbaren Fällen etwas gesagt sein. Für letztere allerdings ist das Erzielen völliger Euphorie nur mit raschem Niedergang der für solche Lebenslage besonders wichtigen Kraft der Persönlichkeit zu erzielen.

Die gleiche Erscheinung „Sucht“ bezieht sich auf so disparate Ziele wie Medikament, Spielen, Essen oder Schlafen. Die Medikamentensucht ist künstlich, die Funktionssucht von selbst entstanden. Alle Art Süchte decken andere triebhafte Verlangen, die unbewußt mit der Sucht zusammenhängen. Es kann ein Medikament suchtartig verlangt werden, eben um nicht schlafen, essen, stehlen oder davonlaufen zu müssen, so daß eine Medikamentensucht an Stelle einer Funktionssucht getreten ist.

Wir haben also in jedem Falle die bewußten und die unbewußten Motivierungen vom Ziel der Sucht zu unterscheiden; sie sind nicht leicht festzustellen, denn auch bewußt erlebte Verursachungen werden oft verleugnet, so daß erst der Arzt sie in ihrer Bedeutung dem Kranken klarmachen muß. Die Süchte nivellieren die Krankheitsbilder. Das Einnehmen des Medikaments hebt den quälenden Affektzustand oder die quälende Sensation auf, die beim Neurotiker durch die Entwicklung eines neurotischen Symptoms ersetzt wird. Tatsächlich entstehen viele Süchtigkeiten, wenn eine Neu-

rose rezidiviert und, statt zur kausalen psychischen Behandlung zu kommen, nur symptomatisch mit Medikamenten kuriert wird. Schlaflosigkeit gibt entweder direkt oder durch die darauffolgende Erschöpfung den Anlaß für den Gebrauch von allen möglichen Mitteln. Oder es gibt eine rheumatische oder sonstige schmerzhafte Affektion, deren Schmerz neurotisch gesteigert ist, eventuell ein rein neurotischer Schmerz den Anlaß zum chronischen Gebrauch von Gegenmitteln.

Um der Gewöhnung und noch mehr der jeder Süchtigkeit drohenden Steigerung vorzubeugen, muß man von Beginn an in Intervallen von einigen Tagen den Gebrauch der Mittel aussetzen. Der Patient muß wissen, daß es ein verderbliches und ärztlich unerwünschtes Ziel ist, mit Medikamenten ohne Unterbrechung Schmerzlosigkeit oder Schlafvermögen zu bekommen. Dieser Standpunkt muß Gemeingut der Ärzte sein. Der Anlaß ist nicht immer eine Neurose, oft sind es direkt der psychische Konflikt oder ein hereingebrochenes Leid, die Steigerung lang bestehender Konflikte, das Bedauern eines fehlerhaften Entschlusses, Schuldgefühl oder quälender Zweifel, die, durch Körpersymptome rationalisiert, zur Angewöhnung führen. Der Kranke pflegt entweder diese oder kurz das Wort „Nervosität“ als Begründung zu wählen.

Der peinliche Spannungszustand verschiedener Art entspricht einem toxischen Vorgang. Daß aber ein Individuum diesem gegenüber ebenso wehrlos ist wie den psychischen Konflikts- und Spannungszuständen, die ihm vorangegangen sind, hängt mit der seelischen Entwicklung seit der Kindheit zusammen. Unbewußte Komplexe einerseits, fixierte infantile Stadien des Ichs andererseits erklären die Stärke des Begehrens und die Schwäche des Gegenwillens. Wenn unser Krankenmaterial weniger Neurosen und mehr Süchtige aufweist, es sind dieselben Menschen, die heute in anderen Formen ihr mangelhaftes seelisches Gleichgewicht äußern. Gier-

hafte Wünsche, feindselige Tendenzen, unerfüllte Verlangen aller Art kommen in der Analyse zutage. Sie alle wirken unbewußt mit bei der Enttäuschungsspannung, die den Süchtigen immer wieder zur Suchtstillung treibt. Solange daher die psychische Grundlage nicht behoben ist, ist eine psychische Behandlung nötig. In leichteren Fällen genügt die suggestiv-führende und geleitende des Vertrauensarztes. In schweren Fällen muß die Entwöhnung in einem besonders tauglichen Milieu, meistens in der Anstalt, durchgeführt werden, in manchen Fällen mehr wegen der Willensschwäche des Patienten, in anderen mehr wegen der Unverantwortlichkeit, mit der die nächste Umgebung und auch völlig Fremde dem Aufgeben der Süchtigkeit entgegenarbeiten. Die lange dauernde Behandlung muß, um endgültig gute Resultate zu geben, auch die latent gewesene oder manifeste Neurose und Charakteranomalie heilen. Die Ausdehnung der Psychoanalyse auf dieses Gebiet ist noch nicht genügend lange geübt, um über die Endresultate bei schweren Fällen ein Urteil zu haben. Als Nebenergebnis der aus anderen Gründen geübten Psychoanalyse sind leichtere und ganz schwere Süchte oft geheilt worden. Das Dauerresultat und der Grad der Umwandlung der Persönlichkeit wird über den Wert der Methoden entscheiden. Zu erwarten ist, daß eine auf den neuen Erkenntnissen aufgebaute Erziehung und ärztliche Seelsorge das Entstehen der Süchtigkeit oft hintanhalten können wird.

Aus dem Mitgeteilten geht besonders hervor, daß auch für die psychische Beurteilung und Behandlung eines Neurotikers überhaupt, eines Süchtigen besonders, die Einschränkung des Mittels durch den Willen des Kranken, den der Arzt stärkt und aufrechterhält, nötig ist. Das Medikament verdeckt die Erscheinungen — wovon allerdings direkte Rauschzustände eine Ausnahme machen; diese verraten viel Verdrängtes und lassen es auch für einige Zeit abreagieren. Doch hat das keine

andauernde Heilwirkung auf den Normalzustand des Ichs. Manche dieser Medikamente wirken direkt als Angstgifte, das heißt sie beseitigen die Angst, die sonst als Anfall, als Phobie oder als frei flottierende und Erwartungsangst auftreten würde. In anderen Fällen erfährt man von schweren Entfremdungszuständen oder von Zwangsvorgängen erst, wenn man die Kranken vermocht hat, das Mittel auszusetzen oder die Einnahme zu verschieben. In anderen Fällen sind es Depressionen mit tiefer und weiter Begründung, die das Medikament zudeckt; oder sexuelle Tendenzen, insbesondere auch schuldvoller oder perverser Art; auch Fälle mit kannibalischen Phantasien wurden mitgeteilt. Wir begreifen, daß in solchen Fällen die einfachen Formen rascher Psychotherapie nur selten dauernden Erfolg haben können, und daß die volle Umerziehung nötig ist, obgleich sie lange dauert. Immer werden refraktäre Fälle übrig bleiben. Aber heute bleiben noch mehr Fälle ungeheilt, als dem Wissen um ihre Verursachung entspricht. Wir kennen dank der psychoanalytischen Erforschung die verdrängten Triebe und ihre Repräsentanten, wir kennen die Konflikte, die zu den Krankheiten führen, und auch das Ich, seine Schichten, Besetzungen und Grenzen. Jedes Suchtverlangen ist charakterisiert durch das insofern abnorme Verhalten, daß das *ganze* Ich von der Suchtbegierde erfaßt wird und nicht, wie beim nichtsüchtigen Menschen, ein *Teil* desselben frei und wehrhaft gegen den begehrenden Teil des Ichs bleibt. Die unbeherrschte Reaktion mit dem ganzen Ich ist das infantile Verhalten, bei dem viele Süchtige verblieben sind, während andere zu ihm regredieren. An dem Infantilismus der Süchtigen liegt es auch, daß gerade bei seiner Heilung die Hilfe einer Pflege- oder Geleitperson nötig ist. Die Übertragung auf den Arzt bedeutet auch eine Stützung des Ichs, sowie das Kind sein Ich durch das Einschließen der elterlichen Person in die eigenen Ichgrenzen erweitert und stärker fühlt. Diese Stärkung des

Ichs ist aber eine erborgte und soll durch die Eigenkraft des Gesundgewordenen ersetzt werden; in vielen Fällen muß man sich aber mit dem praktischen Erfolge der Hilfe durch die Übertragung begnügen.

Zur unbewußten Verständigung

Von Otto Fenichel, Oslo

Aus „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", Bd. XII, 1926.

Es ist von Freud schon vor langer Zeit — zum erstenmale in der „Traumdeutung" — beschrieben worden, daß ein Mensch nicht nur auf eine Fehlhandlung oder einen anderen Selbstverrat einer zweiten Person so reagiert, als ob er sie verstanden hätte, sondern auch auf weniger deutliche Anzeichen hin die unbewußten Absichten einer zweiten Person beantwortet, ohne es selbst zu wissen; gelegentlich kommt es geradezu dazu, daß das Unbewußte einer Person sich mit dem einer anderen unterhält, ohne daß die Beteiligten etwas davon merken. Solche Vorgänge sind auf zwei verschiedene Weisen denkbar. Entweder es werden dabei kleinste Anzeichen wahrgenommen und vom gleichgerichteten eigenen Unbewußten intuitiv verstanden oder es handelt sich um eine unmittelbare Verständigung, um etwas Ähnliches wie das, was Löwenstein als „Affektinduktion" bezeichnet hat[1]), nur daß hier nicht nur Affekte, sondern auch Vorstellungen übermittelt werden. Um eine solche „Induktion", bei der nur der induzierte Inhalt der empfangenden Person bewußt wird, (ohne daß sie seine Herkunft kennte,) handelt es sich bei den von Freud unlängst als telepathisch beschriebenen Fällen[2]), bei der eine Person die unbewußten Wünsche einer anderen anwesenden Person wahrnimmt. Freud hat dort hinzugefügt, daß offenbar solche Vorstellungen zu telepathischer Übertragung besonders geeignet sind, die eben aus dem Unbewußten aufzutauchen im Begriffe stehen. Das ist

---

[1]) Löwenstein: Über Affektinduktion, Vortrag in der Berliner psychoanalytischen Vereinigung 1924.

[2]) Freud: „Traum und Telepathie." Ges. Schriften, Bd. III.

offenbar auch die Ursache dafür, daß wir in der Analyse gelegentlich plötzlich und spontan erraten können, welche unbewußten Gedanken in unseren Patienten gerade wirksam sind. Ich habe solch plötzliches Wissen um einen unbewußten Vorstellungsinhalt eines Patienten noch recht selten klar und deutlich erlebt; es stimmte aber dann jedesmal und konnte vom Patienten verifiziert werden. Das kommt offenbar bei Hysterien häufiger vor als bei Zwangsneurosen, weil dank dem hysterischen Verdrängungstypus da häufiger auch inhaltlich ganz unbewußt gewesene Gedanken in den Zustand des Bewußtseins übertreten. Ein kleines Beispiel, um zu zeigen, was ich meine: Bei der Analyse der infantilen Sexualforschung einer Hysterie erschienen der Patientin ein Ei und ein Wasserglas. Mir kam plötzlich der Einfall: Das sind die Requisiten eines Zauberkünstlers gewesen, ohne daß ich mich erinnerte, selbst je einen Zauberkünstler mit dergleichen hantieren gesehen zu haben. Und es stimmte.

Davon wohl zu unterscheiden ist die psychologisch weit durchsichtigere unbewußte Wahrnehmung eines fremden Unbewußten durch Anzeichen. Dafür, also sozusagen für einen unbewußten Disput, kann ich heute ein seltenes Beispiel mitteilen. Die „Anzeichen", um die es sich dabei handelte, waren gar nicht so „klein", und merkwürdiger, als daß sie wahrgenommen wurden, ist eigentlich, daß sie beiden Partnern unbewußt bleiben konnten. Ein auf den ersten Blick okkultes Geschehen zeigte sich dabei als durchaus rational verständlich.

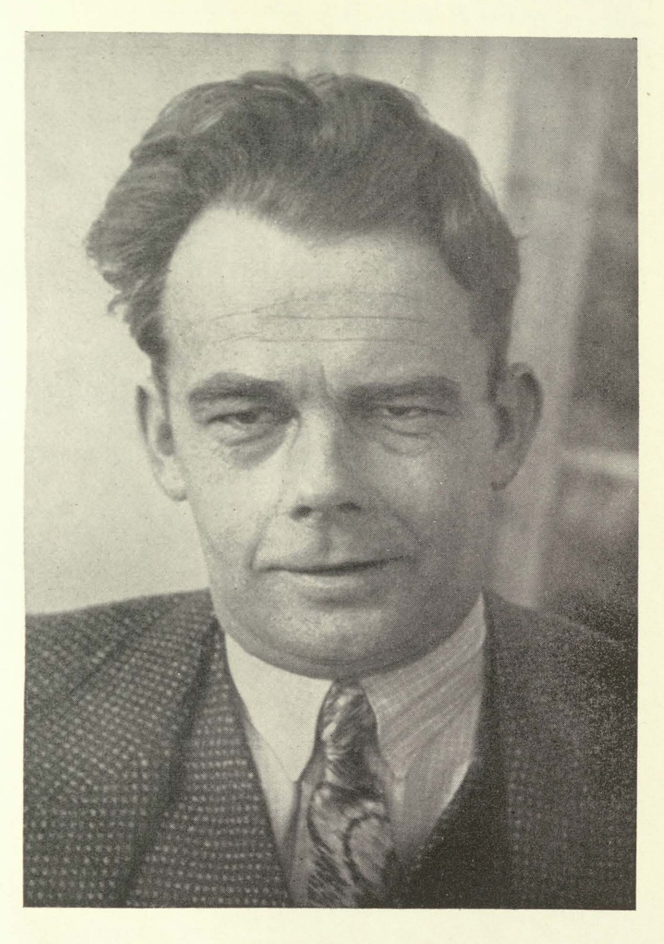
Ein Patient mit Charakterschwierigkeiten hat ein Freundschaftsverhältnis mit einer bedeutend älteren Witwe; er hatte mit ihr Bekanntschaft gemacht, indem er sie aus finanziellen Schwierigkeiten „rettete". Er verachtet sie bewußt, kann sich aber von ihr nicht lösen; er war u. a. mit dem Wunsch in die Analyse gekommen, von dieser Bindung befreit zu werden. Daß diese Witwe die Mutter vertritt, war in der Analyse noch nicht zur

Sprache gekommen. — Die Frau selbst, im Klimakterium stehend und offenbar wohl wissend, daß sie, verlöre sie ihren Geliebten, wohl ihr Leben lang werde verzichten müssen, klammert sich mit all ihrer Kraft an ihn, macht ihm gelegentlich Eifersuchtsszenen, ist aber ängstlich bemüht, so weit es geht, alle Anzeichen zu übersehen, die er ihr dafür gibt, daß er sich von ihr trennen will. Sie ist dabei eine einfältige Frau, der keinerlei Raffinement, auch keine Lüge zuzutrauen ist. Sie wohnt in einem Vorort, kommt nur selten in die Stadt, mein Patient pflegt sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

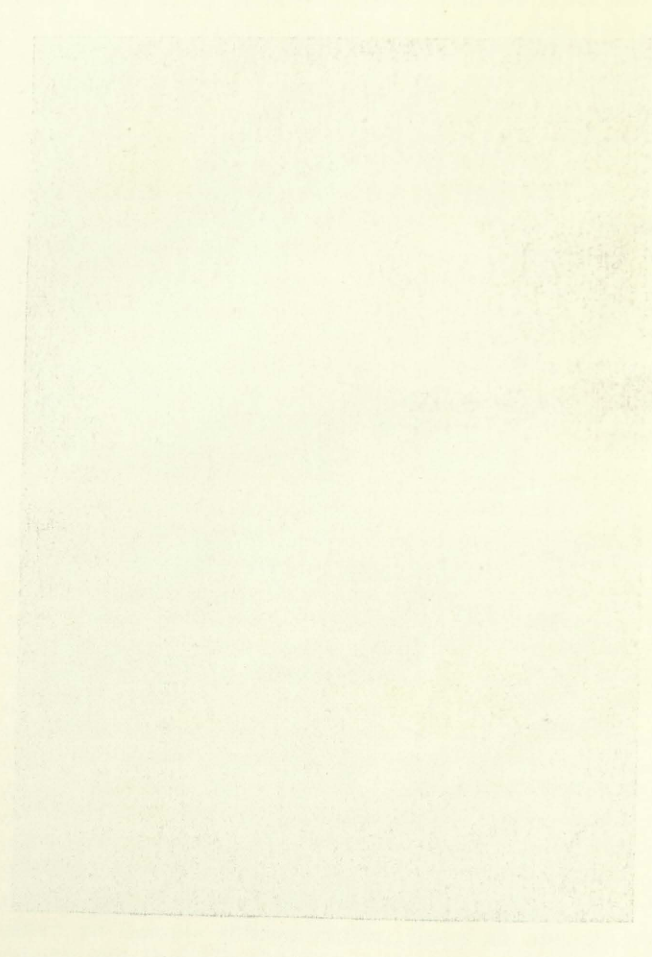
Der Patient hatte nun eines Vormittags, und zwar erst nach längeren inneren Kämpfen, ein Mädchen auf der Straße angesprochen, war dann mit ihr spazieren gegangen, hatte sich in eine kleine Gartenanlage gesetzt, von deren Existenz er vorher gar nichts gewußt hatte, hatte dort im Gespräch mit ihr einige Zigaretten geraucht und war dann mit ihr in ein Restaurant gegangen. Dann hatte er mit ihr ein nächstes Rendezvous verabredet und war seiner Beschäftigung nachgegangen. — Als er sich abends auszog, merkte er, daß er einen Manschettenknopf verloren habe. Er erinnerte sich, während des Spazierganges mit dem Mädchen bemerkt zu haben, daß ein Knopf aufgegangen war, und ärgerte sich, daß er es unterlassen hatte, das gleich an Ort und Stelle zu richten. — Nächsten Tages besuchte er seine alte Freundin. In ihrem Speisezimmer steht eine Visitenkartenschale auf dem Tisch. Beim Eintreten in dieses Zimmer sah er auf der Schale offen einen Manschettenknopf liegen, so als ob er eigens hingelegt wäre, damit er ihn bestimmt bemerken solle. Er nahm ihn in die Hand und merkte, daß es ein Knopf der gleichen Art war wie sein eigener, der absolut zu dem einzelnen paßte, den er noch trug. Er erschrak sehr; es kam ihm sofort der Einfall, er werde damit nun seines gestrigen Abenteuers überführt werden. Er schlug sich diesen Gedanken sofort wieder aus dem Kopf, weil er wußte,

daß sich seine Freundin nicht verstellen kann und ihm längst eine Szene gemacht hätte, wenn sie etwas wüßte. Er fragte sie: „Was ist das für ein Knopf?“ „Den habe ich gestern gefunden.“ „Wieso liegt er da?“ „Mir ist eingefallen, man könnte doch vielleicht einmal einen solchen Knopf brauchen, so habe ich ihn mitgenommen und vorläufig hierher gelegt.“ „Wo hast du ihn gefunden?“ „In der und der Parkanlage.“ „Wieso warst du da?“ „Ich hatte gestern ausnahmsweise dort in der Nähe eine Besorgung und ruhte mich in der Anlage, von deren Existenz ich vorher gar nichts gewußt hatte, aus, da lag der Knopf unter der Bank.“ „Um wieviel Uhr?“ „Um 1 Uhr mittags.“ Das war die Zeit, zu der er selbst auf der Bank gesessen hatte. Es war also sicher, daß die Frau sich unmittelbar nach dem Fortgehen des Mannes auf die Bank gesetzt, den von ihm verlorenen Knopf unter der Bank gefunden und mitgenommen hatte.

Zwei Umstände mußten nun nachdenklich stimmen, einer auf Seiten des Patienten, einer auf Seiten der Frau. Der Mann hatte nämlich während der ganzen Zeit, die er in der Anlage verbrachte, Gewissensbisse wegen seiner Untreue verspürt und hatte daran gedacht, was seine Freundin wohl sagen würde, wenn sie ihn so sähe; seine ganze psychische Situation war so, daß ihm ein unbewußter Selbstverrat sehr wohl zuzutrauen war. Außerdem war er, knapp bevor er sich auf die Bank niederließ, auf den offenen Knopf aufmerksam geworden, hatte damit sozusagen seinem Unbewußten noch einmal eine bequeme Gelegenheit für einen Selbstverrat vor Augen geführt. — Von Seiten der Frau mußte auffallen, daß sie erstens den Knopf aufgehoben und mitgenommen, daß sie zweitens ihn dann an die ungewöhnliche Stelle niedergelegt hat, so daß er dem eintretenden Freund sofort in die Augen fallen und ihm sein Vergehen zu Gemüte führen mußte. Hätte sie ihn gesehen gehabt und ihm ein Corpus delicti entgegenhalten wollen, sie hätte nicht anders handeln können.



Dr. Hans Behn-Eschenburg †



Diese Umstände ließen nur die eine Auffassung zu: Werk des Zufalls war nur, daß beide Personen zu gleicher Zeit in die ihnen unbekannte Anlage kamen [3]). Alles andere war blitzschnelle, planmäßige unbewußte Aktion. Der auf der Bank sitzende Mann sah die Frau herankommen, geriet — alles ohne etwas davon zu merken — in einen Affektsturm im Zweifel, ob er sich verraten solle oder nicht, entschloß sich zu letzterem, verließ mit seiner Begleiterin schnell die Bank, nicht ohne seiner Selbstverratungstendenz durch ein Schütteln des Armes Genüge zu tun, das den losen Knopf zu Boden fallen ließ. — Die Frau muß den Mann ebenfalls gesehen und erkannt haben. Sie w o l l t e aber nichts gesehen haben, ging ihm nicht nach, sondern ließ sich auf die gleiche Bank nieder, auf der er knapp vorher gesessen hatte. Sie fand den Knopf, nahm ihn mit und legte ihn auf die Schale. Vielleicht hatte sie den Mann doch nicht sicher erkannt und stellte ihn nun durch den Knopf auf die Probe. — Es sei noch einmal betont, daß die Frau bestimmt nicht gelogen hat, und auch nachdem ihr mein Patient die Geschichte wahrheitsgemäß erzählt hatte, dabei blieb, daß sie ihn nicht gesehen, den Knopf nicht erkannt, ihn ohne Absicht mitgenommen und hingelegt hatte, ja daß ihr nie der Einfall gekommen wäre, er könnte in jenem Stadtteil gewesen sein.

Nachdem der Patient über diese Deutung erst sehr erstaunt gewesen war, fiel im eine Einzelheit ein, die ihre Richtigkeit über jeden Zweifel hinaus sicherstellte: Er und das Mädchen hatten schon fünf Minuten früher aufbrechen wollen, hatten dann aber beschlossen, noch zu bleiben, um noch eine Zigarette zu rauchen. Nun er-

---

[3]) Die Versuchung ist groß, auch diese Merkwürdigkeit dem „Zufall" zu entreißen und als psychisch determiniert, etwa als echt telepathisch aufzufassen. Die Analyse bot dafür keinen Anhaltspunkt. Für beide Partner war der dem Gegenspieler unbekannte Aufenthalt in der Nähe der Anlage durchaus rational begründet.

innerte er sich, daß er dann ganz plötzlich — mitten während des Rauchens, das er noch hatte beenden wollen, — aufsprang und ungeduldig seiner Begleiterin zurief: „Also, jetzt gehen wir aber endlich einmal!" und so schnell wie möglich mit ihr verschwand. Das muß der Moment gewesen sein, in dem er die Frau unbewußt erblickt hatte.

Es war also nicht nur bei beiden Partnern das gegenseitige Erblicken, das für beide unangenehm gewesen wäre, wie nach einer getroffenen Verabredung sofort verdrängt worden, sondern die Frau verstand auch sofort den Sinn des Verlustes des Knopfes und reagierte in zweckentsprechender Weise; ja sie tat geradezu das, wozu das Benehmen des Mannes sie insgeheim aufgefordert hatte. Als er aufsprang und weglief, dabei aber den Knopf verlor, sagte er ihr damit: Bemerke nicht, daß ich hier mit einem Mädchen gesessen habe, nimm es aber doch zur Kenntnis! Und sie tat so.

Die „ansteckende“ Fehlhandlung

Von Alexander Szalai, Zürich

Aus „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse“, Bd. XIX, 1933.

Freud hat mehrfach auf die bekannte Tatsache aufmerksam gemacht, daß Fehlhandlungen in hohem Maße „ansteckend“ sind[1]). Ich glaube, durch die Mitteilung und Erklärung von zwei Fällen solcher Art ein wenig zur Diskussion über diese „Ansteckung“ [2]) beitragen zu können.

I.

Ich bin eines Abends bei Herrn B. eingeladen, der ein eitler und kleinlicher Mensch ist und — obwohl er ziemlich unwissend ist — großen Wert darauf legt, daß man ihn für sehr gebildet halte. Als ich bei B. ankam, waren schon viele Gäste anwesend, aber es wurden noch mehr erwartet. Während der Unterhaltung fällt mir plötzlich ein, daß ich meine Brieftasche im Überrock vergessen habe. Ich stehe unauffällig auf, gehe in das Vorzimmer — dort ist es aber finster und ich finde den Schalter nicht. Ich bin sehr erstaunt darüber, daß man das Licht hier schon ausgelöscht hat, da ja noch Gäste kommen sollen. Ich denke: Diese Art von Sparsamkeit ist wirklich kleinlich. (Die oft verspottete Kleinlichkeit von B. hat auch im Vergessen der Brieftasche eine Rolle gespielt — auf die Analyse dieser Fehlhandlung gehe ich aber hier nicht ein.) Ich gehe in das Zimmer zurück; der Hausherr, der inzwischen meine Abwesenheit bemerkt hat, kommt mir entgegen und fragt, ob ich etwas

---

1) Z. B. Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. Schriften, Bd. VII, S. 63.

2) Vgl. Reik: Über kollektives Vergessen. Int. Ztschr. f. Psa., VI, 1920.

suche. Ich antwortete: „Ich habe etwas im Vorzimmer vergessen. Bitte, zeigen Sie mir doch, wo sich der Schalter befindet, es ist nämlich draußen kleinlich... ach, ich wollte sagen, kein Licht." Ich erschrecke über dieses Versprechen; die Miene von B. beruhigt mich aber, er hat nichts gemerkt, und selbst wenn er etwas gemerkt hätte, könnte er das Versprechen wohl nicht verstehen — er hat keine Ahnung von Psychoanalyse und würde das Ganze dem Zufall zuschreiben. Zu meinem größten Erstaunen begeht aber B. während des Abends mehrere Fehlhandlungen, die als Antwort auf mein Versprechen aufgefaßt werden müssen. Er will mir Feuer zum Anbrennen meiner Zigarette reichen und zündet dabei „zufällig" zwei Streichhölzer auf einmal an und verbrennt mir so die Hand. Diese Fehlhandlung darf nicht einfach als Racheakt interpretiert werden, obwohl das Motiv der Rache wahrscheinlich mitspielte; der unbewußte Gedanke, der dahinter steckt, lautete offenbar: „Ich spare nicht mit Feuer (Licht), ich verschwende es vielmehr so, daß Sie sich dabei verbrennen können." Die Konversation dreht sich später um das Thema Italien. B. sagt: „Im letzten Sommer habe ich in Italien drei Stromhüte gekauft." (Er meinte natürlich „Strohhüte".) Das volle Verständnis dieses Versprechens ist ohne Analyse kaum möglich, aber jedenfalls steckt eine Prahlerei mit dem Stromverbrauch dahinter.

Daß all diese Fehlhandlungen mir galten, wurde nachher durch folgende sehr interessante Tatsache noch besonders bewiesen. B. spricht über italienische Kunst, von der er nicht viel mehr als einige Namen kennt, und behauptet unter anderm: „Den Andrea Salaino habe ich nicht gerne, der hat so einen gemeinen Stil." Wie sich herausstellte, konnte er sich aber auf kein Bild dieses Malers besinnen, wahrscheinlich hat er auch nie eines gesehen. Die Beschimpfung galt mir, und zwar auf Grund der Klangähnlichkeit unserer Namen: Salaino —

Szalai. B. mag den Namen dieses nicht besonders berühmten Malers irgendwo gehört haben und wollte ihn in seine „kunstkritischen" Äußerungen einflechten, wobei sich die Aggression gegen mich im Inhalt des Urteils durchsetzte.

Es scheint so, als ob dem Unbewußten von B. die Deutung meines Versprechens unmittelbar klar geworden wäre und es nun selbst darauf in Form von Fehlhandlungen reagierte.

Mein Freund D., der bei meinem Versprechen und bei den Fehlhandlungen von B. anwesend war, verspricht sich auch einmal dem Hausherrn gegenüber, indem er anstatt „Heizgas" zweimal unbemerkt G e i z h a (l) s sagt.

II.

Der andere Fall ist etwas anderer Art: Ich schreibe meinem Freund G. in etwas gereiztem Ton einen Brief. Er antwortet mir und bemerkt am Ende seines Briefes: „Übrigens begingen Sie bei Ihrem letzten Brief die kleine Fehlhandlung, die Namensunterschrift zu vergessen. Habe sehr gelacht." Mein Freund, der über psychoanalytische Kenntnisse verfügt, hat die Fehlhandlung sofort im richtigen Sinne als eine Aggression, etwa dem Nicht-Grüßen auf der Straße entsprechend, gedeutet. (Dieses Vergessen hatte allerdings noch einen Sinn, der sich aus der speziellen Situation ergibt: „Mit dem Inhalt dieses Briefes identifiziere ich mich nicht vollkommen.")

Das Merkwürdige an dem Fall ist folgendes: Mein Freund, der nicht nur meine Fehlhandlung bemerkte, sondern sie auch deutete, beging in seiner Antwort selber mehrere Fehlhandlungen; er entstellt am Briefumschlag meinen Namen auf eine komische Weise, wünscht mir „alles gutte" usw., also lauter Verschreiben, die (als Reaktion auf meine Fehlhandlung) Aggression und Spott ausdrücken.

Es ist also anscheinend vollkommen gleichgültig, ob jemand den Sinn einer ihm gegenüber begangenen Fehlhandlung bewußt erkennt oder nicht. Die Reaktion des Unbewußten bleibt die gleiche.

III.

Diese Fälle, die ich aus vielen ähnlichen als die charakteristischesten auswählte, bestätigen, daß das Unbewußte eines Menschen die Äußerungen eines fremden Unbewußten unmittelbar verstehen kann. Es ist damit nicht gemeint, daß das Unbewußte den ganzen Sinn, die ganze Determinierung einer fremden Fehlhandlung erfassen könnte — wie etwa der Psychoanalytiker nach gelungener Analyse —, das ist unmöglich; das unbewußte Verständnis einer fremden Fehlhandlung erstreckt sich bloß auf den allgemeinen Charakter der Fehlhandlung und auf ihren am nächsten liegenden Sinn, wie etwa beim Psychoanalytiker die Einsicht in eine Fehlhandlung, deren Assoziationszusammenhänge er nicht kennt.[3])

Wichtig scheint die Beobachtung zu sein, daß das Unbewußte eine fremde Fehlhandlung auch mißverstehen kann, da es ja die tieferen Zusammenhänge beim anderen nicht kennt. Es stehen mir einige Fälle zur Verfügung, in denen die Reaktion des fremden Unbewußten auf eine genau analysierte Fehlhandlung falsch war und auf einem offensichtlichen Mißverständnis beruhte.

Wenn wir das unbewußte Verständnis des Ausdrucks eines fremden unbewußten Systems einmal als Tatsache hinnehmen, so fällt die Erklärung des „ansteckenden" Charakters der Fehlhandlungen nicht schwer. Die „Ansteckung" ist entweder der Ausdruck der Reaktion des Unbewußten auf die Äußerung des fremden Unbe-

---

[3]) Vgl. Fenichel: Zur unbewußten Verständigung. Dieser Almanach S. 61.

wußten, oder der Ausdruck der unbewußten Identifizierung mit der Äußerung des fremden Unbewußten, richtiger mit dem hinter der Äußerung liegenden Gedanken.

Die Hypothese, daß die Fehlhandlung einer Person das Unbewußte einer anderen Person auf diese Ausdrucksmöglichkeit im gewissen Sinne „aufmerksam" macht und die „Ansteckung" so entstünde, scheint mir keine allgemeine Gültigkeit zu besitzen. Sie würde zum Beispiel sehr schwer die Tatsache erklären können, daß man durch ein Versprechen so angesteckt wird, daß man ein Vergreifen begeht, wie B. es mit den Streichhölzern tat. Es mag Fälle geben, die durch diese Auffassung hinreichend erklärt werden können, es gibt aber sicher — und wohl häufiger — Fälle, die mit dieser Analyse nicht voll erfaßt sind.

Die hier entwickelte Theorie ist übrigens auch auf den „ansteckenden" Charakter des Gähnens anwendbar. Das Gähnen hat mit den Fehlhandlungen gemein, daß es eine ungewollte und — in vielen Fällen — unerwünschte Äußerung ist. Da gibt es zwei Situationen, die genau den zwei Arten der „Ansteckung" entsprechen. Zwei Menschen plaudern miteinander, da gähnt plötzlich der eine, was manchmal der Situation gemäß besagt: „Du bist mir langweilig!" Bald darauf wird der andere auch gähnen, was dann sicher sagen will: „Du mir auch!" Hier ist die Ansteckung durch Reaktion entstanden. In einem anderen Falle, wenn z. B. während eines langweiligen Vortrages einer gähnt und das Gähnen sich im Publikum verbreitet, beruht die Ansteckung auf der Identifizierung mit der ersten Äußerung der Langeweile, welche Äußerung dann natürlich wiederum eine Aggression dem Redner gegenüber ist. Da das Gähnen nicht in allen Fällen als eine Fehlhandlung zu bewerten ist, mag die physiologische Theorie oft allein als Erklärung für das Gähnen dienen, allerdings nie für die Ansteckung.

Die physiologische Erklärung des Gähnens kann uns vielleicht auch behilflich sein bei der Feststellung der Ursache dafür, daß gerade dieses merkwürdige Ausdrucksmittel, das Öffnen des Mundes und das tiefe Einatmen, für die Darstellung der Langeweile und der Schläfrigkeit gewählt wird. Die eingehende Analyse des Gähnens ist Aufgabe einer besonderen Untersuchung, hier sei nur noch auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß das Motiv der Langeweile im Traum keine Rolle spielt, meines Wissens hat sich noch niemand im Traum gelangweilt — was wohl dem Umstand entspricht, daß der Schlaf die Aufhebung der Langeweile sein kann.

Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt

Von Anna Freud, Wien

Der folgende Aufsatz stellt die Niederschrift eines Vortrages dar, der am Kongreß für Kleinkindererziehung im Jahre 1932 gehalten wurde. Dieser Vortrag sowie zwei andere am gleichen Kongreß vorgetragene Arbeiten (Siegfried Bernfeld: „Die psychoanalytische Psychologie des Kleinkindes“ und Gertrud Behn-Eschenburg: „Die Erziehung des Kleinkind-Erziehers“) sind im Anschluß aneinander in der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ (Bd. VIII, 1934, Nr. 1/2) erschienen. Die vorliegende Wiedergabe ist an einigen Stellen, in denen auf den hier nicht abgedruckten Vortrag von S. Bernfeld Bezug genommen wurde, gekürzt.

Wir kennen alle die schwere Lage des Erziehers. Man hört und liest zwar immer wieder, daß den Erziehern eine der wichtigsten Arbeiten im Gemeinschaftsleben der Menschen übertragen ist, daß sie das wertvollste Material, über das die Gesellschaft verfügt, in die Hände bekommen, daß sie über das Schicksal der kommenden Generation entscheiden usw. In der Wirklichkeit ist aber von einer solch hohen Einschätzung der erzieherischen Arbeit und der Erzieherpersonen selbst sehr wenig zu bemerken. Weder sind die Erzieher finanziell ebensogut gestellt wie etwa die Personen, die über die Ausgrabung von Kohlen aus Bergwerken oder über die Verwaltung von großen Geldmitteln zu entscheiden haben. Sozial müssen sie ständig um die Achtung der Mitmenschen, um die Anerkennung von Seiten der Behörden und der Eltern kämpfen. Und obwohl heute viele Menschen daran glauben, daß die Erziehung umso wichtiger ist, je jünger das Kind ist, so ist es in der Wirklichkeit doch so, daß der Erzieher umso höher eingeschätzt wird, je älter sein Zögling ist. Vergleichen wir etwa die Achtung,

die man einem Mittelschullehrer entgegenbringt, mit der Einschätzung, die eine Kindergärtnerin genießt. Etwas an dieser Rechnung stimmt also nicht vollkommen. Was wir in der Realität finden, hat aber gewöhnlich seine Berechtigung. Die geringe Einschätzung des Erziehers kommt wohl daher, daß er wirklich gar kein selbständiger Unternehmer ist, sondern ein Beauftragter, ein Handlanger, ein Puffer, der zwischen die erwachsene Generation und die nächste Generation, die Kinder, gestellt wird. Man liefert ihm das Rohmaterial und man erwartet von ihm ganz bestimmte Erzeugnisse. Das einzige, was ihm freigestellt wird, ist der Weg, den er einschlagen will, das heißt die Mittel, die pädagogischen Methoden. Und gerade weil der Erzieher sonst wenig Freiheit hat, stürzt er sich auf dieses Stückchen Selbstherrlichkeit und macht aus der Wahl, die ihm überlassen wird, ob er etwa strenge oder milde Erziehungsmittel verwenden will, welche neuen Künste er erfindet, um die Kinder gefügig zu machen, die Fiktion seiner großen Macht.

Bedenken wir noch einen anderen Umstand. Ich glaube, wir haben alles Recht anzunehmen, daß das Rohmaterial, das der Erzieher in die Hand bekommt, in großen Zügen immer wieder dasselbe ist. Das Endprodukt aber, das von ihm verlangt wird, ist je nach den Zeiten, je nach den Formen der Gesellschaft, für die er arbeitet, außerordentlich verschieden. Wir brauchen nur einen Abriß aus der Geschichte der Pädagogik durchsehen, um zu erfahren, was die Erziehung in den verschiedenen Zeitabschnitten hervorzubringen hatte. Unter den Produkten, die die Erzieher zu liefern hatten, finden wir etwa: kriegerische junge Spartaner oder den schönen Künsten hingegebene Athener oder demütige Asketen, wie die Kirche des Mittelalters sie brauchte, heroische Junker oder Ritter, ergebene Untertanen, brave, auf den Erwerb eingerichtete Bürger, vor nichts zurückschreckende Revolutionäre oder friedliche Arbeiter.

Es ist nicht merkwürdig, daß diese Forderungen gestellt werden. Sie entsprechen jedesmal vollkommen den Bedürfnissen der erwachsenen Gesellschaft. Merkwürdig ist nur, daß die Erzieher sich zu jeder Zeit mit der gleichen Begeisterung auf ihre Aufgabe gestürzt haben. Nehmen wir an, man würde Beamten und Arbeitern einer Fabrik in ähnlicher Weise zumuten, aus den gleichen Rohstoffen etwa in kriegerischen Zeiten Kanonenkugeln, in friedlichen Zeiten Wollwesten und Federbetten zu erzeugen. Ich glaube nicht, daß die Zuversicht, mit der die Angestellten an die Arbeit gehen würden, dort so groß wäre, wie die der Erzieher unter den gleichen Verhältnissen. Diese Vorgänge haben noch einen großen Nachteil. Zu allen Zeiten hat man das Mißlingen des Erziehungsunternehmens als Fehler der Erzieher angesehen. Immer schien es möglich, das Ziel zu erreichen. Immer schien es, daß nur der einzelne Erzieher an seiner Aufgabe irgendwie gescheitert war, nie die Pädagogik als Ganzes. Und ich meine, gerade um diese Schande des Versagens von sich abzuwälzen, haben die Erzieher aller Zeiten eine gewisse Hinneigung zur Wissenschaft der Psychologie gezeigt. Die Psychologie wäre in diesem Falle die Lehre vom Wesen des Rohstoffs. Erst wenn es der Psychologie gelungen ist, über das Rohmaterial der Erziehung, über die Kinder, wirklich etwas auszusagen, dann werden die Pädagogen ein Mittel in der Hand haben, um ihren Auftraggebern, der Gesellschaft, in einer neuen Weise gegenüberzutreten. Sie werden imstande sein, eine Unstimmigkeit zwischen dem von der Gesellschaft bestimmten Ziel und dem in ihre Hand gegebenen Kinde aufzuzeigen. Sie werden der sozialen Gegebenheit des Zieles die psychologische Gegebenheit im einzelnen Kind als gleichberechtigten Faktor an die Seite stellen. Daß auf diese Weise auch das Kind auf seine Rechnung kommen wird, daß es sich erweisen wird, welche Erziehungsziele sich noch mit den Bedingungen der psychischen Gesundheit vertragen, welche

Ziele nur auf Kosten dieser Gesundheit zu erreichen sind, das kann uns allen nur ein höchst willkommener Nebengewinn sein.

Die Erziehung hat offenbar zwei große Aufgaben. Die eine fassen wir unter dem Namen „Gewähren und Versagen" zusammen; das heißt die Aktivität des Erziehers den spontanen Äußerungen des Kindes gegenüber. Die andere Aufgabe betrifft den Aufbau und Ausbau der kindlichen Persönlichkeit. Die Psychologie hätte erfüllt, was die Pädagogen von ihr erwarten dürfen, wenn sie einerseits die primitive Wesensart des Kindes beschreibt, anderseits Ausblicke auf die Möglichkeiten und Mechanismen des weiteren Ausbaues eröffnet.

Mit der ersten Aufgabe beschäftigt sich ausführlich Dr. Bernfeld. Er schildert als Inhalt des kindlichen Seelenlebens die Triebe und beschreibt sie als Abkömmlinge des sexuellen Triebwunsches. Diese Triebwünsche durchlaufen Phasen, gehen aus einer Form in die andere über — wir wissen nicht mit wieviel Beteiligung der Erziehung. Es blieb dabei offen, wie der Erzieher sich zu diesen Triebwünschen im einzelnen verhalten soll, es wurde nur im allgemeinen angedeutet, der Erzieher möge Respekt vor diesen Trieben haben. Dieser Respekt ist aber nichts Neues. Seit langem finden wir bei den Pädagogen zwei Einstellungen zum kindlichen Seelenleben. Die Vertreter der einen Einstellung sagen: Was immer das Kind mitbringt, ist gut. Wir müssen es achten, dürfen es nicht stören — eine Haltung, die Rousseau für uns verkörpert, die in der neuen Pädagogik vor allem von Frau Dr. Montessori vertreten wird. Diese Einstellung heißt eigentlich: das Kind hat immer recht mit dem, was es will, die Erwachsenen stiften nur Schaden, wenn sie etwas daran ändern wollen.

Die andere Einstellung ist weit verbreiteter. Sie sagt, das Kind hat immer Unrecht. Ihren Höhepunkt erreicht sie in einer bekannten scherzhaften Geschichte. Eine Mutter sagt zum Kinderfräulein: Gehen Sie hinein,

schauen Sie, was die Kinder machen, und verbieten Sie es ihnen. Eigentlich lassen sich beide Einstellungen den oben geschilderten Triebregungen des Kindes gegenüber vertreten. Wir sollen die Triebregungen ja als Naturgewalten ansehen, das Kind hat das Recht, solche Regungen zu äußern, es hat ja keine Wahl, es kann gar nicht anders. Heißt das, wir sollen diesen Regungen immer Recht, immer Raum geben? In der Arbeit Dr. Bernfelds findet man die vorsichtige Äußerung, daß wir bei der psychoanalytischen Behandlung des Erwachsenen diesen Triebregungen innerhalb des Behandlungsverfahrens für eine Weile Raum geben. Man könnte die Tatsachen auch anders auffassen: weil es Triebregungen sind, keine harmlosen Gewohnheiten oder Unarten, über die der Erzieher sich mit gutem Willen hinwegsetzen kann, müssen wir vielleicht unsere Kräfte ganz aufbieten, um über diese Gewalten die Herrschaft zu bekommen.

Wir sehen, wenn wir die Kenntnis der Inhalte ohne besondere Gebrauchsanweisung in die Pädagogik einführen, sind wir in der praktischen Erziehung hinterher nicht sehr viel weiter als vorher. Statt diese Frage einfach dem Gefühl nach zu entscheiden, machen wir noch einmal eine weitere Anleihe bei der psychoanalytischen Arbeit selbst. In der psychoanalytischen Behandlung des Erwachsenen lernen wir verschiedene Krankheitsformen kennen. Aus jeder dieser Krankheitsformen können wir Schlüsse auf bestimmte Einstellungen zwischen Kind und Erzieher ziehen. Wir lernen etwa die neurotischen Hemmungszustände kennen, die dadurch entstanden sind, daß eine der geschilderten Triebregungen sehr früh und energisch unterdrückt und dadurch von der Befriedigung völlig abgehalten worden ist. Die Zähigkeit, die Gewalt der Regung, bringt es zustande, daß mit der Vergewaltigung des Triebvorganges der Prozeß nicht abgeschlossen ist. Es entsteht ein innerer Konflikt und im Laufe der Zeit setzt sich das

Unterdrückte in irgendeiner Form, gewöhnlich in einer sonderbar verzerrten, störenden Form, doch durch. Der Weg zur direkten, ursprünglichen Befriedigung des Triebes bleibt aber gesperrt, öffnet sich auch nicht wieder, wenn das Kind groß geworden ist, wenn die Bedingungen sich geändert haben, wenn das ursprüngliche äußere Verbot längst in äußere, von der Gesellschaft erteilte Erlaubnis umgewandelt worden ist. Anderseits lernen wir Krankheitszustände kennen, wie etwa die Perversionen oder bestimmte Formen der Dissozialität, die dadurch gekennzeichnet sind, daß das Kind an einer infantilen Form von Triebbefriedigung ausschließlich festhält oder zu ihr zurückkehrt. In der Geschichte eines auf solche Weise Erkrankten finden wir gewöhnlich ein bestimmtes Ereignis, eine Verführung, einen Schock, ein plötzliches Erlebnis, das dieser speziellen Triebregung den Durchbruch zur vollen Befriedigung gestattet hat. Das Kind bleibt gebunden und macht die Weiterentwicklung zur erwünschten Erwachsenheit des Trieblebens nicht mit. Aber diese beiden so ganz verschiedenen Krankheitsformen haben doch etwas gemeinsam. Bei beiden hat eine Stufe der kindlichen Entwicklung, die Durchgangsstation bleiben sollte, Gewalt bekommen, Bedeutung über die spätere Stufe hinaus, ist statt Durchgangsstation Fixierungsstelle geworden. Eine solche Fixierung mit nachfolgender Erkrankung ist also möglich, wenn wir dem Trieb sein volles Recht geben, ist anderseits möglich, wenn wir dem Trieb sein Recht voll versagen. Das zur Gesundheit Verhelfende liegt hier in der Mitte. Es handelt sich offenbar darum, den Trieb weder in die Verdrängung zu treiben, von der Sublimierung, das heißt von der Ablenkung zu anders gearteter Verwendung auszuschließen, noch ihn zur vollen Befriedigung durchzulassen, sondern einen Mittelweg zu finden. Wie macht man das aber? Das sieht ja so aus, als müßten wir zum Beispiel das Kind lehren, es dürfe nicht ins Feuer greifen, weil das Feuer brennt, dürfen

das dem Kind aber nicht sagen, sonst würde es Angst vor dem Feuer bekommen und im späteren Leben nie mehr imstande sein, ein Streichholz anzuzünden, um eine Zigarette zu rauchen, oder ein Mittagessen zu kochen. Wir müssen also das Kind lehren, das Feuer nicht anzugreifen, dürfen es anderseits aber nicht vor dem Feuer schrecken.

Wir erkennen etwas aus diesem einfachen Vergleich. Wenn der Durchbruch zur vollen Triebbefriedigung für das Kind gefährlich ist, so ist es sicher für den Erzieher seit jeher das Leichteste gewesen, das Kind vollkommen abzuschrecken. Denn die Erzieher haben die Gefahren der Triebbefriedigungen gekannt, ehe sie offiziell etwas von den kindlichen Trieben gewußt haben. Sie haben es sich durch diese volle Versagung leicht gemacht, haben Verbote gesetzt, die die Kinder nicht mehr zu übertreten gewagt haben, und haben alles ausgenützt, was ihnen bei der Erteilung dieser Verbote zu Hilfe kommen konnte: Die Schwäche des Kindes dem Erwachsenen gegenüber, seine Hilflosigkeit, seine Unfähigkeit, sich ohne Erwachsenen in der Außenwelt zu halten, seine Abhängigkeit, kurz gesagt, seine Angst. Um mit dem Kinde nicht einen ständigen Kleinkrieg führen zu müssen, um nicht jedesmal, wenn ein Kind sich dem Feuer der Triebbefriedigung nähert, schreien zu müssen: „Diesmal nicht", haben die Erzieher gesagt: „Ein für allemal nicht, das brennt!" Das war offenbar die einfachste Lösung.

Wie soll der einsichtige Erzieher unserer Tage die richtige Lösung finden? Muß er statt der einmaligen Verbote, vielleicht einen Kleinkampf einführen, muß er jedesmal helfend dabei sein, wenn das Kind in die Nähe einer solchen Triebgefahr gerät? Welche Mittel muß er heranziehen, um das Kind zwar nicht dauernd abzuschrecken, aber doch in jedem Einzelfall zu behüten? Wie kann er unter diesen Umständen die milde und freie Erziehung, wie man sie doch in der modernen

Pädagogik wünscht, durchsetzen, wie kann er sie auch nur beginnen? Die Erziehung des Kleinkindes scheint ja auf die Versagung eingestellt. Dann wäre es kein so großer Unterschied, wie streng der einzelne Erzieher sich benimmt, das Kind müßte die Triebversagung an sich schon als Strenge empfinden.

Man könnte hier wieder zwei Auffassungen vertreten, man könnte sagen: Da es doch nichts nützt, da das Kind ja doch nur fühlt, daß man verbietet, daß man es von Befriedigung ausschließt und abhält, warum bemühen wir uns dann noch, die Strenge zu vermeiden? Man könnte anderseits sagen: Wenn wir das Kind auch noch so schonen, tun wir ihm schon ungeheuer viel an, schränken wir unsern Eingriff wenigstens auf ein Mindestmaß ein. Aber im Grunde kommt es ja doch darauf an, daß wir mit dem Kind um Triebbefriedigungen kämpfen, daß wir es vor der Gefahr behüten wollen, ständige Triebdurchbrüche zu haben und so auf dem Weg der Entwicklung immer wieder aufgehalten zu werden, stehen zu bleiben, sich zu befriedigen statt zu sublimieren, zu onanieren statt zu lernen, seinen Wissensdrang rein im Sexuellen zu halten, statt ihn auf die ganze Welt zu erweitern.

So trostlos würde es in der Pädagogik und in unserer Beziehung zum Kleinkind aussehen, wenn das Kind nichts weiter kennen würde, als die Suche nach Lust, nach Triebbefriedigung am eigenen Körper. Dieser inneren, im Kinde arbeitenden Gewalt könnte nur eine äußere Gewalt wirksam entgegentreten. Aber die Entwicklung des Kindes kommt ihr zu Hilfe. Das Kind bleibt nur kurze Zeit dabei, Lust ausschließlich am eigenen Körper zu suchen, seine Triebregungen — ob es die oralen, die analen, die sadistischen sind — an seiner eigenen Person zu befriedigen. Nach kurzer Zeit wenden sich diese Triebregungen nach außen. Es sucht sich die Personen seiner allernächsten Umgebung, die ihm wichtigsten aus und verlangt von ihnen energisch

die Befriedigung seiner Wünsche. Das ist die Situation, die man als die Ödipus-Situation des Kleinkindes charakterisiert. Wir sagen, das Kind hat jetzt ein Liebesobjekt. Der Höhepunkt der frühkindlichen Entwicklung ist erreicht, wenn ein großer Teil der Lustsuche nicht mehr auf die eigene Person gerichtet ist, sondern sich auf die Objekte in der Außenwelt und vor allem auf ein einziges Objekt — Mutter oder Vater — konzentriert.

Wenn man aber meint, die Situation des Kindes wäre dadurch erleichtert, so ist das ein großer Irrtum. Die Situation des Kindes hat sich mit dieser Wendung der Triebe von der eigenen Person zum Objekt außerordentlich erschwert. In der allerersten Zeit, der autoerotischen Periode, wie wir sie nennen, ist das Kind ja als Triebwesen unabhängig. Nur die Störungen von außen werden als unangenehme Eingriffe empfunden. Das Kind ist unabhängig, in sich geschlossen, verlangt von sich, was es sich auch wieder selbst erlauben kann. In dieses Verhältnis wird jetzt ein äußeres Objekt eingeführt, und nun ist das Kind auf den guten Willen des Liebesobjektes angewiesen. Das Kind ist bei der Befriedigung jedes einzelnen Wunsches von der Zustimmung der geliebten Person abhängig. Das Kind, das sich in der Körperpflege an gewisse Befriedigungen von Seiten der Mutter gewöhnt hat, muß plötzlich erfahren, daß die Mutter diese Handlungen einstellt, sie jemand anderem überläßt, der dem Kind nicht in der gleichen Weise als Liebesobjekt gilt, für das Kind also diese Möglichkeit der Befriedigung ausschließt. Das heißt, das Kind ist jeden Augenblick in Gefahr, Versagungen von Seiten des Liebesobjektes, nicht nur Störungen von außen zu erfahren.

Dagegen hat sich die Situation der Erziehung außerordentlich verbessert. Nehmen wir an, Erzieher und Liebesobjekt ist in einer Person vereinigt. Dann ist die Gefahr des Triebdurchbruches gering. Der Erzieher braucht die Mittäterschaft nur abzulehnen und die Ver-

sagung ist eingetreten. Im Stadium der Objektliebe ist also die Erziehung des Kindes unvergleichlich leichter als im Stadium des Autoerotismus.

Wir haben die Angst des Kindes als Hilfsmittel der Erziehung angeführt. Die Ängste, den Gefahren der Außenwelt hilflos preisgegeben zu werden, machen das Kind zu allererst gefügig; mit der Bindung an das Liebesobjekt kommt die neue Angst dazu, von dieser Person, wenn man ihr nicht gehorsam ist, nicht mehr geliebt zu werden. Wir sehen, die Machtmittel des Erziehers wachsen mit der Zeit an Zahl: der Erzieher kann das Kind körperlich bedrohen, er kann es verlassen, er kann drohen, es nicht mehr zu lieben, und das alles als Strafe, wenn es nicht folgsam ist und auf seine Triebbefriedigungen nicht verzichten will.

Die Lage des Erziehers vereinfacht sich immer weitgehender. Versuchen wir uns vorzustellen, wie schwer es im Erwachsenenleben ist, ein Liebesobjekt aufzugeben, wenn man seine Leidenschaft auf eine bestimmte Person gerichtet hat, die Wünsche einzeln an ihr befriedigen möchte, sie aber auch im ganzen womöglich konkurrenzlos besitzen will, und dieser Mensch sich einem entzieht, dann geht das nicht ohne großen Schock für den Verlassenen vorüber. Wir finden, daß wir dieses ungetreue Liebesobjekt gar nicht wirklich loswerden können. Und wenn es uns doch äußerlich verläßt, finden wir in unserem Innern alle möglichen Erinnerungsspuren, ja, mehr als das, Angleichungen an das Objekt, so als würden wir sagen: Wenn du mich schon in der Außenwelt verlassen hast, so habe ich doch in mir ein Abbild von dir behalten.

Wenn das dem Erwachsenen, also einem in seiner Persönlichkeit fertigen, mehr oder weniger selbständigen Menschen geschehen kann, dann läßt sich denken, was dem kleinen Kinde unter den gleichen Umständen zustößt. Das Kind ist jetzt in dem Stadium, wo es alle seine körperlichen Wünsche, alles das, was wir sexuell

nennen, all seine Aggressionen, aber auch all seine Liebe, alles, was es an Zärtlichkeit erlernt hat, auf eine Person konzentriert, auf das Liebesobjekt aus der Ödipus-Situation. Und nun erlebt jedes Kind immer das gleiche: Dieses Liebesobjekt will nicht oder kann ihm nicht gehören. Es bietet ihm gelegentliche Befriedigung hier und dort, Zärtlichkeit und Fürsorge, aber von einem ausschließlichen Besitz ist keine Rede. Das Kind muß in die Teilung willigen, muß anerkennen, daß die Mutter vor allem dem Vater gehört, zum Teil den Geschwistern, es muß auf den Alleinbesitz und alles, was ihm das bedeutet, verzichten lernen. Das Kind macht jetzt in größtem Ausmaß einen solchen Umwandlungsprozeß durch, wie wir ihn beim Erwachsenen angedeutet haben. Das heißt, das Kind kann sich nur um einen großen Preis von seinem erwachsenen Liebesobjekt innerlich wieder trennen, es muß das Liebesobjekt wenigstens teilweise in sich aufnehmen, es muß sich selber so umwandeln, daß es dieser Mutter oder diesem Vater ähnlich wird. Und merkwürdigerweise nimmt das Kind von dem Objekt das auf, was ihm am Objekt am unangenehmsten, am störendsten war, es nimmt die Verbote und Gebote auf. Es entsteht der Zustand, daß wir gegen Ende der Ödipus-Situation ein Kind vor uns haben, das wohl in einem Teil so geblieben ist, wie es früher war, das aber zum anderen Teil das Objekt, den Erzieher selbst, in sich trägt. Der Erzieher im Kind, also dieses einverleibte Stück — wir sagen, das Stück, mit dem das Kind sich identifiziert hat — spielt jetzt dem übrigen Kind gegenüber innerlich dieselbe Rolle, wie sie das Elternobjekt in der Außenwelt dem ganzen Kind gegenüber gespielt hat. Es bekommt eine so überragende, überwältigende Stellung im Kind eingeräumt, daß wir ihm auch in der Psychoanalyse einen eigenen Namen gegeben haben. Wir nennen es das „Über-Ich". Es beherrscht das Ich des Kindes so, wie der Erzieher früher das Kind selbst beherrscht hat.

Mit dieser Phase wird das Leben der Erzieher leichter. Wenn sie bisher einen Kampf mit einem Wesen geführt haben, das ihnen ganz gegensätzlich gegenübergestanden hat, das immer alles das nicht wollte, was sie wollten, so haben sie jetzt im Lager des Feindes — sagen wir es ruhig — einen Verbündeten. Der Erzieher des größeren Kindes kann sich vertrauensvoll immer an dieses Über-Ich wenden und sagen: Wir beide halten zusammen gegen das Kind. Und das Kind sieht sich nun zwei Mächten gegenüber, dem umgewandelten Teil seiner eigenen Person und dem immer noch vorhandenen Liebesobjekt in der Außenwelt. Es wird auf eine bis dahin ungeahnte Art gefügig. Die Gefügigkeit, die wir auf diese Art erzeugen und die der Erzieher zu seiner eigenen Erleichterung sehr oft im Übermaß zu erzeugen bestrebt ist, ist es gerade, die das Kind in die übermäßige Triebverdrängung, in die Neurose treiben wird.

Der hier geschilderte Mechanismus ist vor allen anderen für die Veränderung und den Ausbau der kindlichen Persönlichkeit entscheidend. Der Weg geht von der Liebe zum Objekt zur Identifizierung mit dem Objekt. Die Verhältnisse, die sich dabei ergeben, die weitere Erziehungsarbeit unter Mithilfe des neu entstandenen Über-Ichs sind außerordentlich interessant, gehen aber über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Das Kind mit dem begonnenen oder in einem gewissen Maße ausgebildeten Über-Ich ist kein Kleinkind mehr, es ist die zweite Kindheitsperiode eingetreten und aus den Händen des Kleinkindererziehers in die anderer Erzieher übergegangen. Diese anderen Erzieher haben — das ist gar keine Frage — die leichtere Arbeit. Der Erzieher des Kleinkindes hat die konfliktreichste, die schwierigste Arbeit, aber, — und jetzt komme ich mit dem gleichen Trost, den man den Kleinkind-Erziehern gegenüber immer ausgesprochen hat, — er hat auch die für die Zukunft entscheidende Arbeit zu leisten.

Die richtige Behandlung scheinbar straffälliger Kinder. — Autorität und Verantwortung.

Von Heinrich Meng, Basel

In der Reihe „Bücher des Werdenden" herausgegeben von Paul Federn (Wien) und Heinrich Meng (Basel), ist im Jahre 1934 ein Buch von Heinrich Meng „Strafen und Erziehen" erschienen, dessen VIII. Kapitel mit Zustimmung des Verlages Hans Huber in Bern im Folgenden zum Abdruck gelangt.

Die Sofort- und Spätwirkung der Körperstrafe hängt von der Vorgeschichte des Kindes ab. — Zwei Beispiele aus der Wiener Erziehungsberatung Aichhorns. — Gesunde Wehrhaftigkeit gegen die Strafe — Verletzung des Schamgefühls. — Kindliche Bereitschaft zur Unterwerfung. — Determinismus und Gewissen. — Sensible Phasen. — Selbstmordneigung in der Kindheit.

Immer wieder taucht in der Schule und im Elternhaus die Frage auf, ob Körperstrafen zur „Zucht" und Disziplin gehören. Die Individuen reagieren aber ganz verschieden auf jede Strafe, vor allem aber auch auf die Körperstrafe. Zur Beurteilung läßt sich leicht manches Für und Wider bringen, wenn man lediglich die augenblickliche sichtbare und dem Bewußtsein auffällige Wirkung auf das Kind und die seelische Entlastung des Erziehers nach dem Vollzug ins Auge faßt. Ihre unbewußte Wirkung zu erkennen, verlangt aber die Hilfe der tiefenpsychologischen Kontrolle. Sonst muß man sich ganz auf Mitteilungen verlassen über die Spät- und Fernwirkungen von Erziehungsprozessen in der Kindheit bis zum Erwachsensein. Die schon früher mitgeteilten Aussagen von körperlich Bestraften zeigten, daß auch die sofortige Wir-

kung der Körperstrafe abhängig ist von der Vorgeschichte des Kindes. Ihre Wirkung kann so anonym und paradox sein, daß nur genaue Kenntnis der Vorgeschichte die Angaben klar und wertvoll macht.

Oft sind die sofortigen Wirkungen so stark und auffallend, daß sie allein schon die Körperstrafe verbieten, wenn man nicht um jeden Preis, auch um den der Zerrüttung einer Kinderseele, Recht behalten und die Autorität wahren will.

Man spricht beim Erwachsenen, der im Gefängnis aus seelischen Gründen in schwere Erregung und Angst verfällt, von einer seelisch bedingten Gefängnispsychose oder dem „Haftknall". Eine ähnliche psychologische Reaktion — nennen wir sie „Erziehungsknall" — weisen bestimmte Jugendliche auf, die durch Temperament und Neurose in der Entwicklung gehemmt sind und durch Strafen in „sinnlose" Reaktionen hineingetrieben werden. Meist geht an solchen Erziehungsversuchen jenes Stück Einsicht im Kinde verloren, das als Verlangen zum Gesunden und zum Gutsein noch in allen seelisch gestörten Persönlichkeiten arbeitet. Damit fällt das Fundament zusammen, auf dem Strafe erzieherisch wirksam sein kann. Eltern und Erzieher werden unter solchen Verhältnissen eine psychologische Untersuchung und Behandlung durchführen lassen, vor allem aber die Körperstrafe meiden. Um zu zeigen, wie falsch es wäre, einen seelisch Gestörten und durch Milieueinflüsse Verwahrlosten durch Strafe zu erziehen, statt ihm ursächlich zu helfen, seien aus der Wiener Erziehungsberatung Aichhorns zwei Beispiele wiedergegeben. Sie geben Aufschluß über typische Funde und Problemstellungen der psychoanalytischen Erziehungsberatung und Pädagogik als Hilfsmittel einer tiefenpsychologisch fundierten Heilpädagogik.

„Von der Schule wird ein Zwölfjähriger in die Erziehungsberatung geschickt, weil er seit seinem achten

Lebensjahr immer, wenn der Frühling kommt, davonläuft und oft erst nach Tagen von der Gendarmerie aufgegriffen und zurückgebracht wird. Da wir vorerst wissen wollen, ob in dieser Verwahrlosung auch organisch begründete Ursachen mitbeteiligt sind, veranlassen wir eine psychiatrische Untersuchung des Kindes. Wir erhalten einen Befund, der Wandertrieb oder epileptischen Dämmerzustand offen läßt. Dieser Befund veranlaßt uns, nun der Angelegenheit auf unsere Art nachzugehen. Wir erfahren von der Mutter, daß der Junge ein außereheliches Kind sei, bis zu seinem sechsten Lebensjahr bei der mütterlichen Großmutter auf dem Lande untergebracht war und daß er wegen des Schulbeginnes zu der in der Zwischenzeit verheirateten Mutter zurückkam. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Mutter waren schlecht. Der Junge traf eine vierköpfige Familie mit zwei Bettgehern in Zimmer und Küche wohnend an. Über das Verhalten des Kindes befragt, gibt die Mutter an, daß er ungemein verschlossen sei, keine Freunde habe und oft stundenlang stumpf in einem Winkel sitze. Von der Schule hören wir, daß er ein schlechter Schüler sei, zwei Schulklassen habe wiederholen müssen und daß er unaufmerksam vor sich hinstarre. Die Intelligenzprüfung, die wir auch veranlassen, ergab normale Intelligenz.

Was alles aufgedeckt werden mußte, bis der Junge geheilt war, kann dem Ungeschulten nicht deutlich gemacht werden. Seither aber findet die Tatsache allgemeines Verständnis, daß die Versetzung des Fünfjährigen aus einer ihm restlos zusagenden Umgebung, von der ungemein geliebten Großmutter weg in ein enges, dumpfes, überfülltes, liebloses Proletariermilieu, in dem sich niemand um ihn kümmerte, schockartig gewirkt hatte. Das Kind setzte das sehr lustbetonte Erleben im Hause der Großmutter in der Phantasie fort und verspann sich umsomehr in seine Welt, je unlustvoller die Gegenwart für ihn wurde. Die Tages-

anforderungen zwangen ihn, diese Welt aus dem Bewußtsein wegzuschieben, doch behielt sie auch dann noch die Macht, ihn für die reale Welt nur mindertauglich zu machen. Wenn der Sonnenschein im Frühjahr wirksam wurde und eine Welle seiner Phantasien in das Vorbewußte durchschlug, zwang es ihn weg und er mußte fort, die versunkene schöne Kindheit zu suchen. In der Behandlung sagte er eines Tages: ‚Nun weiß ich, warum ich immer davongelaufen bin. Es gibt einen Sonnenuntergang und das Läuten von Kirchenglocken, das war immer so schön und das wollte ich wieder haben.' "

Die zweite Beobachtung Aichhorns gibt dem Leser noch einmal zu bedenken, weshalb Behandlung — statt Strafe — nicht selten zu fordern sein wird und wie unbewußtes Schuldgefühl und Strafbedürfnis sich auswirken können.

„Ein fünfzehnjähriges Mädchen, das in der Schule leicht lernt, aber faul, unaufmerksam und unordentlich ist, soll in die Anstalt gebracht werden, weil die Eltern eine Polizeianzeige der Hausgehilfin befürchten. Der Anlaß war folgender: Das Kind sollte seine Schulsachen in Ordnung bringen. Es verteilte Bücher, Hefte und die übrigen Schulmaterialien auf den Boden und über das Bett, um zu sortieren und zu ordnen. Wie es aber auch sonst Arbeiten groß angelegt anfing und damit nicht fertig wurde, ging sie auch diesmal weg und ließ alles liegen. Die Hausgehilfin räumte die Sachen weg und legte sie in geordneten Stößen auf den Tisch. Als das Kind nach Hause kam, beschwerte es sich, daß die Hausgehilfin ‚alles wieder in Unordnung gebracht hätte'. Diese versuchte, ohne alle Unfreundlichkeit, das Kind zu beruhigen, doch gelang das nicht, das Kind geriet vielmehr in eine derartige Wut, daß es der Hausgehilfin ein Trinkglas an den Kopf warf, wodurch diese eine heftig blutende Wunde an der Nase, die ärztlich behandelt werden mußte, davontrug. Nach den

Angaben der Mutter verliert das Kind in seinen Wutausbrüchen jede Besinnung, tobt, schreit, schlägt um sich, zerreißt Kleider und Hefte der Geschwister, wirft Gegenstände nach den im Zimmer befindlichen Personen, gießt Tinte aus, zerbricht Gläser und Geschirr und ist dabei von unglaublicher Bosheit und Brutalität. Es hat auch schon einigemale die Anwesenden mit dem Messer bedroht, das ihm jedoch gleich entrissen wurde, so daß nicht festzustellen ist, ob das Mädchen wirklich zugestoßen hätte.

Nehmen wir an, es wäre zu einer Polizeianzeige gekommen, so hätte das Jugendgericht wegen leichter Körperverletzung der Hausgehilfin dazu Stellung nehmen müssen. Die Erhebungen hätten ergeben — wie von uns festgestellt wurde —, daß die Familienverhältnisse vollständig geordnet sind, die in derselben Umgebung aufwachsenden Geschwister sich vollständig normal benehmen und daß das Mädchen bereits mit negativem Befunde psychiatrisch untersucht worden war. Die Verhöre des Kindes hätten den Eindruck, daß es sich um ein verschlossenes, bösartiges, außerordentlich aggressives Kind handelt, verstärken müssen, weil es sich auch vor uns — bei den ersten Ausfragen — so benahm. Die Abgabe in eine Erziehungsanstalt wäre die unausbleibliche Folge gewesen.

Das Kind wird statt dessen einer Verwahrlostenanalyse zugeführt. Dabei stellt sich heraus, daß es in einer, ihm nicht bewußten, konstanten Angstsituation lebt. Alle die Ursachen, die diese Situation bedingen, anzugeben, würde hier zu weit führen. Zu verstehen ist aber, daß dieses Kind sich vorübergehend angstfrei fühlt, wenn es bei einem Zusammenstoß mit Erwachsenen scheinbar die Oberhand behält. Die heftigen Aggressionen bedeuten zuerst nichts anderes als den Wunsch, den Erwachsenen zu überrumpeln. Weniger entstellt ist der unbewußte Wunsch, von den Erwachsenen doch überwältigt und damit wieder in die alte

Angstsituation zurückversetzt zu werden. In der Analyse wurde das Kind nach Aufdeckung der Zusammenhänge, aus denen sein unbewußtes Schuldgefühl und Strafbedürfnis entstanden sind, geheilt. Es konnte auch während der Behandlung in der Familie verbleiben."

Aus allen Berichten dieser Art, in der nicht das äußerliche Geschehen, sondern das innere Erleben des Kindes in seiner Umgebung uns plastisch vorgeführt wird, bekommt man den Eindruck, daß das schlimme Kind im schweren Kampf lebt und verzweifelt den dissozialen Weg trotz bessern Wollens einschlägt. Es ist der Selbsterhaltungstrieb gegenüber den Lebensschwierigkeiten gleichsam irregegangen. Meistens erscheint er gesteigert, bevor er in Krankheit oder unlenkbarem Verhalten zusammenbricht. Nun überlege man, wie sehr die Körperstrafe, aber auch in geringerem Maße Freiheitsstrafen oder strafweise verhängte unleidliche Verbote und Gebote den Selbsterhaltungstrieb aufpeitschen und verletzen. Jedes Lebewesen muß instinktiv jeden Angriff zurückweisen, solange der Selbsterhaltungstrieb noch ungebrochen ist. Nun geschieht die Strafe, die doch ein Angriff ist, von der Seite eines Stärkeren, dessen Autoritätsperson durch heilige Gebote unverletzlich wurde. Es ist Frevel, Widerstand zu üben, ja nur daran zu denken. Die gesunde Wehrhaftigkeit eifert, solange sie noch besteht, zum Widerstand an. So muß Feigheit oder Gleichgültigkeit entstehen, damit die Strafe ertragen werde. Wer die Phantasien nach erlittener Strafe erzählen gehört hat, wird wieder und immer wieder danach trachten, nicht zu strafen.

Vor allem aber werden durch beschämende und kränkende Strafen der Selbsterhaltungstrieb und die mit ihm zusammenhängende Selbstsicherheit verletzt, oft steigert sich dadurch der Antrieb zur Selbstvernichtung. Kränkung und Krankheit sind nicht nur sprachlich, sondern auch innerlich verwandt.

Bei seelischer Labilität verschärft sich so die Gefahr des Selbstmordes und die Bereitschaft zur Angst. Die Fähigkeit, sich der Führung Erwachsener anzuvertrauen, schwindet in dem Maße, in dem sich der Heranwachsende als Sünder und Verbrecher aus verlorener Ehre erlebt.

Wir stoßen hier auf das Problem der Autorität und der Führung in der Erziehung. Werden sie zerstört, so fehlt die Grundlage für das Richten und Strafen, nämlich die Achtung vor der Strafe. Das Strafen darf daher nur auf Grund des autoritären Eindrucks der erziehenden Persönlichkeit geschehen, aber nie als Mittel dienen, die Autorität herzustellen. Auch gelingt dies immer nur zum Schein. Jedes Kind hat von Natur das Bedürfnis nach einer autoritativen Führung, will aber auch selbst Tyrannei ausüben. Schon im ersten Lebensjahre läßt sich nachweisen, daß das Kind sich instinktiv dem Erzieher zuwendet, es wartet auf seine Anregung und auf seine Hülfe. Der Instinkt zur Unterordnung und zur Folgsamkeit scheint in Zusammenhang zu stehen mit der Gesellschaftsbildung. Auch zum Prozeß der Identifizierung, der für die bewußte und unbewußte Erziehung in Gang kommen muß, gehört eine Bereitschaft zur Unterwerfung.

Bei nicht wenigen Kindern wird die geschlechtliche Reizbarkeit durch Körperstrafen gesteigert und damit auch die masochistische und die sadistische Bindung an den Erzieher. Dieses ist eine bequeme, aber unerwünschte Erleichterung für den Erzieher.

Das Selbstgefühl baut sich nicht nur aus Eigenliebe, sondern auch aus der Liebe zum Anderen auf. Auf diese Weise kommt es wie beim Gehorchen auch zur Angleichung des eigenen Verhaltens an das des überlegenen Anderen. Man kann sagen, Unterordnungstrieb und Drang zum Aufbau von Selbstgefühl sind Geschwister, die aus einem Stamm kommen. Aus dem Unterord-

nungstrieb wächst von selbst der Gehorsam, wenn seine Wurzeln nicht verletzt wurden. Diese reichen weit zurück; noch aus der magischen und dämonischen Welt der Urmenschheit steht die Verehrung bereit, die der Schwächere für den Stärkeren in sich trägt. Beide, Führer und Geführter, hängen voneinander ab und schaffen einander zur gegenseitigen Bindung. Vor allem war das Kind von jeher gefühlsmäßig an die Ernährer beiden Geschlechts gebunden und ist bereit, diese Bindung auf den Erzieher zu übertragen, wenn er es durch Liebe, Leistung und Charakterbewährung nur halbwegs fördert.

Ziel der Entwicklung wird sein, die Autorität des Erwachsenen so einzusetzen, daß der Gehorsam immer mehr als ein freier Willensantrieb empfunden wird. Strafe ist die Folge davon, daß jeder in einer Umwelt von Menschen lebt, die erziehen und gleichzeitig erzogen werden müssen.

Gerecht sein kann nur der, der über den Parteien steht. Die Strafe wird dann beim Zögling umbildend wirken, wenn er Einsicht hat und aus ihr lernen kann. Eine andere als die umbildend wirkende, eine nur als Schmerz wirkende Strafe lehnen wir ab.

Wir müssen den Determinismus anerkennen, also die Anschauung, daß jede Handlung und jedes seelische Geschehen in gesetzmäßigem Zusammenhang steht mit bestimmten Voraussetzungen und Geschehnissen, so daß Zufall und Willkür im Seelenleben ausgeschlossen sind. Auch der sich frei fühlende Mensch ist den seelischen Gesetzmäßigkeiten seiner Individualität unterworfen. Das Ich und der Charakter eines Menschen sind determiniert, ihr Kern ist angeboren und daher abhängig von bestimmten Voraussetzungen der Eltern und Ahnen. Dieser Kern empfängt durch die Erziehung, die soziale Lage und andere Umwelteinflüsse dauernde Eindrücke, es gestalten sich allmählich jene typischen Reaktionsformen, die über Tun und Lassen

entscheiden. So werden allmählich die Triebe beherrschbar, das Gewissen entwickelt sich, und nun wird erst durch individuell erworbene, allerdings im Erbwege vorgebildete Hemmungen die gesamte kulturelle Erziehbarkeit ermöglicht.

Pädagogen erliegen dem Fluche der Lächerlichkeit

Von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

Die nachfolgende Arbeit ist die Niederschrift eines Vortrags im Schweizerischen Rundfunk; sie ist in der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“, Bd. VIII, 1934, erschienen.

Es gibt in der Witz-Produktion aller Völker bestimmte Figuren, die immer wiederkehren. Sie dienen den Humoristen stest von neuem als dankbare Objekte, denen mannigfache Eigenschaften und Lebensäußerungen angedichtet werden, die zum Lachen reizen.

Solche internationale Witz-Gestalten sind unter anderen der gehaßte Staatsmann, der Jude, die Schwiegermutter und — der Erzieher, ob es sich um den „zerstreuten Professor“, die „Gouvernante“ oder ums „arme Dorfschulmeisterlein“ handelt, wie es in einem bekannten Spottliedchen gezeichnet ist.

Geht man den Gründen nach, warum sich der Volkswitz aller Länder gegen die oben aufgezählten Personen richtet, so findet man, daß er der Abwehr dient. Lächerlichkeit tötet, sagt das Sprichwort. Und Lächerlichmachen entwertet.

Die Entwertungstendenz ist mehr als eine spielerische und zufällige Laune der seelischen Tätigkeit. Sie ist seelisches Bedürfnis Personen gegenüber, die irgendwie überwertig, gefährlich, unheimlich oder doch unbequem sind und deren man sich aus verschiedenartigen Gründen nicht anders erwehren kann. Witz und Lächerlichmachung sind imstande, verhaltener Animosität einen Abfluß zu schaffen, aufgestauten Groll zu entladen, heimlichen Haß zu entspannen und verborgener oder offener Ablehnung einen anscheinend harmlosen, von

Gesellschaft, Brauch und Sitte erlaubten Ausdruck zu geben.

Es gibt im Leben der Völker Situationen, wo der Haß gegen gewisse Witzfiguren handgreiflichere Formen annimmt. Gegen das gehaßte Staatsoberhaupt bricht die Revolution aus und gegen den Juden richtet sich der Pogrom. Man sagt dann: „Aus dem Witz ist blutiger Ernst geworden!“ und in solchen Zeiten hört das Witzereißen auf, weil es nicht mehr nötig ist, da sich der Haß anders und mächtiger äußern kann.

„Hinter einem jeden Witze steckt Ernst!“ wird etwa gesagt. Der Ernst, der hinter den Witzen steckt, ist sehr häufig der Haß. In Revolutions- und Pogromzeiten bricht er in seiner ursprünglichen und rohen Form gegen bestimmte Witzfiguren durch und überbordet die Dämme, die ihm von der Kultur und Zivilisation ordentlicherweise gesetzt sind.

Der Haß gegen die Schwiegermutter und die Erzieher nimmt in der Regel keine solch brutale Form an. Man liest alle zehn Jahre einmal in der Zeitung, daß ein Pädagoge von einem seiner Zöglinge getötet worden ist. Das sind Ausnahmefälle, die von der Allgemeinheit verurteilt werden und keinerlei generelle Bedeutung haben. Für die breiten Massen der Bürger sind die Ablehnungsgefühle ihren Lehrern gegenüber nur gerade so stark, daß das Lächerlichmachen genügt, um die Haßregungen zu besänftigen.

Ihnen entgehen selbst die größten unter den Pädagogen nicht. Denken wir einmal an P e s t a l o z z i, den wir als den Schöpfer der modernen Erziehung feiern, und dessen Wertschätzung heute so groß geworden ist, daß wir sein Bildnis — bezeichnenderweise — auf Banknoten abdrucken — — nicht auf die Hunderter allerdings, immerhin aber auf die Zwanziger. Seine Zeitgenossen, so lesen wir aus Berichten, betrachteten ihn nicht nur als Helden und Idealisten, der alles für die

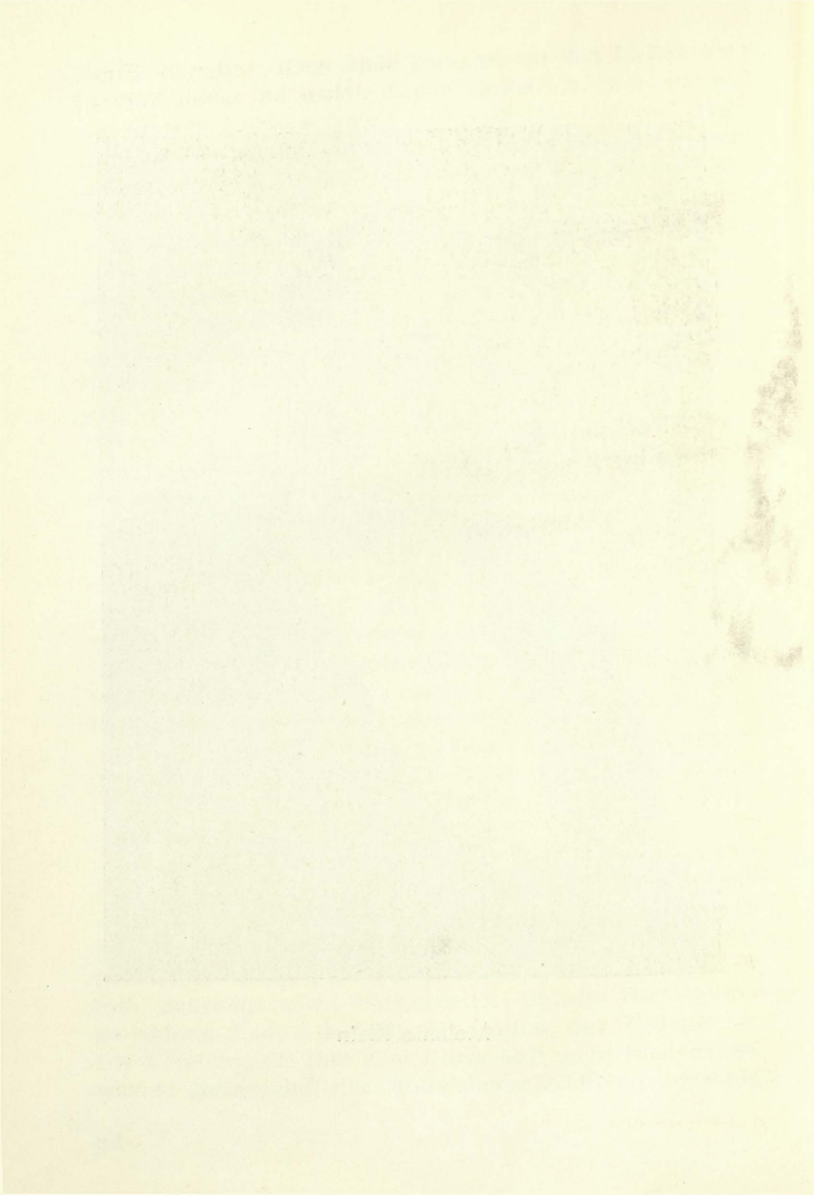
Durchführung seiner Gedanken opferte. Sie hielten ihn in mancherlei Beziehungen für lächerlich, bezeichneten ihn öffentlich und schwarz auf weiß als „Narren", fragten sich, ob sie es bei ihm nicht doch nur mit einem „sittlich Verkommenen" zu tun hätten und warfen ihm alles vor, was unsere Generation ihren Erziehern vorwirft. Es wurde über seine Armut und äußere Verwahrlosung gespottet; man fand, daß er sich durch seine Besonderheiten und aus schlechtem Willen vom übrigen Volk absondere; man verdächtigte ihn des Egoismus und Materialismus; an seiner Bildung wurde gezweifelt; über seine Belehrungsmanie und Infantilität lächelte man; es wurde höhnisch festgestellt, daß er keine Arbeit vollende, und daß sein Leben nur eine Reihe von Anläufen und kläglich gescheiterten Neubeginnen bedeute. Am schmerzlichsten für Pestalozzi war die Erfahrung, daß sich selbst seine einst geliebtesten Schüler und Mitarbeiter grollend von ihm abwandten, an ihm zweifelten und ihn mit bitteren Worten und Pamphleten ablehnten. Es ist ihm wirklich nichts erspart geblieben, was ein Pädagogenschicksal ausmacht, und was einen jeden von der Gilde mehr oder minder trifft. Jeremias Gotthelf hat es in seinen „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" dargestellt.

Dieses Schicksal wollen wir hier nicht beklagen, sondern uns seiner Problematik zuwenden, sie kurz diskutieren, auf ihre Stichhaltigkeit prüfen und vom Gesichtspunkte der Seelenkunde aus erörtern.

Die einstige Armut der „Schulmeister" brachte ihnen vielerlei Spott ein. Sie ist historisch bedingt. Der Beruf wurde, wie die Geschichte lehrt, zuerst von heimgekehrten Kriegsleuten und Handwerkern versehen. In der Schulstube stand die Werkbank. Während die Schüler ihre Schreibarbeiten verrichteten, hobelte der Meister an seinen Laden herum, er klopfte das Leder usw. Die Löhnung, die ihm eine Dorfschaft ausrichten konnte, war so gering, daß der Mann davon nicht zu existieren



Melanie Klein



vermochte. Er war genötigt, sich nach anderem Einkommen umzusehen. Das Spottliedchen hat einen Volksschullehrer zum Vorwurf, der noch viel schlimmer dran ist, weil ihm kein währschaftes Handwerk als Nebenberuf eignet und er allerlei Arbeiten verrichten muß, die sich ihm gerade bieten:

„Am Sonntag ist er Orgelist,
Am Montag führt er Ghüdermist (Müll),
Am Dienstag hütet er die Schwein',
Das arme Dorfschulmeisterlein!"

So wird über alle Wochentage berichtet, und eigentlich hat der arme Teufel gar nie Zeit Schule zu halten. Daneben wirft ihm das Liedlein den Hunger vor:

„Und wenn im Dorf ein Hochzeit ist,
Da sieht man, wie der Kerle frißt,
Was er nicht frißt, das sackt er ein,
Das arme Dorfschulmeisterlein!"

Der Schulmeisterhunger am fremden Tisch war in vergangenen Zeiten auf dem Lande sprichwörtlich. Man machte sich darüber ebenso lustig, wie über seine vielen Nebenämter, obschon man ihm diese meist aufzwang. Denn er war der einzige Mann im Dorfe, der die Orgel spielen, Briefe verfassen, das Amt eines Gemeindeschreibers versehen und den Gesangverein leiten konnte. Und häufig erkundigten sich bei ausgeschriebenen Lehrstellen die Wahlbehörden ebensosehr über die Fähigkeiten eines Kandidaten, Nebenbeschäftigungen zu versehen, als über seine pädagogische Eignung.

Merkwürdigerweise reizten die Vielbegabtheit und die außerordentliche Arbeitskraft weniger zum Staunen, als zum Spott. Das mag mit der allgemeinen Geringschätzung geistiger Arbeit zusammenhängen. Jemand, der nur imstande ist, körperliche Arbeit zu leisten und dabei

müde zu werden, weiß gar nicht, daß geistiges Schaffen auch ermüden kann. Er hat es nie erfahren, und deshalb fehlen ihm die Grundlagen des Verständnisses. Er urteilt unter dem Gesichtswinkel seiner eigenen geistigen Tätigkeit, die ihn nie wie die körperliche müde machte, und darum schätzt er Geistesarbeit als Faulenzerei ein.

Der vielseitigen Arbeitskraft werden gerne egoistische und materialistische Motive untergeschoben, oft völlig zu Unrecht, etwa so, wenn Pestalozzi vorgeworfen wird, er habe „um des lieben Geldes willen seine Primarbettelschule in eine Schule für die wohlhabende Klasse umgewandelt". Die Feststellung von Egoismus und Materialismus am Pädagogen, der von seinen Zöglingen Idealismus und Altruismus fordert und so das genaue Gegenteil von dem lebt, was er als hehres Ziel hinstellt, erscheint komisch und fordert den Spott heraus.

Pestalozzis Erfahrungen an der Hintersässenschule zu Burgdorf zeigen, daß auch an seiner „Bildung" gezweifelt wurde. Man entsetzte sich darüber, daß er die Orthographie nicht beherrschte. Seine Neuerungen, wir würden heute sagen seine „Schulreform", taxierte man als unnötige Spielereien. Sie war selbst seinen Kollegen unheimlich und erschien gefährlich, weil Pestalozzi den Heidelberger Katechismus auf die Seite schob.

Um die genügende Bildung der Pädagogen zu garantieren, gründete man später Lehrerbildungs-Anstalten. Aber selbst der akademisch graduierte Erzieher entgeht dem Witz und der Lächerlichmachung nicht, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Offenbar ist der Vorwurf der „Halbgebildetheit", der als Motiv für die Lächerlichmachung der Volkserzieher geltend gemacht wird, nur vorgeschoben. Widerstand und Ablehnung gelten nicht dem „Halbwissen", sondern dem Berufe überhaupt und seinen Trägern, an denen man Wesenszüge sucht, an denen sich die Kritiklust rationalisieren kann.

Solche Eigenschaften am Pädagogen sind seine Belehrungssucht und eine Art infantilen, vereinfachten Denkens. Im Verkehr mit den Schülern gewöhnt er sich, alle Gelegenheiten zur Belehrung auszunutzen und komplizierte Gedankengänge so darzustellen, daß sie leicht verständlich werden. Je besser ihm das gelingt, desto sicherer ist er, nicht nur „über die Köpfe weg“ zu dozieren. Gewiß: die Bereitschaft, überall zu belehren und dazu vereinfachende Gedankengänge zu benutzen, wird zu einer Art Berufskrankheit der Pädagogen. Andere Berufsleute besitzen auch solche — man denke beispielsweise an die Pfarrer —, aber niemand empfindet sie so unangenehm, daß sie Ablehnungsgefühle herausfordern. Es hat seinen guten Grund, weshalb dies bei den Erziehern der Fall ist. Niemand erinnert sich gern einer Zeit, da man als dumm und schwach galt und dauernder Belehrung bedurfte — der Schulzeit. Was bleibt schon davon im Gedächtnis haften? In der Hauptsache angenehme Bilder, Situationen, in denen man einst glänzte und — gelungene Schelmenstreiche. Die Berufskrankheit der Erzieher aber weckt zu gern unangenehmere Erinnerungen an die Schülerzeit auf, darum wirkt sie unleidlich.

Es kommt das Mißverhältnis der geleisteten Arbeit zum Erfolg hinzu. Es verhält sich so, als ob der Pädagoge einen Riesenkran in Bewegung setze, um ein Häuflein Sandkörner zu heben. Seine Arbeit ist nie fertig und der auch belächelten Hausfrauenarbeit ähnlich. Neun und mehr Jahre lang gibt sich die Erziehung alle erdenkliche Mühe, um die Zöglinge wissenschaftlich und moralisch zu bilden. Nachher erweist sich der größte Teil des übermittelten Wissens als unnütz. Es schadet nichts, wenn es bald vergessen wird. Aber auch für die moralische Brauchbarkeit der Schulentlassenen kann der Erzieher nicht garantieren. Er weiß nicht, ob die ehemalige Schülerschar gegen die Fährnisse des Lebens gewappnet sei, ob sie nicht trotz aller aufgewendeten

Sorgfalt scheitere. Von keinem einzigen seiner Pflegebefohlenen kann er mit Sicherheit aussagen, ob er nicht doch zum Hochstapler und Verbrecher werde.

Vieles, was in Schulen gelehrt wird, diente nur zur Übung und Ausbildung denkerischer Fähigkeiten. Der austretende Schüler ist enttäuscht, daß er das Gelernte nicht in bare Münze umprägen kann. Schulwissen sei unpraktisch, fürs Leben unbrauchbar, klagt er an. Und er ist seinen Erziehern darum gram, denn er wurde sich der formalen intellektuellen Förderung nicht bewußt. Dieser Gewinn läßt sich nicht mit Scheffeln messen, mit Gewichten abwägen und in Zahlen fassen, er ist abstrakt. Und ebenso schwer feststellbar ist die moralische Wirkung und Dauerbeeinflussung des Pädagogen auf seinen Pflegling.

Das Volk jedoch denkt konkret und will greifbare Arbeitsresultate sehen: der Bauer die volle Scheune, der Schneider das Kleid, der Sekretär das Protokoll, der Architekt das erstellte Haus und der Chirurg die gelungene Operation. Die Arbeit des Pädagogen verspricht nur etwas, von dem niemand weiß, ob es sich einst auch erfülle. So nimmt er unter seinen Mitbürgern beim Arbeitsprozeß eine merkwürdige Sonderstellung ein. Sein Schicksal gleicht dem des Sisyphos, der einen Stein den Berg hinaufwälzen mußte, der immer wieder herunterrollte.

Solche Arbeit ist tragisch, man könnte einen darum bedauern; es stellt sich die Frage, warum man im Falle des Pädagogen darüber lacht. Wir müssen die Sonderstellung des Erziehers umfassender betrachten. Man hielt sie auch Pestalozzi vor. Er selber litt schwer darunter. Aus seiner Vereinsamung verfaßte er auf dem Neuhof sein erstes dichterisches Werk, die „Abendstunde eines Einsiedlers".

Die Pädagogen wehren sich gegen die Absonderung und geben sich jegliche Mühe, den Kontakt mit dem Volksganzen nicht zu verlieren. Darum ihr eifriges Mit-

machen in Vereinen, das Sich-aufbürden-lassen von allerlei Ämtern, die Beteiligung bei politischen Parteien, die Hausbesuche, Elternabende, die Teilnahme an Festen als Redner oder passive Besucher usw.

Die Sonderstellung besteht trotzdem. Sie resultiert aus einer bestimmten Verhaltungsweise der Mitbürger, und sie kommt beispielsweise sehr deutlich dann zum Vorschein, wenn eine Schar Soldaten bei Bauersleuten oder sonstwo einquartiert ist. Man sitzt zusammen bei Tische, die Unterhaltung fließt fröhlich und aufgeräumt dahin. Plötzlich wird verraten, daß einer der Soldaten ein Lehrer sei. Augenblicklich verändert sich die Stimmung der Gastgeber. Etwas wie Erschrecken huscht über die Mienen. Es ist so, als ob die Anwesenheit eines Pädagogen peinlich empfunden würde. Für einen Moment stockt schockartig die Fröhlichkeit und kann erst nach und nach wieder in Gang gebracht werden. Oft wird sie nicht mehr so naiv, intensiv und ausgelassen wie vorher: man legt sich Mäßigung und Schranken auf.

Denn für das Empfinden der meisten Leute bedeutet der Erzieher eine Art Sittenrichter, vor dem man sich nicht geben darf, wie man unbefangen wollte und wie man ist. Man betrachtet ihn als Förderer tiefernster Ideale. Man kriecht bei seiner Anwesenheit, auch wenn man erwachsen geworden ist, in eine Art Schülereinstellung hinein. Für einen jeden ist der Lehrer einmal die Verkörperung vollkommener Tugenden gewesen: einst, als man Kind war und auf kindliche Art logisch ableitete, daß die Person, die Sittenvorschriften, Gebote und Verbote erteilt und Zuwiderhandelnde mit Strafe verfolgt, selber ohne Fehler und beinahe gottähnlich sei. Die Fiktion des fehlerlosen Erziehers wurde ein Bestandteil der Gefühlswelt. Das ursprüngliche gefühlsmäßige Bild blieb bestehen, auch als spätere kritische Erfahrung einsehen ließ, daß der Pädagoge nicht eine makellose Idealgestalt bedeute. Das Zugleich- und Mit-

einanderbestehen zweier gegenteiliger Gefühlsregungen im gleichen Menschen einem andern gegenüber bewirkt innere Gefühlsunsicherheit. Sie hat Mißtrauen, und das Mißtrauen hat Vorsicht zur Folge. Vorsicht distanziert, sondert ab. Das Gefühl: „Ich fühle mich von jemand abgesondert!" wird empfunden als „Er sondert sich von mir ab!" Solchen subtilen Täuschungen, Verwechslungen zwischen Innenleben und Außenwelt erliegt man im täglichen Leben häufig.

Man könnte fragen, warum denn der Mensch trotz besserer Einsicht das fiktive Bild, die selbstgeschaffene „Imago" des Erziehers nicht korrigiert. Der Mensch hat den Glauben an Vorbilder nötig, wenn er an seiner Unvollkommenheit nicht verzweifeln soll. Das Göttliche ist zu weltfern, es muß seine sichtbaren Mittler haben. Das Vorbildliche, das ein Mitmensch erreicht hat, bedeutet eine Möglichkeit, die jedem Menschen offen steht. Das bedeutet einen Trost im Kampfe des Guten gegen das Böse, der in jedem tobt. Darum erfüllt der Glaube an Helden und Vorbilder für die seelische Gesundheit der Menschen eine wichtige Funktion — eine Mission.

Die Idealisierung des Pädagogen einerseits, andererseits die Einsicht in seine menschliche Unvollkommenheit lassen das Gefühl der Enttäuschung entstehen. Der Mensch ist seinem Pädagogen gegenüber darum gram, weil seine Wirklichkeit nicht mit dem Idealbild übereinstimmt, — weil der Pädagoge, so wie er in der Wirklichkeit besteht, das imaginäre Bild, den fiktiven Begriff des Pädagogen entwertet. Gegenüber dem Idealbilde ist die Wirklichkeit „lächerlich".

Die allerersten Erzieher des Kindes waren die Eltern, insbesondere der Vater. Er war die erste maßgebliche Autorität. Erziehung heißt Domestizierung der kindlichen Kräfte, das Erzwingen ihrer Verfeinerung und ihrer An- und Einpassung in den Organismus des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Das Kind ist mit seiner Erziehung nur teilweise einverstanden, insofern, als es sich die Erwachsenen zu erstrebenswerten Vorbildern macht. Andernteils setzt es der Erziehung und den Erziehern mannigfachen Widerstand entgegen. Es reagiert mit deutlichen Haßäußerungen. Bevor diese eine gefährliche Form annehmen können, werden sie von den Vätern unterdrückt. Im Volksmund nennt man das: „den Willen des Kindes brechen". Die Haßregungen sind dann nicht etwa aus der kindlichen Seele verschwunden. Sie sind nur unbewußt geworden, und es ist ihnen unmöglich, sich am ehemaligen und ursprünglichen Objekt, am Vater auszuwirken.

Im Lehrer sieht das Kind einen Vaterersatz, der weder von einem religiösen Ehrfurchtsgebot geschützt wird, noch ein so übermächtiges Aussehen hat, wie es im Verhältnis zwischen dem leiblichen Vater und dem Kleinkinde einst aufgefaßt wurde. Die einst unterdrückten Haßregungen haben am Lehrer ein neues, ungefährliches Objekt gefunden und erwachen zu neuer Tätigkeit. Es zeigen sich hier die Vorläufer des Generationenkonfliktes, der sich nicht allein gegen die persönlichen Erzeuger, sondern gegen alle autoritären Personen richtet, die auf ein Kind einwirkten. Wir wissen heute, daß die Abwicklung dieses Konfliktes für die Jugend notwendig ist, wenn sie sich von alten Bindungen lösen soll, um das Neue zu schaffen. Die Sachlage ist tragisch: um selber Autoritäten zu werden, müssen die alten Autoritäten überwunden sein. Die Überwindung geschieht am leichtesten durch Entwertung, und das Lächerlichmachen steht im Dienste der Entwertungstendenz.

Pestalozzi hat die Anfeindungen seiner einstigen Vorzugsschüler und Mitarbeiter nicht als Äußerungen des Generationenkonfliktes verstehen können. „O, ich leide unaussprechlich", klagte er, „Sterben ist nichts, aber gelebt zu haben und nichts erreicht zu haben, und alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken — oh, das ist schrecklich!"

Wenn man weiß, daß Ablehnung und Lächerlichmachen eines Standes und seiner Jünger mit dem Generationenkonflikt zusammenhängen, dann versteht man auch, daß sie unabwendbares Schicksal bedeuten. Das schon zitierte Liedlein verfolgt das arme Dorfschulmeisterlein bis ans Grab und darüber hinaus:

„Und wenn es mal gestorben ist,
Wirft man die Leiche auf den Mist.
Kein Hund seicht (pißt) an den Leichenstein
Dem armen Dorfschulmeisterlein!"

singt es. Der Hohn übertreibt. In Wirklichkeit geht das Begräbnis mit allem äußerlichen Gepränge vonstatten. Die Grabredner werden versichern, man stehe an der Bahre eines mit vielerlei Gaben und seltenen Tugenden ausgestatteten Menschen und eines höchstqualifizierten und unersetzlichen Pädagogen. Niemand wird daran denken, ihn länger witzig als einen „Ferientechniker" zu beschimpfen, das Lob wird in Superlativen tönen, wie es der Abgeschiedene während seiner Lebzeiten nie vernehmen durfte.

Aber der Hohn des Gassenhauers ist Hohn und kommt nicht von ungefähr. Er ist Standesschicksal und muß von einem jeden Vertreter ruhig und ohne Bitternis mitgetragen werden. Je besser er die Motivierung durchschaut, desto leichter wird ihm die Bürde.

Wir haben, als wir vom Generationenkonflikt sprachen, nicht genauer untersucht, warum zu seiner Erledigung gerade das Lächerlichmachen als Mittel dient.

Eine überwundene Autorität wirkt wie ein Irrtum und erscheint lächerlich. Das Lachen kann den Ausdruck der überstandenen Gefahr, der Befreiung bedeuten. Es kann, wenn man Gefühle in Worte umsetzt, ungefähr heißen: „Ich habe mich vor etwas Nichtexistentem, vor einem Schatten gefürchtet."

In vielen Fällen ist — beispielsweise — ein schlimmer Schüler aus Angst vor seinem Lehrer schlimm. Mit seiner Schlimmheit provoziert er den Lehrer zu Reaktionen, an denen sich der Schüler immer und immer wieder beweist, daß sie für ihn nicht sehr gefährlich sind, und daß er vor dem Lehrer gar nicht Angst zu haben brauchte.

Die Angst ist ein Residuum aus der frühen Kinderzeit, wo dem Urbild des Erziehers, dem Vater, Allmacht zugedichtet wurde. Allmacht heißt im Grunde genommen und in bezug aufs Menschliche (das uns, das vor allem das Kind am nächsten angeht) Macht über Tod und Leben. Irgendwie fürchtet das Kleinkind, es könnte von seinem Vater vernichtet werden, und aus Kinderträumen und atavistischen Reminiszenzen ist die Figur des Kindlifressers entstanden, wie sie in Bern einen Brunnen ziert.

Das Kind im Schulalter steht einesteils noch im Gefühl der lebensgefährlichen Übermacht der Autorität, andernteils weiß es jetzt ganz genau, daß ihm von seiten des momentanen Autoritätsvertreters keine solch mörderische Gefahr droht. Das reizt es zur Aggression: es will seinen Erzieher herausfordern und sich darüber freuen, wie ohnmächtig er ist. Ohnmächtig heißt ohne Macht; ohne Macht, zu töten. Die Freude läßt sich etwa in die Worte fassen: „Er donnert nur, aber der Blitz schlägt nicht ein!" — und schon erscheint der Donnerer lächerlich.

Die lächerliche Machtlosigkeit des Pädagogen und die Bedeutung der Begriffe „Macht" und „Wissen" lassen sich aus der Entwicklungsgeschichte der Völker ableiten.

Der Geschichtsschreiber H. G. Wells, der Tiefenpsychologe Sigmund Freud und der Naturforscher Charles Darwin versichern uns, daß die ursprüngliche Gesellschaft aus der Familie entstanden sei. Aus der patriarchalen Familie ergab sich nachher die von einem Häupt-

ling regierte Stammesorganisation, aus der sich die modernen Monarchien entwickelten.

In einer primitiven Gesellschaft, wie sie teilweise noch heute bei Kongonegern und Australiern besteht, vereinigt sich auf dem Haupte des Stammesführers alle Macht und Würde: er ist Monarch, Medizinmann, Hohepriester, oberster Offizier, Richter und Lehrer seines Volkes. Erst eine spätere Kulturentwicklung spaltet Macht und Würde auf und übergibt sie verschiedenen Trägern.

Der Landesherr hat das Begnadigungsrecht, er kann über Tod und Leben entscheiden.

Der Mediziner hat die Macht, durch seine Kenntnisse den Tod zu verhindern. Er allein darf ungestraft Gifte und Medizinen verordnen, er weiß die Dosen, die dem Tode feind sind, statt ihn herbeizurufen.

Der Hohepriester, der Priester überhaupt, ist der geweihte Mittler zwischen Gott und dem gewöhnlichen Menschen. Durch seine Gebete kann er (im Glauben der Gläubigen) Gott veranlassen, sowohl den Lebendigen als auch den Verstorbenen beizustehen, er kann um Gesundheit beten und dem Tod wehren.

Der General hat die Macht über seine Soldaten: er kann sie in den Tod schicken, oder dem Leben erhalten. Aber wenn er sie in den Tod schickt, so müssen sie gehorchen.

Der Richter entscheidet über Leben und Tod der Verbrecher. Diese sind Leute wie wir, nur waren sie unglücklicher als ihre Mitmenschen, denen es gelungen ist, ihre wilden und schlechten Impulse zu bändigen.

Kurz und gut: alle diese Leute haben eine starke Beziehung zum Tode und zum Leben, sie haben die „Macht" über ihre Volksgenossen, und „Macht" heißt, über ihr Leben verfügen zu können. Sie alle umgibt die mystische Aura des Tabu, die in Form von Ehrfurcht, Ehre oder als Furcht auch vom westeuropäischen Kulturmenschen ganz deutlich oder immerhin spuren-

weise bei den Vertretern aus den Reihen der Fürsten und Staatsmänner, Mediziner, Pfarrer, Feldmarschälle und Richter empfunden und ausgedrückt wird.

Aber auch das Wissen ist ursprünglich in Beziehung mit dem Tode. Alles echte Wissen geht darauf aus, den Menschen von den Tücken seiner Umgebung, der Natur zu schützen, ihn vor dem Tode zu sichern, sein Leben zu bewahren. „Wissen ist Macht!" dieser Spruch erhält jetzt seine ganz besondere Bedeutung: eines ist das andere, es handelt sich um Synonyme. Im animistischen Denken gewisser Völker, beim „Verhexen" und bei Geisterbeschwörungen eignet dem Worte, dem Gedanken, dem Wissen noch heute solche „Allmacht".

Und nun wollen wir uns die letzte Abspaltung des Urherrschers, den Volkserzieher, ansehen. Ihm ist von der Macht nichts übrig geblieben. Seine Mitbeteiligten, der Staatsmann, der Arzt, der Jurist, der Pfarrer und der General nahmen alles vorweg. Darum hat der Schulmeister auch kein rechtes Wissen, es ist nur „Halbwissen", weil ihm keine Macht gegeben ist.

Der Pädagoge gehört in die Reihe der ursprünglichen Führer des Volkes, sein Stammbaum führt direkt zum Monarchen zurück. Er wird dazu benutzt, um vor Kindern so zu tun, als ob ihm noch Macht eignete. Weil sie ihm jedoch nicht eignet und das jedermann mit der Zeit einsieht, so wird die Figur ausgehöhlt und zum leeren Popanz. Ein solcher ist lächerlich. Aber man vergibt ihm nicht, daß man einmal so kleinmütig war, an ihn zu glauben und ihm die Reverenz zu erweisen, und darum nimmt man ihn gern wie einen Geßlerhut von der Stange herunter.

Vielleicht ist es auch für die andersberuflichen Mitmenschen von Nutzen, einmal über die Quellen der Lächerlichkeit ihrer Erzieher nachzudenken. Denn der Haß und seine Abkömmlinge binden Kräfte, die für etwas besseres wohl gebraucht werden können, sobald sie durch Erkenntnis frei werden.

Gedanken über die Wirkung einer Phimoseoperation

Von Fritz Redl, Wien

Aus „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“, Bd. VIII, 1934.

Bei dem Falle, an dessen Schilderung ich meine Betrachtungen anknüpfen will, handelt es sich nicht um eine Kinderanalyse. Ja, auch der Ausdruck „Erziehungsbehandlung“ wäre kaum angebracht. Es ist vielmehr einer jener zahlreichen Fälle, die in der Beratung auftauchen, einen kurzen Einblick in die Grundlinien der Genese ihrer Störung gewähren und wieder verschwinden, ohne daß sich für ernstere analytische Arbeit ein greifbarer Ansatz geboten hätte. Diese „nomadisierenden“ Fälle haben aber einen Vorteil — sie zeigen manchmal die Grundlinien der vorliegenden Fehlentwicklung mit besonderer Deutlichkeit und eignen sich daher gut zur Demonstration. Darum wird dieser Fall hier erzählt. Aus diesem Grunde weicht übrigens auch die Darstellungsart, die hier angewendet wird, weit ab von der, die sich für Fälle von Kinderanalysen als gebräuchlich und zweckmäßig eingebürgert hat. Ich gebe den Fall in drei Schichten wieder, die natürlich nicht tiefenpsychologisch gemeint sind, sondern der zeitlichen Aufeinanderfolge unserer Einsichten entsprechen sollen.

Der zwölfjährige Max — der Name und leider auch manches Detail ist natürlich geändert — besucht die zweite Klasse eines Realgymnasiums. Er wird zur Beratungsstelle gebracht, nachdem er sich in der Schule so gut wie unmöglich gemacht hat. Die Mutter klagt besonders über die furchtbare „Schlimmheit“ des Buben, der in fast allen Gegenständen versagt, obwohl er zu Hause eigentlich lernt. Aber seine Unaufmerksamkeit in der Schule und sein störendes Verhalten in den Stunden sind für diese unerträglich.

Dabei hat man ihn schon aus ähnlichen Gründen einen Schulwechsel mitmachen lassen, man erwartete auf den Rat eines Lehrers und eines Psychologen hin von dieser „Milieuänderung“ volle Besserung. Max aber verstand es, in seiner neuen Umgebung bald wieder dieselbe Situation zu schaffen, in der er sich in der früheren Schule befunden hatte. Alle versuchten Mittel, ihn zu beeinflussen, schlugen fehl. Dabei ist er zu Hause ganz „nett“. Die Mutter des Jungen ist eine kluge, vielleicht etwas herbe Frau. Sie gehört zu jenen zähen Menschen, die gelernt haben, auch Eifersucht und Kränkung der Eitelkeit zu ertragen, wenn sie sich davon Erfolg erhoffen. Man konnte gut mit ihr zusammenarbeiten.

Der Vater überläßt die Erziehung des Jungen ganz der Mutter, erscheint weder in der Beratung noch in der Schule und sieht auch vom Jungen nicht sehr viel, da ihn sein Dienst sehr in Anspruch nimmt.

I. Schicht

Schon das erste Gespräch mit Max über seine Kameraden zeigt seine unersättliche Gier, auf sie Eindruck zu machen, ihnen aufzufallen, zu zeigen, was er sich alles „traut“. Seine Schlimmheit erweist sich ganz deutlich als von dieser Seite her gespeist. Sie ist sichtlich nicht so sehr gegen seine Lehrer gerichtet, als vielmehr an seine Kameraden. Daher ändert auch das strenge oder nette Verhalten dieser Lehrer nichts am Verhalten des Jungen. Mit ängstlichen Ohren bewacht er alles, was sich in seiner Umgebung abspielt. Wenn bestimmte Kameraden flüstern, läßt es ihm keine Ruhe mehr. Manche haben Geheimnisse vor ihm, was ihn maßlos ärgert. Er tut alles, um ihnen dahinterzukommen. Sie sollen ihn ernst nehmen, einbeziehen in ihre Tuscheleien — aber er hat keinen Erfolg damit. Auch sein schlimmstes Verhalten, das ihn weiß Gott teuer genug zu stehen

kommt, erregt zwar ihre Bewunderung ein wenig, aber die reicht nie soweit, daß sie ihn zum Vertrauten dessen, was sie tun und reden, machen.

Mit diesem Bilde stimmt die erste Frage völlig überein, die Max stellt, als ich ihn aufmuntere, mir doch zu sagen, was ihn am meisten interessiere und ob es nicht vielleicht irgend etwas gäbe, das er gerne wissen möchte und bisher nicht recht habe erfahren können. Er sagt unter den Zeichen größter Verlegenheit, die zu dem Inhalt seiner Frage nicht zu passen scheint; „Ja, wo kommen denn die Sterne eigentlich her?" Für einen Zwölfjährigen ist das eine recht infantile Art, seine Neugierde nach der Fortpflanzungsfrage zu kaschieren. Ich verspreche ihm nähere Auskunft für die nächste Sitzung, in der es auch ein Leichtes wird, ihn zur genaueren Formulierung des eigentlich Gefragten zu bewegen, um das ihm zu tun ist. Die nächsten Besprechungen ergeben die Durcharbeitung des von ihm Gefragten nach Maßgabe seiner Berichte und Fragestellungen.

Soweit ist der Fall eigentlich sehr einfach. Max ist eines jener Tausende von Kindern, von denen die zweiten und dritten Klassen der Mittelschulen voll sind und deren Verhalten viel zu wenig verstanden wird. Es sind jene Kinder, die schwer darunter leiden, daß ihnen auch das normalste Mindestmaß an sexueller Aufklärung versagt wird, das auch prüde Eltern ihren Kindern im allgemeinen zugänglich machen. Die Folge ist eine sklavische Abhängigkeit von allen denen, die offenbar mehr wissen, eine Sucht, diesen Kindern um jeden Preis zu imponieren, eine qualvolle Angst, in der eigenen Unwissenheit von ihnen ertappt zu werden. Die Reaktion auf diesen Zustand bewegt sich im allgemeinen in zweifacher Richtung: solche Kinder werden entweder ängstlich und schüchtern, trauen sich auch in den Unterrichtsstunden kaum mehr zu sagen, was sie wissen, da sie immer fürchten, es könnte zu jenem rätselhaften

Grinsen bei den Kameraden kommen, vor dem sie so große Angst haben. Oder aber sie tun nun alles, um den gegenteiligen Eindruck besonderer Aufgeklärtheit oder Verderbtheit zu machen und sich so gegen die Entlarvung ihres Unwissens zu sichern. In beiden Fällen versagen sie in der Schule und kommen auch mit der Disziplin in Konflikt, da sie bereit sind, auch nach den drastischesten Mitteln zu greifen, um sich bei den Kameraden durchzusetzen. Für lateinische Vokabeln bleibt da nicht viel Aufnahmebereitschaft übrig — auch das Geld für den Hauslehrer wird in diesen Fällen vergeblich geopfert — hunderte von Kindern fallen nur deshalb durch.

Die Maßnahme, die der Berater für solche Fälle zur Verfügung hat, ist einfach und liegt klar auf der Hand. Er ermöglicht dem Kind, seine Skrupel und Sorgen zu äußern, bietet ihm an Wissen, was es braucht und mit Recht verlangt. Dadurch ist den Kameraden der wichtigste Bestandteil ihres „Nimbus" genommen, es wird sich von nun an nicht mehr in solche Unkosten stürzen, um ihre Aufmerksamkeit auf jeden Fall zu erregen. Der Berater gebärdet sich nicht zu sehr als Erwachsener und ermöglicht dem Kinde dadurch weitgehende Anlehnung an ihn, er ersetzt ihm die Kameraden zum Teil. Dabei ist er aber doch der Erwachsene — so fallen auch die Schuldgefühle weg, die dem eigenen Forschen nach unerlaubter Sexualaufklärung bisher anhafteten. Wie befreiend! Mit dem Wegfall der Schuldgefühle fällt auch die Notwendigkeit zu gelegentlichen Selbstbestrafungen durch Schulmißerfolg weg, ja, die Lehrer selbst rücken näher, da sie nicht mehr bloß die aufklärungverbietende Instanz vertreten, sondern auf dem Umweg über die Beziehung zum Berater in ein anderes Licht gerückt sind. Von den Kameraden und von den Lehrern ist ein Stück in der Person des Beraters vereinigt — was dort schwerer Widerspruch war, ist hier zur Einheit verschmolzen. In der Person des Beraters treffen

sich aber auch die Fäden, die von den Elternbeziehungen her laufen. Mit einem Wort — durch die Vereinigung der verschiedensten Beziehungen auf seine Person erreicht der Berater jene Entspannung in der realen Umweltbeziehung des Kindes, die er braucht, wenn er diese Beziehungen umbauen soll.

Tatsächlich blieb auch die Wirkung meiner Arbeit mit dem Jungen nicht ganz aus. Die Fälle, in denen sich Max nur deshalb schlimm gebärdete, um auf die anderen Buben Eindruck zu machen, wurden etwas seltener. Freilich blieb an „Schlimmheit" noch genug bestehen! Immerhin wurde vorübergehend sogar die Beziehung zu den Lehrern etwas besser, Max war doch nicht mehr gar so „arg".

Aber etwas blieb und etwas anderes trat hervor, was nur allzudeutlich zeigte, daß wir weit davon entfernt waren, dem eigentlichen Übel auf der Spur zu sein. Die Lehrer klagten zwar nicht mehr so sehr darüber, daß Max frech sei, aber sie jammerten mehr denn je über seine Unaufmerksamkeit, seinen Mangel an Konzentrationsfähigkeit in der Stunde. Und dabei trat ein anderer Zug immer deutlicher in den Vordergrund, der zuerst nicht sehr scharf wahrnehmbar war: Max verhielt sich falsch und unkollegial gegen seine Kameraden. Auch in seinen Erzählungen zeigte er deutliche Wut gegen sie, tiefen Haß, der jetzt immer schärfer hervortrat, da seine Werbung um ihre Gunst nachgelassen hatte. Das ging soweit, daß sogar die Lehrer sich deshalb über ihn ärgerten. Er war nun auch noch „scheinheilig" und „falsch", er hatte sich den letzten Rest von Wohlwollen verscherzt, den ein offener Lausbub immerhin gelegentlich noch genießt.

II. Schicht

Am meisten vermißte ich die Wirkung meiner Maßnahmen in seinen Stunden bei mir. Die normale Re-

aktion eines Jungen auf eine richtige Aufklärung ist eine deutliche Entspannung vom Drucke der Sexualneugier, wenigstens auf einige Zeit. Nichts von dem war innerhalb der Stunden zu merken. Immer waren es wieder die sexuellen Fragen, die unermüdlich auftauchten. Sein gedrücktes und schiefes Wesen hatte sich nicht geändert. Vor allem war eines gleichgeblieben, was mir zu denken geben mußte: die Rolle, die die Kameraden innerlich für ihn spielten, hatte sich nicht geändert, wenn er auch an der Rolle, die er für sie spielte, einige Modifikationen vorgenommen hatte. Immer noch war es ihm von zentraler Bedeutung, was sie tuschelten und sagen mochten, ein spöttisches Wort gegen ihn brachte ihn in Raserei und löste Rachephantasien aus. Seine Aggression gegen sie schien dabei in ihrem realen Verhalten keineswegs genügend begründet. Er, der selber mit Schimpfworten nicht sparsam war, war seinerseits gegen die harmlosesten Äußerungen von einer lächerlichen Empfindlichkeit. Dabei verdichtete sich seine Kritik gegen die Kameraden von den Vorwürfen, daß sie so unanständige Ausdrücke gebrauchten (scheißen, Arsch), immer eindeutiger zu dem Vorwurf, daß sie „Schweine" seien. „Was die treiben, das können Sie sich gar nicht vorstellen, sowas kann man gar nicht sagen!" Er sagte es aber dann doch einmal. Er beschuldigte sie, daß sie auf dem Klosett miteinander onanierten, er bezichtigte sie unzweideutig des homosexuellen Verkehrs. Besonders zwei beschäftigten seine Phantasien. Sie machten's auch sehr raffiniert. Sie verabredeten vor der Unterrichtsstunde einen Zeitpunkt, wann sie nacheinander hinausverlangen würden. Und dann steht der eine auf und geht hinaus und nach einiger Zeit folgt ihm der andere, und dann „tun sie's wieder". Um die Aufmerksamkeit Maxens ist es da natürlich geschehen. Er wartet gespannt, bis der erste sich meldet, und von da an ist der Inhalt seines Phantasierens eindeutig bestimmt bis zum Läuten. „Einmal hab ich sie aber erwischt!

Die haben geschaut! Da bin ich ihnen nach, wissen Sie, und da hab ich mich angeschlichen und hab die Tür ganz rasch aufgerissen, und da hab ich sie gesehen, wie sie's grad gemacht haben. Jetzt haben die Angst, daß ich sie anzeigen werde!" Nun, er zeigt sie nicht an. Nicht deshalb wenigstens, das traut er sich nicht. Aber er zeigt sie ratenweise an, mit verschobenem Vorwurf. Er haßt sie. Seine Wut auf sie ist maßlos. Die Form, in der sich diese Wut seinem Bewußtsein darbietet, ist die der Entrüstung. Er kann sich gar nicht genug tun an Schockiertheit über die Schlechten. So was! Ihm würde so was nie einfallen! (Unlängst hat er allerdings verlangt, sie sollen ihn mitgehen lassen, aber sie haben es abgelehnt, die Schufte!) Seine Entrüstung über sie ist nicht kleiner als sein Wunsch, dabei zu sein...

Uns wird durch diese Erzählungen manches klar. Wieweit sie übrigens wahr sind, ist nebensächlich. Wenn Max alles das nur phantasiert — dann ein umso deutlicheres Zeichen dafür, wie es in seinem Inneren aussieht! Im großen ganzen aber habe ich den Eindruck, daß seine Erzählungen realen Hintergrund haben, wenn auch die Entlarvungsszene phantasiert sein dürfte. Jedenfalls verstehen wir seine „Konzentrationsunfähigkeit" jetzt besser. Wir verstehen auch, warum meine Aufklärung den gewünschten Erfolg nicht haben konnte. War es doch gar nicht sie, die er suchte, sondern das Geständnis seiner Phantasien, an dem ihm lag! Darum vermutlich auch die geständnisartige Form, in der er schon seine erste, harmlose Frage stellte nach der Herkunft der Sterne! Nein, da konnte Aufklärung nichts lösen — das saß tiefer!

Seine Seelenlage war auch ganz besonders kompliziert. Es gibt Kinder, die von sexuellen Sünden, die sie beobachtet oder von denen sie gehört haben, mit schwerer Entrüstung erzählen. Solche Kinder aber gehen solchen Beobachtungen und Gesprächen aus dem Wege.

Sie haben alles verdrängt, was an eigenem Triebwunsch in diese Richtung weisen könnte. Sie können sich mit ruhigem Bewußtsein entrüsten. Es gibt auch Kinder, die gierig fahnden nach jeder Gelegenheit, bei der sie Sexuelles beobachten oder davon reden hören könnten. Die sind wiederum nicht entrüstet. Sie kämpfen zwar auch an gegen diese als schuldhaft empfundenen Regungen, aber sie kennen sie zu gut, um entrüstet sein zu können, wenn sie sie bei anderen wahrnehmen. In unserem Max war beides zugleich: die Gier nach dem sexuellen Abenteuer und die Entrüstung über die Menschen, die sich so was leisten. Wie schwer mußte seine Lage sein! Was er in sich selbst verdrängen wollte, darnach verlangte es ihn gierig — kein Wunder, daß er mit Wut auf diejenigen reagierte, die ihm ständig vor Augen führten, daß seine Triebunterdrückung so leicht zu durchbrechen, daß sie vielleicht ganz unnütz sei! Seine Wut ist der Neid dessen, der bei anderen sieht, was er sich selbst nicht gönnt, zugleich die Angst vor dem Fallen der eigenen Gewissensschranken. Sie ist die vorweggenommene Wut über den eigenen Fall, die er bewältigt, indem er sie nach außen projiziert.

Jetzt verstehen wir auch vieles, was uns in Schicht I nicht oder nur halb erklärlich war: die übertriebene Verranntheit, mit der er sich schadete, um nur ja um jeden Preis jenen Kameraden zu imponieren, die aus den Aufklärungsängsten allein kaum in diesem Ausmaß verständlich geworden wäre. Wir verstehen auch die unnatürlich gesteigerte Aggression gegen die Lehrer besser, die aus seinem gesteigerten Schuldgefühl stammt, wir verstehen die ambivalente Einstellung zu den Kameraden, um deren Anerkennung er buhlt und die er zugleich strafend verfolgt. Wir verstehen aber vor allem, warum es in der Schule nicht besser gehen kann, und nicht besser gehen wird, solange...

Die nächsten Maßnahmen, die ich zu treffen habe, liegen klar auf der Hand. Es wird Zeit brauchen, bis

die tieferen Gründe seines Verhaltens greifbar werden. Während dieser Zeit muß zunächst einmal der Anlaß von außen fort, der seine Phantasie ständig in dieser einen Richtung in Bewegung setzt. Er muß aus der Umgebung, die — ohne ihre unmittelbare Schuld — so verhängnisvoll für ihn ist, die er so sehr zu seinem Verhängnis benutzt. Da droht aber eine große Gefahr — ein Schulwechsel ist nicht möglich ohne Verlust des Jahres, das übrigens ohnedies kaum mehr zu retten sein wird. Wie aber wird die Mutter darauf reagieren, die ihn doch wohl wegen der Schule in Beratung gebracht hat?

Inzwischen aber haben sich die nächsten Stunden aus äußeren Gründen verschoben, ich habe ihn längere Zeit nicht gesehen. Ich erhalte eine Verständigung von der Mutter, daß sie in der Schule war, das Unrettbare seiner Situation eingesehen und ihn in die Hauptschule versetzt habe. Sie beruft sich auf einen seinerzeit von mir vorsichtig angedeuteten Rat ähnlicher Art, den ich nie sehr laut zu äußern wagte, da ich ihre Eitelkeit dadurch allzuschwer zu treffen fürchtete.

Was konnte ich mir besseres wünschen? Nun hatte sie ihn selbst in die Hauptschule gegeben, ersparte mir dadurch die Rolle des Enttäuschenden. Und Max war in anderer Umgebung, in ganz neuer, es würde interessant sein zu sehen, was für eine Situation er sich dort zurechtzimmern würde! Auf alle Fälle war Zeit gewonnen — wer wüßte nicht, was das bedeutet in solchen Fällen! Ich war der Mutter ehrlich dankbar für ihr kluges Handeln. Die arme sollte aber nicht viel Freude haben davon, denn jetzt begann erst die schwere Zeit für sie.

III. Schicht

In der neuen Schule ließ sich Max zunächst recht gut an. Der Lehrer war zufrieden mit ihm, Max benahm sich wie ein normaler Schüler, arbeitete mit, fiel nicht

störend auf und gab keinen besonderen Anlaß zu Klagen. Vor den neuen Kameraden hatte er zunächst ein wenig Angst, aber auch als er sich mit ihnen anfreundete, änderte das an seinem Schulverhalten nichts. Soweit schien er sich also gebessert zu haben.

Dagegen mußte ich bald merken, daß von einer tiefgehenden Besserung keine Rede sein konnte. Max hatte die Plattform verlegt, auf der er „arbeitete". Darum war die Schule scheinbar problemfrei geworden, was ja an sich nicht zu verachten ist. Dagegen begann sich nun außerhalb der Schule allerhand abzuspielen, das mir mit aller wünschenswerten Deutlichkeit vor Augen führte, wie viel es da noch gab, das ich noch nicht verstand. Es waren vor allem drei Dinge, die immer deutlicher hervortraten:

1. Max verlegte den Kontakt mit seinen neuen Kameraden in Gebiete außerhalb der Schule. Dort hatte sich auch die Form ein wenig geändert. Er wollte eine Führerrolle haben, eine „Platten"[1]) bilden, was ihm scheinbar immer nur vorübergehend gelang. Auch der Sinn dieser Brüdergemeinde, die er sich da schuf, war bald deutlich. Er schmiedete hundert verschiedene Pläne, wie er Wachleuten einen Streich spielen könne. Bald kam es auch zu kleineren Versuchen. So strich er tagelang um eine Zille auf dem Donaukanal, in der stillen Hoffnung, sie einmal losmachen und fortschwimmen lassen zu können, wurde aber angeblich immer im letzten Moment vom Wachmann vertrieben, der „eine fürchterliche Wut hatte". Oder man warf Steine in offene Fenster im ersten Stock, wurde dabei „beinahe aufgeschrieben", nur äffte man den Wachmann und rannte ihm davon, so daß er einen nicht erwischen konnte und wieder vor Ärger beinahe zerplatzte. Man fuhr auch solange auf Paternosteraufzügen auf und ab, bis der Portier einen erwischte, die Adressen abverlangte und die — falschen — Namen und Adressen

[1]) Bande, Clique.

der Wache zu übergeben drohte. Wie deutlich es sich da um Trotzhandlungen gegen den Vater handelt, kann ich leider aus verschiedenen Gründen nicht so einleuchtend zeigen, wie ich möchte.

2. Noch merkwürdiger war das wachsende Mißverhältnis Maxens zu seiner Mutter. Es begann zunächst mit Klagen, daß sie falsch sei, daß sie der Nachbarin alles erzähle. Er behauptete, Bettnässer zu sein und von der Mutter seinem Freunde gegenüber und vor dessen Mutter, eben der Nachbarin, schonungslos bloßgestellt zu werden. Merkwürdig, daß die Mutter hoch und teuer schwor, von einem Bettnässen ihres Einzigen nie etwas bemerkt zu haben! Er legte der Mutter jede auch vernünftige und deutlich begründete „Ermahnung“ als „Gemeinheit“ aus, „da sieht ma wieder, wie sie is!“ Ich konnte von der recht vernünftigen Mutter wirklich erreichen, daß sie sich jetzt besonders zusammennahm, alle Anlässe ihrerseits, Max zu ärgern, vermied, besonders gehäufte Ermahnungen oder Nörgeleien unterließ. Sie traf das so gut, daß Max zugeben mußte, daß sie jetzt viel netter sei — an seinem Verhalten änderte sich aber nichts. Er war seinerseits wirklich gemein und gehässig gegen sie. Die Mutter sagte, daß sein Verhalten immer schon aufgefallen sei: „Schon als kleines Kind war er so komisch. Bald war er zärtlich, daß es schon nicht mehr schön war, er war direkt sinnlich (!), dann war er gleich darauf wild und direkt gehässig.“ Diese Ambivalenz trat nun nach ihrer negativen Seite hin immer stärker hervor, obwohl gerade durch den guten Schulfortgang die äußeren Anlässe dazu sicherlich vermindert waren.

3. Außer in seinem Verhalten zur Mutter und zur Vaterimago zeigte sich auch sonst bei Max immer stärker ein sadistischer Zug. Daß er fortwährend mit einer großen Schleuder herumrannte und in seiner Phantasie allen Leuten die Augen ausschoß, mag für einen Zwölfjährigen nicht einmal so auffällig sein. Im Schreber-

garten muß er seine Jagd nach Katzen und Vögeln so wild betrieben haben, daß sie ihm der Vater verbot, der bestimmt nicht zu den Sentimentalen gehörte! Noch auffälliger war aber, was er in meinen Stunden trieb. Er hatte Plastilin auf meinem Schreibtisch gefunden. Daraus formte er ununterbrochen Männchen, die er mit einem Papiermesser in Säbelform köpfte. Dabei verkrampft sich sein Gesicht gierig, er nimmt diese Strafaktionen mit solcher Intensität vor, daß er das Gespräch oft minutenlang unterbricht, um dann überrascht aufzuschauen und sich sichtlich zu wundern, wo er sich eigentlich befindet. Auch Geschichten, die ich ihn erzählen lasse, haben alle denselben Inhalt: das Erschießen und Erdolchen steht so sehr im Zentrum der Erzählung, daß alle anderen Vorgänge nur sehr plump und widerspruchsvoll zwischen diese Szenen eingeschoben sind.

Hinter all diesen Dingen, die ganz allmählich immer stärker hervortreten, hat aber auch die Erinnerung an die bestimmten Kameraden aus der früheren Schule ihre Macht nicht verloren. Die Phantasie des Türaufaufreißens und sie dabei Ertappens kehrt wieder. Ich vermute, daß die Beschämungslust, die in seiner Schilderung sehr deutlich ist, die Abwehr eines eigenen Erlebnisses ähnlicher Art bedeutet. Tatsächlich erinnert sich die Mutter, daß er mit etwa acht Jahren einmal weinend aus der Schule gekommen ist und geklagt hat, die Buben hätten solche Schweinereien gemacht auf dem Klosett und ihn angeschaut und fürchterlich ausgelacht. Bald nachher berichtet auch Max auf meine Frage, ob es denn nicht vor der Mittelschule Erlebnisse ähnlicher Art gegeben hätte, wie das, was seine Kameraden treiben, zunächst zögernd, dann aber ausführlicher von jenem Vorfall.

Max erzählt zunächst das Unwichtigere. Es war in der dritten Klasse Volksschule. Da waren ein paar größere Buben, die „waren so schweinisch". Einmal

war er auch auf dem Klosett — sie haben sich immer gegenseitig „ihrs" gezeigt. Da haben sie ihn gezwungen, „das seine" herzuzeigen. Und dann haben sie ihn so furchtbar ausgelacht. Warum eigentlich ausgelacht? Darauf schweigt Max betroffen, er ärgert sich sichtlich, daß er mir zuviel gesagt hat. Ich schimpfe auf die dummen Buben, als ob es da was auszulachen gäbe! Was soll denn da zu lachen sein, höchstens waren sie etwas größer als er, aber das ist doch kein Grund, um einen auszulachen! Ich freue mich im Stillen, daß ich endlich bei einer der Wurzeln von Maxens Prahlsucht in sexuellen Dingen und seiner Beschämungsangst angelangt bin. Es handelt sich sichtlich, so würde man es populär formulieren, um ein „Minderwertigkeitsgefühl", das eben durch jene Verspottung entstanden ist. Es kann nicht schwer sein, damit fertig zu werden. Dann haben wir auch das Letzte weggebracht, was ihn zu seinen Schlimmheiten treibt.

Max aber belehrt mich eines besseren. Er macht mir eine Mitteilung, die alles Bisherige in ganz neuem Licht erscheinen läßt und dem ganzen Fall damit ein anderes Gepräge gibt. Mein Hohn über die Grundlosigkeit nämlich, mit der seine Kameraden ihn verspotteten, ärgert ihn ganz offenkundig, was ganz gegen meine Erwartung ist. Ja, er wird immer unruhiger und nimmt schließlich — ihre Partei. Das ist nicht wahr, sie sind nicht dumm, sie haben allen Grund gehabt, ihn auszulachen. Und nun gesteht mir Max unter Tränen, wie es eigentlich mit ihm beschaffen ist. „Ich bin nämlich gar nicht so, wie die anderen" ruft er aus, „ich bin operiert worden, mir haben sie ein Stück weggeschnitten!" Dann weint er still vor sich hin, und dann ruft er wutverzerrt „ich bin wie ein Jud!"

Ich habe mich über den deutlich affektiven Antisemitismus Maxens schon wiederholt gewundert, denn weder die Eltern noch die Kameraden, auf die es ankam, gaben ihm dafür besondere Grundlagen.

Die Mutter bestätigte mir später, daß Max mit etwa drei Jahren einer Phimoseoperation unterzogen worden war. „Der Arzt hat gesagt, es ist besser, wenn man das gleich macht, er hat auch immer so viel damit gespielt." Später hat dann noch jene Szene mit acht Jahren verstärkend gewirkt. Sie haben ihn so ausgelacht! Und sie haben geschrieen: „Der is ja ein Jud." Seitdem war ihm das ärgste, er könne in den Verdacht kommen, Jude zu sein. Max war auch hinsichtlich des wirklichen Sinnes seiner Operation völlig unbelehrbar. Es stellte sich heraus, daß er einen großen Teil meiner Aufklärung gar nicht akzeptiert hatte. Als ich versuchte, ihm die Operation in ihrer wirklichen Bedeutung zu erklären, hörte er gar nicht zu und behauptete nur immer wieder hartnäckig: „Ich werd' nie so sein wie die andern. Ich wer' nie das können, was die andern können. Ich wer' auch nie Kinder kriegen können. Ich bin verschandelt für immer!"

Der Ausdruck „verschandelt" gab mir zu denken. Es ist doch auffällig, daß er die Klage über seine vermeintliche Impotenz in Ausdrücke ästhetischer Kritik kleidet. Die Szene auf dem Klosett allein kann dazu doch nicht genügt haben! Tatsächlich erfahre ich auch bald zweierlei, was ein grelles Licht auf den wirklichen Sachverhalt wirft:

1. Als meine Beruhigungsversuche über die Bedeutung der Operation langsam zu wirken begannen, erzählte mir Max spontan: „Sie haben mich einmal gefragt, ob ich vor dem Einschlafen spiele. Ich habe damals gesagt, daß ich das nie mache. Das ist aber nicht wahr. Damals habe ich's immer gemacht, vorher nämlich. Der Vater hat immer gesagt, er wird mir's abschneiden." Wir brauchen uns auch nicht wundern, daß er sich's „nachher" nicht mehr recht getraut hat. „Ich hab immer solche Angst, wenn ich hingreif', vorn kann ich's überhaupt nicht angreifen."

2. Ich wundere mich ein wenig, daß zu Hause gar

nie über seine Operation gesprochen worden sein sollte. Ich frage ihn: „Hat man Dir denn nicht erklärt, daß die Operation weiter gar nichts zu bedeuten hat?“ Darauf er: „Wer soll mir das erklärt haben?“ Ich: „Vielleicht der Vater?“ Er: „Da haben Sie eine Ahnung! Der Vater, das ist der Richtige! Der lacht mich selber aus, sooft er kann! Er sagt immer: ‚Du mit deiner zerbrochenen Flaschen!‘ “ Ich glaube, wir wissen genug, um uns vieles erklären zu können, was wir an unserem Max bisher nicht recht verstehen konnten. Im Zusammenhang gesehen, läßt sich alles das ja recht einfach formulieren:

Besonders gehäufte Kastrationsdrohungen, da wegen der Phimose vermutlich auch besonders auffälliges Reiben an den Genitalen. Die Operation wird natürlich als Ausführung der angedrohten Bestrafung aufgefaßt. Folgen:

1. Schwere Wut gegen den Vater, gesteigert noch durch dessen Spott, eine Wut, die sich aber nie direkt wird äußern können, da gleichzeitig natürlich auch die Angst vor ihm gesteigert ist.

2. Schwere Enttäuschung über die Mutter, weil sie ihn vor dem Ärgsten trotz ihrer Liebesbeteuerungen nicht geschützt, sondern mit dem Vater gemeinsame Sache gemacht hat. Unterstreichung der Ambivalenz in seiner Haltung gegen sie.

3. Ständige Angst vor beschämender Entdeckung seines Mangels, die zu den zwanghaften Schutzmaßnahmen gegen diese Entdeckung führt.

4. Faszinierende Wirkung der Beobachtung der Sexualität anderer, die seinen Triebwunsch bindet, gleichzeitig aber die Angst vor dem Fallen der eigenen Gewissensschranken auslöst.

5. Rache und Haß gegen die Eltern wird auf andere verschoben, daher „nettes“ Verhalten zu Hause, dage-

gen Mißerfolg in der Mittelschule, der Selbstbestrafung und Rache in einem ist.

Für Max war es wieder bezeichnend, daß seine Mitteilung von der Phimoseoperation nicht weniger deutlich den Charakter eines Geständnisses trug, als seinerzeit die erste Frage nach der Herkunft der „Sterne“. Dieser Geständnischarakter seiner Mitteilungen läßt klar genug den Hintergrund ahnen, auf dem sich die drastische Wirkung der Phimoseoperation aufbaut. Nach diesem „Geständnis“ steigerte sich Maxens deutlicher Sadismus und ganz besonders seine ungerechten Vorwürfe und Gehässigkeiten gegen die Mutter immer mehr. Die Rachephantasien gegen den Vater treten symbolisch kaschiert auf, die Verdächtigungen gegen die Mutter, daß sie „gemein“ gegen ihn sei, liegen offen zutage.

Für mich bedeutete Maxens Geständnis die Erkenntnis, daß ich ihm nicht werde helfen können. Immer schon konnte ich leicht vermuten, daß ein schlecht verarbeiteter Kastrationskomplex zum Vorschein kommen müsse. Da sich dieser nun aber durch das Operationserlebnis so schwer fixiert erwies, konnte keine Hoffnung bestehen, ohne psychoanalytische Behandlung der Schwierigkeiten Maxens Herr zu werden. Immerhin bemühte ich mich, da eine Analyse aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kam, einstweilen, soweit Einfluß zu gewinnen, als psychologisch möglich sein konnte. Was ich noch versuchen konnte, war klar: ich mußte trachten, das Operationserlebnis soweit zu verarbeiten, als irgend möglich war und vor allem die neurotische Bedingtheit seiner Mutterbeziehung soweit herauszuarbeiten, daß Max wenigstens das Gefühl dafür bekäme, daß sein Verhalten zur Mutter real unbegründet sei. Wie aber sollte mir gerade das gelingen, wenn eben eine Analyse, die die wirklichen Zusammenhänge in sein Bewußtsein hätte heben können, nicht in Frage kam?

Ich hatte aber einen guten Bundesgenossen in der Mutter selbst. Diese war ohne viele Erklärungen leicht

dazu zu bringen, ihr Verhalten gegen Max so einzurichten, daß ihm auch nicht der geringste Vorwand bleiben konnte, daß etwa sie den Anlaß zu ungebührlichem Verhalten seinerseits gegeben habe. Was die Mutter da an Zurückhaltung und Verleugnung ihrer eigentlichen Erziehungsansichten zuwege brachte, war erstaunlich. Die Fälle, in denen Max zugeben mußte, „eigentlich" nicht viel Anlaß zu seinem gehässigen Verhalten zu haben, häuften sich. Aber da zeigte sich eine andere Schwierigkeit als unüberwindlich: Max erklärte prompt, er habe zwar im gegenwärtigen Verhalten seiner Mutter keinen Anlaß für seine Aggressionen, aber er entwertete dieses Verhalten nun einfach und behauptete: „Das ist ja alles Heuchelei, sie hat mich ja gar nicht gern, sie tut nur so, sie ist in Wirklichkeit doch falsch." Wie sollte ich gegen Vorurteile als Argumente ankämpfen? Beteuerungen des Gegenteils nützen da natürlich nichts.

Da kam mir ein merkwürdiges Symptom zu Hilfe, das ebenso unvermittelt in unseren Stunden auftauchte, wie es unverstanden wieder verschwand. Ich hatte Max beim Kommen die Hand gegeben und mußte, ohne es selber zu merken, meinen Blick ungewöhnlich lange und nachdenklich auf seine ganz zerfressenen Nägel gerichtet haben. Plötzlich nämlich wurde Max feuerrot, riß seine Hand aufgeregt aus der meinen und schrie: „Nicht, lassen Sie, nicht!" Gleich darauf war Max nicht weniger erstaunt als ich selber über sein merkwürdiges Verhalten. Ich versuchte ihn zu näheren Erklärungen zu veranlassen. „Ich weiß nicht, was es ist. Aber es ist mir entsetzlich, wenn Sie meine Hand halten und daraufschauen, das halte ich einfach nicht aus." Ich beruhigte ihn wegen seiner zerkauten Nägel, die ich doch schon längst bemerkt habe, wir hatten auch schon früher davon gesprochen. Ich sagte ihm, er solle probieren, seine Angst zu überwinden und gewann ihn dafür, dasselbe noch mehrmals versuchen zu dürfen. Jedesmal dieselbe Reaktion. Dabei fiel mir auf, daß Max

sonst, wenn er mir gegenübersaß, seine Hände keineswegs verbarg, sondern sie ruhig so hielt, daß ich sie deutlich sehen konnte. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, sagte er: „Das macht nichts, sehen können Sie sie ja, aber wenn Sie so eigens draufschauen, dann ist's gräßlich. Da läuft's mir kalt über den Rücken, ich geniere mich dann wahnsinnig, genau so, wie wenn ich mich nackt ausziehen müßte!" Daß Max vor jeder Entkleidung, vor jeder Möglichkeit, daß sein operiertes Glied gesehen würde, große Angst hat und selbst beim Baden zu Hause die Schwimmhose anzieht, braucht kaum extra erwähnt zu werden.

Dieses Symptom besteht nun durch drei Stunden mit gleicher Stärke. Obwohl Max selbst den Zusammenhang mit seiner genitalen Beschämungsangst erfaßt hat, läßt es nicht nach. An Erinnerungen bringt er nur folgendes: „Wie ich klein war, hat man immer meine Finger zu sehen verlangt und geschaut, ob ich gekaut habe. Dann habe ich's draufgekriegt." Dagegen weiß weder die Mutter von diesem Symptom, noch glaubt er selbst, es früher je gehabt zu haben. Nach der dritten Stunde ist es plötzlich ebenso verschwunden, wie es gekommen war. Ich darf Maxens Hand ruhig nehmen und betrachten, so genau ich will, er lächelt und sagt, es mache ihm nichts mehr.

Nun war Maxens Beziehung zu mir analytisch natürlich nicht tief genug, um das Auftauchen und Verschwinden eines solchen Symptoms wirklich verstehen zu lassen. Mir aber kam es in anderer Hinsicht sehr zustatten. Max hatte mir nämlich selbst ein Beispiel dafür geliefert, was es heißt, „grundlos" etwas tun zu müssen, was man doch selber als „dumm" erkennt. An keinem anderen Beispiel hätte ich ihm so leicht zeigen können, was neurotisches Verhalten von real begründetem unterscheidet — selbstverständlich, ohne den Ausdruck je zu gebrauchen. Es wurde mir nicht schwer, ihm nun zu zeigen, daß sein Verhalten zur Mutter nicht

anders einzuschätzen sei, als sein Verhalten mit der Hand. Er selbst gäbe ja auch dort, wie hier, die reale Unbegründetheit seines Verhaltens eigentlich zu. Dort wie hier versuche er ebenfalls zunächst „Scheingründe" zur Erklärung heranzuziehen, die sich bei ruhigem Zusehen leicht als falsch erwiesen hatten. — Max hatte nämlich auch sein Symptom gleich „erklären" wollen, indem er behauptete, er geniere sich eben einfach wegen des „Nägelkauens". Ich hatte ihm aber leicht zu zeigen vermocht, daß dies der wirkliche Grund nicht sein könne, da er mir von seinem Nägelbeißen früher schon erzählt habe, da er mir überhaupt leicht viele Dinge sage, für die er sich zunächst „eigentlich" geniere und da die große Affektmenge, das Zwanghafte, das sich jeder vernünftigen Erwägung entzieht, so nicht erklärt werden könne.

Max schien sehr nachdenklich zu werden. Er beobachtete selbst sein Verhalten zu Hause und erzählte mit aller wünschenswerten Einsicht, wie nett die Mutter sei, wie und wann aber wieder seine „Wut" aufgetaucht sei. Die Mutter selbst berichtete bald von einer gewaltigen Besserung, sie konnte sich vor Freude über den „Erfolg" gar nicht fassen — und dann blieben beide aus. Ich habe sie seither nicht mehr gesehen, weder die Mutter, noch den Buben, obwohl ich dieser mit allem Nachdruck erklärt hatte, daß von einem „Erfolg" noch lange keine Rede sein könne, daß dies alles vorübergehen und eine schwere Reaktion in entgegengesetzter Richtung bald folgen würde.

Tatsächlich kann von einem „Erfolg" auch nicht gesprochen werden. Die wirklichen Ursachen für Maxens Schwierigkeiten sind ja noch lange nicht greifbar geworden. In ein bis zwei Jahren, wenn Max in die Pubertät kommt, werden all seine Schwierigkeiten verstärkt wiederauftreten. Höchstens wird er von nun an die Schule nicht mehr als Plattform seiner Schlimmheit

wählen, dann steht aber zu befürchten, daß er es außerhalb der Schule umso ärger treibt.

Ich halte es auch nicht für unwahrscheinlich, daß Max durch seine Sucht, seine Vateraggressionen in Handlungen gegen die Behörden umzusetzen, in direkten Konflikt mit dem Gesetz kommen wird. Dann wird die Mutter wieder kommen mit dem Buben — und ich werde ihm trotzdem nicht helfen können.

Betrachtungen

Ich habe schon eingangs darauf hingewiesen, daß ich Maxens Geschichte nicht um ihrer selbst willen erzähle, sondern um einige Betrachtungen anzustellen, die sich an Hand dieses Falles, wie mir scheinen will, besonders deutlich demonstrieren lassen. Auch diese Betrachtungen sind, wie die Schilderung des Falles selbst, nicht eigentlich für den Analytiker bestimmt, sondern für alle, die ständig oder gelegentlich als „Erziehungsberater" fungieren, also eigentlich überhaupt für alle Lehrer, mögen sie nun der Analyse nahestehen oder nicht. Freilich ergibt sich dadurch die Schwierigkeit, daß dieser ganze Aufsatz dem Leser je nach seiner analytischen Schulung einmal zu analytisch erscheinen mag, dann wieder als zu „naiv". Diese Schwierigkeit aber kann ich nicht vermeiden.

1.

Erfolg, Mißerfolg und der Satz vom pathogenen Gewicht

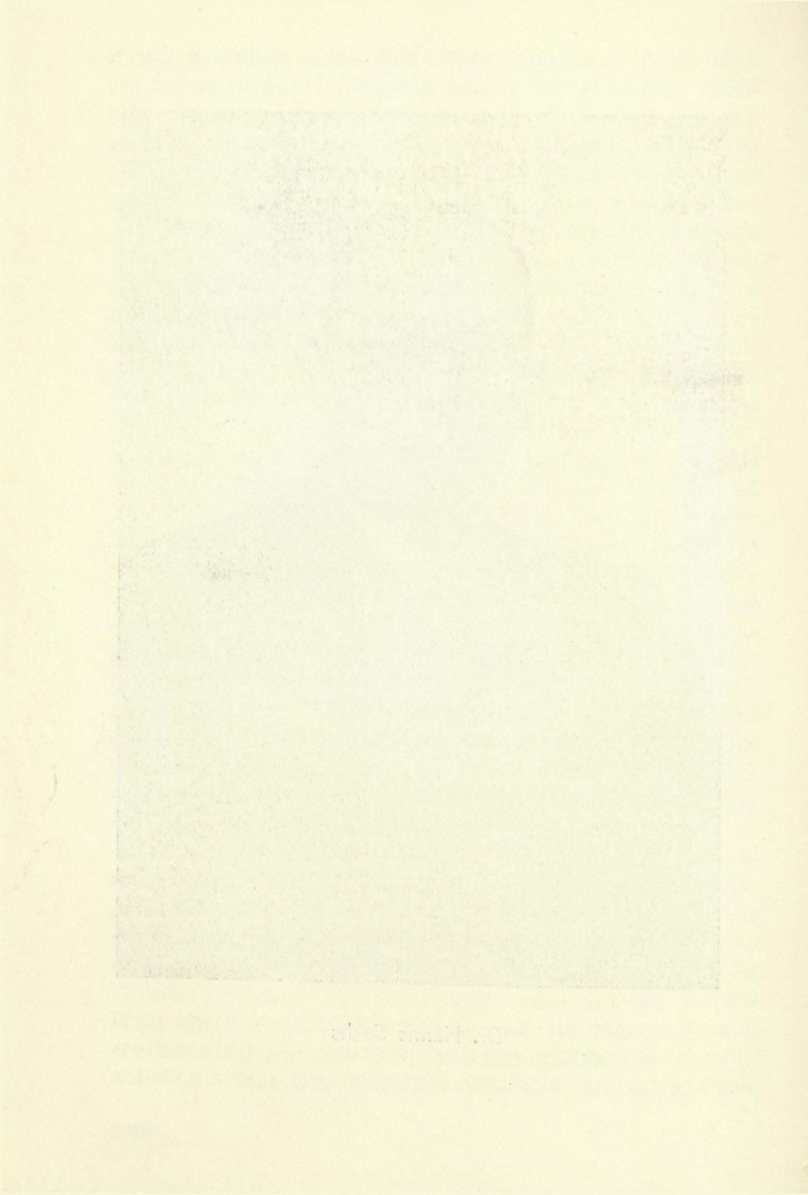
Wenn ich mir vorstelle, daß mir der Fall Max zu einer Zeit in die Hände gefallen wäre, da ich den Forschungsergebnissen der Analyse noch fremd gegenüberstand, so muß ich annehmen, daß mir damals alles das greifbar geworden wäre, was ich hier unter „Schicht I"

zusammengefaßt habe. Der „Fall“ hätte sich dann auch besonders hübsch darstellen lassen, er wäre zur Veröffentlichung in jeder pädagogischen Zeitschrift geeignet gewesen. Man hätte aus ihm lernen können, wie wichtig es ist, Kinder rechtzeitig aufzuklären. Seht nur den Max an, wie es dem ergangen ist! Sein durch vorenthaltene Aufklärung gesteigertes Interesse für Sexualwissen, die Angst vor beschämender Entdeckung seiner Unwissenheit durch die spottlustigen Kameraden lassen ihn eine höchst bedenkliche Rolle spielen, vor ihnen und vor den Lehrern — eine Rolle, die ihn notwendig in der Schule zum Scheitern bringen muß. Der Fall Max wäre damals für mich bestimmt „ein voller Erfolg“ geworden. Die richtige Aufklärung hätte Maxens Interesse von den garstigen Dingen und den schlimmen Kameraden ab-, den Schulgegenständen und braven Freunden zugewendet. Ich wäre damals auch nicht in die Lage gekommen, die Buchung dieses „Erfolges“ zu bereuen, denn ich hätte bestimmt rechtzeitig abgebrochen. Man muß rechtzeitig abbrechen können, wenn man solche Erfolge buchen will! Auch hätte ich von den späteren Schwierigkeiten kaum Kenntnis erlangt, denn die Mutter wäre nicht mehr zu mir gekommen. Ich hätte sie ja mit der Überzeugung des Erfolges entlassen. Man kann Eltern nur so lange halten, als es einem gelingt, ihnen zu beweisen, daß der scheinbare Erfolg noch lange kein wirklicher ist. Darum blieb mir ja auch Maxens Mutter aus, als sie mir dies nicht mehr glaubte.

Lassen wir Max nun aber etwas später zu mir kommen, zu einer Zeit, da ich mir etwas gründlichere psychologische Schulung und Erfahrung zusprechen darf, dann hätte ich bald Gelegenheit gehabt, ein freudiges „Aha!“ auszurufen! Wie klar sind doch die Gründe, warum in diesem Falle die richtige Aufklärung allein nicht helfen konnte! Als ob Maxens Unaufmerksamkeit nur aus dem Aufklärungsinteresse gespeist worden wäre! Die Kenntnis von den sexuellen Prak-



Dr. Hanns Sachs



tiken ist viel zu kompaktes Material, als daß es durch bloße „Aufklärung“ hätte verschwinden können! Alles, was wir in Schicht II dargestellt haben, hätte ich nun sicherlich sorgsam durchgearbeitet. Ich hätte Max vor allem in eine andere Umgebung versetzt und wäre für meine Umsicht vom schönsten Erfolge belohnt worden. Nehmen wir nun noch an, ich hätte das Glück gehabt, bis zur Klosettverspottungsszene aus Schicht III vorzudringen, dann hätte ich einen überzeugenden Aufsatz schreiben können, aus dem deutlich zu ersehen gewesen wäre, wie so ein „Minderwertigkeitskomplex“ zustandekommt, als dessen Auswirkung wir ja Maxens Überkompensierungen verstehen müssen.

Ich muß gestehen, daß ich mich eines schändlichen Neidgefühles wegen dieser meiner fingierten Erfolge in meiner Vergangenheit nicht erwehren kann. Warum hätten meine damaligen Fehler zu „Erfolgen“ geführt, während mir meine jetzigen nur Mißerfolg eintragen?

Worin liegt überhaupt mein Hauptfehler im Falle Max? Darin offenbar, daß ich solange als für den Erziehungsberater greifbar hielt, was sich später als höchstens analytisch faßbar herausstellte. Ich hätte den Fall Max gar nicht anfangen dürfen. Die eigentlichste Wurzel all seiner Schwierigkeiten, das Operationstrauma, liegt in einer Schicht seiner Entwicklung, von der ich wissen mußte, daß sie ohne Analyse nicht greifbar gemacht werden kann. Allerdings — wie hätte ich das von Anfang an wissen sollen? Oder aber — und wir erschrekken vor dieser Konsequenz — sind etwa alle Erziehungsberatungsfälle von dieser Art? Ist es denn nicht immer ein Erlebnisgrundstock aus frühinfantiler Zeit, der den „eigentlichen“ Grund für die späteren Erziehungsschwierigkeiten liefert? Hat dann Erziehungsberatung überhaupt einen Sinn?

Ich gestehe, daß ich das Gewicht dieser Frage nicht ganz hinwegzudiskutieren vermag. Ich glaube aber, solange wir keine Möglichkeiten sehen, alle lerngestörten

Kinder in Analyse zu bringen, dürfen wir uns durch folgende Beobachtungen trösten lassen:

Tatsächlich sind nämlich nicht alle Fälle so, wie der Fall Max. In hundert anderen Fällen haben wir vollen Erfolg, wenn wir bis Schicht I oder II vorgedrungen sind. Es gibt wirklich Kinder, die an der Aufklärungsfrage in Schwierigkeiten geraten. Viele 2. und 3. Mittelschulklassen sind voll von diesen Kindern. Ihnen ist durch die Maßnahmen zu helfen, die wir im Fall Max allerdings als unzureichend erkannt haben. Auch die Klosettszene des Achtjährigen stellt ein häufiges Erlebnis dar, das an manchen Kindern spurlos vorübergeht, aus dem andere aber beträchtliche Schwierigkeiten beziehen. Und vielen solchen Kindern ist zu helfen, wenn man sich in dem Sinne um sie bemüht, der den Inhalt unserer Darstellung von Schicht II und III gebildet hat. Wie unterscheiden wir aber nun jene Fälle, denen geholfen werden kann, von denen, die um die Analyse nicht herumkommen können?

Mit einem Wort, — wir landen bei der so wichtigen Frage, — wie ermessen wir die Erfolgsaussicht, auf die wir bei Inangriffnahme eines Erziehungsberatungsfalles hoffen dürfen? Eine Reihe von Bedingungen, die für die Erlangung von Erfolg von Bedeutung sind, haben wir ja längst abschätzen und in unsere Rechnung einbeziehen gelernt. Ich meine alle jene Faktoren, die von „außen" unsere Arbeit stören oder zu fördern geeignet sind, zu denen als wichtigstes das Verständnis zu rechnen ist, das wir bei den Eltern der Kinder voraussetzen dürfen, und vieles andere mehr. Worauf es hier aber offenbar ankommt, ist etwas anderes: Wir müßten auch die „inneren" Voraussetzungen für die Behandlungsmöglichkeit eines Falles berechnen können, wenn wir nicht unendlich viel Mühe und Zeit für von vornherein aussichtslose Bestrebungen opfern wollen.

Um in diesem Sinne die „Erfolgsaussicht" eines Falles abschätzen zu können, käme es offenbar darauf an,

von den verursachenden Momenten gleich zu Beginn etwas mehr zu wissen. Da scheinen sich aber ganz besondere Schwierigkeiten aufzutürmen. Wie groß ist doch die Menge dessen, was wir in jedem Fall unter die „verursachenden Momente“ aufnehmen müssen! Da ist immer irgendein auslösendes Erlebnis, da sind frühere Erlebnisse, die den Boden sichtlich vorbereiten halfen, da ist ein bestimmtes Ausmaß ererbter Triebkonstitution — wie sollen wir uns da zurechtfinden? Ordnen wir unsere verursachenden Momente nach dem Schema, das Freud in seinen Vorlesungen für die Anordnung der Entstehungsbedingungen bei Neurosen vorschlägt, dann finden wir, daß in jedem Fall ererbte Konstitution + infantiles Erleben die „Disposition“ ausmachen, zu der hinzutretend das spätere, „traumatische Erlebnis“ die pathogene Veränderung auslöst. In Wirklichkeit haben wir damit eine Reihe, die sich perspektivisch verschiebt, je nach dem Zeitpunkt, in dem wir einen Fall betrachten.

Tatsächlich nun scheint mir die Einführung der Zeit in unsere Rechnung die Formel für unsere Zwecke besonders brauchbar zu machen.

Wir verbinden sie noch mit der Berücksichtigung der quantitativen Verhältnisse, dann gelangen wir zu folgenden Feststellungen:

Das Ausmaß, in dem zu irgendeinem beliebig gewählten Zeitpunkt in der Entwicklung des Kindes das jeweilige „traumatische Erlebnis“ oder die durch Konstitution und infantiles Erleben vorbereitete „Disposition“ am Entstehen der pathogenen Veränderung beteiligt ist, ist offenbar nicht immer gleich. Das Verhältnis der beiden läßt sich aber ungefähr angeben: je stärker in einem Entwicklungspunkt die traumatische „Disposition“ ist, umso geringfügigere „Erlebnisse“ genügen, um traumatische — oder sagen wir allgemeiner — pathogene Wirkung auszulösen. Je schwächer aber die Disposition, umso stärkeren Erlebnisdruckes bedarf es, um zur Aus-

lösung von „Störungen“ zu führen. Nennen wir, der leichteren Bezeichnung halber, das Ausmaß, in dem Disposition oder Erlebnis jeweils dazu neigen, pathogene Veränderungen zu begünstigen, ihr „pathogenes Gewicht“, so kommen wir zu folgender Formulierung:

1. Die Summe des pathogenen Gewichtes, das Disposition und Erlebnis mitbringen müssen, um pathologische Veränderungen auszulösen, ist konstant. Nur wenn sie erreicht wird, kommt es überhaupt zu solchen Veränderungen. Wird sie nicht erreicht, so addiert sich einfach das pathogene Gewicht des Erlebens zur bisherigen Disposition und schafft für später eine stärkere dispositionelle Belastung.

2. Das „pathogene Gewicht“, das man einem Erlebnis zuschreiben darf, ist aber offenbar nicht in allen Entwicklungsphasen dasselbe! So wird etwa, derb gesprochen, einer sexuellen Verführungsszene durchaus nicht das gleiche pathogene Gewicht zugesprochen werden können, je nachdem, ob sie sich nach der Pubertät oder in der Latenzzeit abgespielt hat. Wir müßten aus der Erfahrung an gestörten Kindern und aus dem Vergleich dieser Erfahrungen mit den Verhältnissen bei den trotz desselben Erlebnisses „gesund“ gebliebenen das ungefähre pathogene Gewicht der bedeutendsten typischen Erlebnisse für die verschiedenen Entwicklungsphasen bestimmen können.

3. Addieren wir pathogenes Gewicht der „Disposition“ und des „Erlebnisses“, so erhalten wir im Falle der eben eintretenden pathologischen Veränderung die oben erwähnte „Konstante“. Nehmen wir nun aber an, daß die Summe von G_d (pathogenes Gewicht der Disposition) und G_e (pathogenes Gewicht des „traumatischen Erlebnisses“) größer ausfalle, als zur pathologischen Veränderung gerade notwendig war, dann wird der Gewichtsüberschuß offenbar in der Widerspenstigkeit des resultierenden pathologischen Zustandes auftauchen, wir könnten ihn etwa mit Symptomstärke bezeichnen oder

nennen ihn am besten die „Intensität“ des Symptoms, beziehungsweise der jeweiligen Störung. Wir erhalten also die Formel:

$$G_d + G_e = k + i$$

Auch wer nicht viel für mathematische Formeln übrig hat, — und wir wollen ja versprechen, nicht einen Augenblick zu vergessen, daß wir das Mathematische nur vergleichsweise zur darstellerischen Abkürzung des Gedankenganges einführen, in keiner Weise von einer sehr weittragenden Analogie reden wollen, — der wird zugeben müssen, daß wir diese Formel ganz nach Belieben verwenden können, je nachdem, was uns gegeben und was uns unbekannt ist. So verwendet sie ohne die quantitativen Elemente Freud in seinen Vorlesungen, um die Beziehung zwischen Disposition und Erlebnis überhaupt anzudeuten. Warum aber sollten wir sie nicht heuristisch verwerten, um aus den bekannten Gegebenheiten die unbekannten wenigstens andeutungsweise zu erschließen? Nennen wir diese Formel den Satz vom pathogenen Gewicht, so behauptete ich nichts Geringeres, als daß dieser Satz geeignet sei, über die „Erfolgsaussicht“ eines Falles allerhand wertvolle Auskunft zu ermöglichen.

Denn — was müssen wir wissen, um die Aussicht eines Falles zu ermessen, sich in außeranalytischer Arbeit greifbar machen zu lassen? Offenbar nichts anderes, als das Ausmaß, in dem an seiner Entstehung Disposition oder akzidentelles Erleben beteiligt sind, ferner noch den Zeitpunkt, für den diese Berechnung angestellt wird.

In diesem Sinne berechne ich

a) die Aussicht auf Erfolg, wenn ich die offenbar bekannte Intensität der Gestörtheit des betreffenden Kindes und das erfahrungsgemäß eingeschätzte pathogene Gewicht desjenigen Erlebnisses heranziehe, bis zu dem ich im ersten Anhieb meiner Arbeit mit dem Kind

leicht habe vordringen können. Je größer die dabei herauskommende Gewichtssumme ist, umso größer sind meine Aussichten, den Fall erziehungsberaterisch bewältigen zu können. Je geringer sie ist, desto eher muß ich fürchten, mit so hohen Dispositionsbeträgen zu tun zu haben, daß ich sie nicht bewältigen kann. Freilich ich erhalte dabei immer nur ein für den betreffenden Zeitpunkt gültiges Ergebnis, doch läßt dieses einen ungefähren Schluß auf meine Arbeitsaussicht deshalb zu, weil ich ja weiß, daß sie umsomehr schwindet, je weiter ich in frühinfantile Zeiten zurückkomme. Dieselbe Formel gestattet mir aber auch die Abschätzung

b) der Sicherheit, beziehungsweise Dauerhaftigkeit des jeweils erreichten Erfolges. Bleibt nämlich nach Verarbeitung des pathogenen Erlebnisses nur ein kleiner Restbestand an dispositionellem pathogenen Gewicht zurück, und gelingt es mir außerdem die Erlebnisbedingungen für die Zukunft des Kindes relativ günstig zu gestalten, dann werde ich dieser Zukunft ziemlich ruhig entgegensehen können. Bleibt dagegen der pathogene Gewichtsbetrag der „Disposition“ beim Entlassen des Falles trotz Beseitigung der aktuellen Schwierigkeiten noch beträchtlich, dann werde ich mit Recht fürchten, daß ein neu hinzutretendes Erlebnis der gleichen Richtung das nur labile Gleichgewicht wiederum stören wird. In solchen Fällen müßte ich dann trotz des „Erfolges“ im aktuellen Sinne auf analytische Behandlung indizieren!

Wenden wir unsere Ausführungen nun auf den Fall Max an, dann haben wir gleich Gelegenheit, ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit zu erweisen. Die ersten Bemühungen um den Fall ergeben Einblick in alles das, was ich als „Schicht I“ geschildert habe. Die Intensität der „Gestörtheit“ darf ziemlich hoch angesetzt werden, sie steht jedenfalls zum „pathogenen Gewicht“ des traumatischen Erlebniskomplexes in keinem Verhältnis. Minderwertigkeitsgefühle und Beschämungssituationen we-

gen mangelhafter Aufgeklärtheit führen bei vielen Kindern zu Schwierigkeiten, selten aber zu Schwierigkeiten von solcher Zähigkeit. Auch was Max in dieser Richtung erlebt, ist nichts so Besonderes. Es kommt nie zu einer wirklich sehr beschämenden Szene oder Verspottung, die wir als schwerer ansetzen dürften. Der Zustand im Alter elf — in das wir den Ausbruch der typischen Schwierigkeit, an der Max leidet, verlegen dürfen — ist also verdächtig genug: relativ hohe Störungsintensität, relativ geringes pathogenes Gewicht der „Erlebnisse" — daraus allein schon dürfen wir auf geringe Haltbarkeit des erreichten Erfolges schließen! Wir dürfen Max nicht entlassen, müssen versuchen, tiefer zu gehen. Ganz aussichtslos ist der Fall für die Erziehungsberatung noch nicht, denn es kann sich ja ergeben, daß hinter der Schicht I ein traumatisches Erlebnis von großer Schwere auftaucht. Gelingt es uns, dieses zu verarbeiten, dann bleibt nur mehr ein geringer Dispositionsrest und wir hätten „Erfolg" gehabt. Es wird also offenbar alles auf das pathogene Gewicht und den Zeitpunkt des nächsten „traumatischen Erlebnisses" ankommen, das wir finden werden.

In Schicht II stoße ich nun auf die Sexualbeobachtungen Maxens an seinen Kameraden. Ein „Erlebnis", beziehungsweise Erlebniskreis, der an sich ja gewichtiger aussieht als der frühere. Dagegen stecke ich immer noch im selben Zeitpunkt, für den Elfjährigen ist die pathogene Gefahr seines Wissens um die Sexualität seiner Kameraden zwar nicht zu unterschätzen, doch weiß ich aus den Erzählungen so vieler „gesunder" Kinder, daß sie ähnliches Wissen ohne schwere Störung mit sich herumtragen. Jedenfalls aber ist die Intensität, mit der Max an diesem Erlebniskreis hängt, aus dem pathogenen Gewicht dieses Erlebniskreises selbst in keiner Weise verständlich. Es muß entweder ein sehr hohes Ausmaß an Dispositionen in dieser Richtung vorliegen, oder ich muß sehr bald auf ein schwereres trauma-

tisches Erlebnis stoßen. Meine Hoffnungen sollten jedenfalls statt größer geringer werden!

Tatsächlich stoße ich nun in Schicht III zunächst auf die Reminiszenz der Klosettszene des Achtjährigen. Auch hier finde ich wieder dasselbe Verhältnis. — Ein Erlebnis, dessen Bedeutung nicht überschätzt werden darf, da es in dieser milden Form, die es zunächst zu haben scheint, vielen Kindern der Großstadtschulen nicht erspart bleibt. Ja, wenn Max sich in mehr eingelassen hätte oder wenn er von Erwachsenen „ertappt" und „beschämt" worden wäre — wenn es deshalb zu Konflikten mit den Eltern gekommen wäre! Aber alles das trat ja nicht ein. Im Gegenteil, Max erzählt das Erlebnis sogar seiner Mutter, die ihn tröstet und sich tadellos benimmt. Wenn ein Erlebnis mit so geringem pathogenen Gewicht so schwere Fixierung zurückläßt, dann muß der Faktor D (Disposition) ganz bedenklich hoch eingeschätzt werden. Da ich aber schon beim achten Lebensjahr angelangt bin, habe ich nicht mehr viel Spielraum, denn meine außeranalytische Wirksamkeit wird bald ein Ende finden. Vielleicht hätte ich auch da noch Glück haben können. Vielleicht hätte sich hinter der Klosettszene ein anderes, schwereres Erlebnis ähnlicher Art, aber nur kurze Zeit vorher, verstecken können. Dann hätte es mir noch gelingen können, es zu verarbeiten und ein geringes G_d, also viel Aussicht auf Haltbarkeit des Erfolges zurückzulassen.

Dagegen stoße ich gleich nachher auf den Erlebniskomplex „Phimoseoperation", der aber deutlich ins dritte, dessen Grundlage bis ins zweite Lebensjahr zurückverlegt werden muß. Ich kann also ruhig abbrechen — hier Erfolg zu haben, habe ich keine Aussicht mehr. Wenn ich mich noch mit dem Jungen beschäftige, so mag es mir gelingen, das eine oder andere Nebensymptom etwas abzuschwächen. Bedenke ich aber die ungeheure Labilität, in der ich Max zurücklasse, so werde ich mich durch den äußeren Eindruck eines solchen

Scheinerfolges nicht blenden lassen. Ich tue gut, ihn bald zu entlassen, da der Scheinerfolg nur dazu beiträgt, die Mutter von der Einsicht in die Notwendigkeit der Analyse ganz abzusperren.

Nun, ich gebe zu, im Falle Max schien es wirklich lange Strecken nicht ganz aussichtslos. Trotzdem müßte gehäufte Erfahrung den Berater befähigen, das geringe Gewicht der Erlebnisse der oberen Schichten so stark in Rechnung zu ziehen, daß er von der Aussichtslosigkeit des Falles rechtzeitig überzeugt wird.

Der Wert der von uns angestellten Betrachtungen über den „Satz vom pathogenen Gewicht" unterliegt nun offenbar einer zweifachen Einschränkung:

1. Die angestellte „Berechnung" hat nur in dem Ausmaße Sinn, als es mir gelingt, das pathogene Gewicht des jeweiligen traumatischen Erlebnisses richtig abzuschätzen. Diese Abschätzung wird umso zutreffender ausfallen, je mehr Erfahrungen pathologischer Art und je mehr Vergleichsmöglichkeiten dieser am Pathologischen gewonnenen Erfahrungen mit dem an „gesund" gebliebenen Kindern des gleichen Erlebnistypus Beobachteten vorliegen. Die Forderung der planmäßigen Beschäftigung mit der Entwicklung auch des störungsfreien, „gesunden" Kindes ist eine der Konsequenzen, die aus diesen Betrachtungen resultieren. Der Erziehungsberater wird ohne diese Erfahrungen auf die Dauer nicht auskommen. Was er vorfinden kann und wie es wirken kann, das wird er immer vom Analytiker zu lernen haben. Wie pathogen er die Bedeutung des Gefundenen im Einzelfalle aber einzuschätzen hat, darüber wird er sich schneller und sicherer ein Urteil bilden können, wenn er auch die Fälle kennt, an denen die gleiche Erscheinung spurlos vorübergegangen ist. Es eröffnet sich hier ein neues Arbeitsgebiet, das der psychologischen Forschung durch Schaffung geeigneter Arbeitsmöglichkeiten erschlossen werden müßte.

2. Unser „Satz“ vom pathogenen Gewicht“ darf um himmelswillen nicht mit der Behauptung verwechselt werden, es handle sich wirklich um mathematisch Greifbares, um meßbare quantitative Größen. Die ganze „Formel“ ist natürlich nur vergleichsweise gebraucht. Man braucht sie nur etwas näher zu betrachten, um sofort zu entdecken, daß das „Quantitative“ in ihr nicht wirklich Quantitatives ist, sondern eigentlich Qualitatives, das nur zur Denkabkürzung hier in scheinquantitativem Gewande auftaucht. Der Vergleich mit den Quantenverhältnissen bei „Gewicht“-Maßen macht uns Erwägungen leicht faßbar und rasch umkehrbar, deren Darstellung sonst allzu kompliziert und verschraubt ausfallen müßte. In Wirklichkeit kommen wir über die Tatsache, dieses „pathogene Gewicht“ doch wieder nur aus der Einsicht in die qualitativen Verhältnisse der Entwicklung bestimmen zu können, natürlich nicht hinweg. Wir meinen den „Satz“ also nur methodisch, als abgekürzte Redewendung sozusagen, lehnen es strikte ab, ihm darüber hinaus Bedeutung zu geben. Er ist nichts als eine sprachliche Form, in der komplizierte Gedankengänge zur Ermittlung der Erfolgsaussichten zweckmäßigen Ausdruck finden können.

II.

Der böse Kastrationskomplex

Ich habe den „Fall Max“ öfters erzählt, ich habe ihn sogar in Vorträgen als Beispiel verwendet. Ich muß gestehen — ich habe noch nie einen Fall gelesen oder gefunden, der sich mit ähnlicher Durchschlagskraft auch beim analysefremdesten — analysefeindlichsten Publikum sofortiges Verständnis und absolute Anerkennung erzwungen hätte. Worauf beruht diese Wirkung, worin liegt eigentlich die Verwertbarkeit von Maxens Geschichte zu Demonstrationszwecken?

Darüber nachzudenken mag nicht müßig erscheinen. Über Max selbst werden wir dabei freilich nichts Neues erfahren. Aber zur Psychologie des Widerstandes gegen die Psychoanalyse mögen solche Betrachtungen einiges beitragen.

Freilich — ich muß zugeben, daß ich den Fall Max, sooft ich ihn jemandem vorlegte, immer unter völliger Ausschaltung der analytischen Terminologie berichtet habe, in der Art etwa, wie Lou Andreas Salomé analytische Einsichten dem allgemeinen Verständnis nahezubringen pflegt. In der Art meine ich, nicht mit dem Geschick und der Gewandtheit der Dichterin. Ich will eine solche Schilderung des Falles Max hierher setzen. Sie ist selbst am besten geeignet dazu, verständlich zu machen, warum sich der Fall Max so erfolgreich verwenden läßt.

Warum Max so schlimm wurde . . .

Da ist einmal so ein kleiner Junge — wie viele andere auch. Und so wie diese spielt auch er gelegentlich mit seinem Glied — was soll so ein kleiner Junge schon in diesem Alter tun? Und seine Eltern reagieren darauf nicht anders, als andere Eltern es tun: sie verbieten ihm es. Wenn das Verbot nicht viel nützt, so unterstreichen sie es ein wenig durch ein Drohung — was sollen sie schon anderes tun? Aber da zeigt sich etwas Unangenehmes: auch die Drohungen nützen nichts. Um zu derberen Strafen zu greifen, sind diese Eltern zu nett, zu beherrscht, zu vernünftig. Sie wissen zwar natürlich nicht, was da los ist — aber sie wissen, was man tut, wenn man mit Kindern ratlos ist. Man sucht jemanden auf, von dem man meint, daß er mehr Erfahrung hat, als man selber. Sie sind ja ernste Eltern und meinen es ihrem Sprößling gut.

Und sie gehen zum Arzt. Und auch der Arzt ist vernünftig. Er ist selber ein ruhiger Mensch, der nicht in Entrüstung verfällt oder in Entsetzen und der elterlichen

Phantasie nun etwa den Galgen weissagt, wenn sie nicht „energische Maßnahmen“ treffen gegen die beginnenden „Kindersünden“ ihres Dreijährigen. Er nimmt die Dinge, wie sie sind. Wie er sie selbst schon hundertemale genommen hat. „Sie brauchen nicht in Sorge zu sein“, so sagt er freundlich zu den Eltern. „Daß ihr Bub so viel spielt, ist nicht abnormal. In seinem Fall nämlich nicht. Das hat ganz bestimmte Gründe. Es ist da etwas nicht ganz in Ordnung. Die Vorhaut ist etwas zu eng ausgefallen, eine Phimose nennt man das. Das haben aber viele Kinder, da ist gar nichts dabei. Und das Übrige können sie sich jetzt sicher selbst erklären. Die Verengung führt zu gesteigerten Juckreizen, darum hat der Kleine auch öfter das Bedürfnis sich zu kratzen als andere Kinder. Da braucht man gar nichts zu tun als das zu operieren, dann ist alles wieder in Ordnung. Am besten ist, man macht sowas gleich, solange er noch klein ist. Da ists viel leichter und tut auch nicht so weh. Kommen Sie nächste Woche...“

Und dann kommen sie eben. Der Kleine kommt mit, wie er vermutlich schon öfter zum Arzt gegangen ist. Er ist kein verzärteltes Kind. An Mut fehlt's ihm nicht. Dann aber geschieht etwas Furchtbares — das hätte er nie und nimmer erwartet! Der Vater — es ist wahr, er hat ihm's schon oft angedroht! Aber wer wird die Verwirklichung solcher Drohungen für möglich halten? Es ist wohl auch arg, er hat's immer wieder getan, obwohls der Vater verboten hatte. Aber es hat doch auch so gejuckt — kratzt man sich denn nicht auch sonst, wenns einen wo juckt? Und dann war der Vater doch so gut, sonst. Er hat schon so viel Ärgeres angestellt und immer hat's Verzeihung gegeben, kaum jemals wirkliche Schläge! Und jetzt, jetzt hat man ihm's weggeschnitten! Ein- für allemal — und dabei hat er's ohnehin gerade in der letzten Zeit nicht mehr so oft getan! Ganz ohne was zu sagen — wie hinterlistig! — schleppen sie ihn mit einem Male zum Doktor! Daß der Vater so

grausam sein konnte! Und — da kommt erst das Ärgste! Die Mutter, was hat die dabei getan? Hat nicht gerade sie ihn immer in Schutz genommen, wenn Vater einmal strenger zu werden drohte? War sie nicht immer lieb und zärtlich mit ihm, war sie nicht die Zuflucht, bei der man Schutz finden konnte, was immer sich nur ereignet haben mochte? Und jetzt? Jetzt stand sie dabei, sie tat nichts dagegen — sie half dem fremden Manne noch, indem sie ihn hielt! Sie, die ihn mehr liebte als alles andere — die er mehr liebte als alles andere auf seiner kleinen Welt! Sie hatte ihn verraten, schmählich im Stiche gelassen! So waren sie. Im Geheimen hielten sie's wohl immer miteinander, Vater und Mutter! Er hat's wohl auch schon gemerkt. Unlängst erst, als sie zu tuscheln begannen vor ihm, als sie ihn forthaben wollten, nachdem Vater nach längerer Dienstzeit nach Hause kam und er sich doch schon so gefreut hatte auf ihn! Hatten sie da nicht soviel mitsammen zu reden in ihrer merkwürdigen Sprache, von der man nur eines versteht — daß man überflüssig ist, daß man stört, daß man fort sein sollte, wenigstens auf einige Zeit? Immer hatte er gemeint, so seien die Eltern nur hie und da, nur manchmal, so wie ja auch er nicht immer so war, wie er sein sollte, sein möchte, zu ihnen. Jetzt aber sieht er's: sie sind so! Beide! Auch die Mutter meint es gar nicht ernst, wenn sie so lieb tut mit ihm. Sie ist genau so grausam wie der Vater, sie ist noch ärger, denn sie verbirgt ihren Verrat hinter gesteigerten Liebesbeteuerungen. Sie war doch immer für's Verzeihen! Sie hat doch schon oft ihr Wort eingelegt beim Vater. Warum nicht auch diesmal? Warum mußte es zum Ärgsten kommen, warum gab man ihm nicht wenigstens einmal noch die Möglichkeit, es wieder gut zu machen, sich zu bessern? Warum suchte man nicht irgendeine andere, doch etwas mildere Strafe aus für ihn? Die anderen Kinder — taten die es nicht auch oft? Hatte er nicht unlängst erst gesehen — und denen geschah nichts? Doch

— und da taucht eine noch furchtbarere Angst auf in dem kleinen Kerl — es gab doch Kinder, denen es genau so gegangen sein mußte wie ihm! sogar noch ärger! Die Mädchen! Ein halbes Mädchen hatte man also gemacht aus ihm. Nie wird er so sein, wie die anderen, nie wird er können, was die anderen Buben können, nie mehr ganz — er ist „verschandelt" auf immer. Hat nicht sogar der Vater unlängst gespottet, als er ihn nackt sah beim Baden?

Mit Maxens harmloser Herzlichkeit gegen die Eltern ist es aus. Wohl bricht seine Liebe zur Mutter oft genug in stürmischen Zärtlichkeitsanfällen hervor, gleich nachher aber taucht jener Unterton von Groll und Haß auf, der ihn roh und herzlos sein läßt gegen die so Geliebte, der ihn seine Zärtlichkeit zu ihr gar nicht genießen läßt. Ja, auf sich selbst ist er böse, wenn er wieder einmal so lieb war zu ihr, als ob er nicht eigentlich wüßte, wie sie wirklich ist, was sie ihm angetan hat! Auch um die Position zum Vater hat Max viel zu ringen, Bewunderung und Liebe verlangen ihr Recht. Wo Trotz und Auflehnungsbedürfnis in der jungen Seele sich erheben, können sie in Zukunft niemals offen auftreten. Denn wer könnte wagen, sich aufzulehnen gegen jemanden, der schon so kleinen Fehl so plötzlich und warnungslos bestraft hat wie er? Solchen Menschen gegenüber tut man gut, brav zu erscheinen. In Wirklichkeit weiß man, wie man dran ist!

So wird Max ein „nettes" Kind, das nur böse Trotzanfälle hat gegen die Mutter und nicht immer ganz aufrichtig ist in seinem Verhalten. Vom Vater allerdings trennt ihn irgend etwas, das sich nur fühlen läßt.

Dann aber kommt die Schule und da wird eine andere Frage aktuell, an die er gar nicht gedacht hat. Die anderen Kinder — wie wird er vor denen bestehen? Wenn sie wüßten! Und sie werden's erfahren, irgendeinmal, in einer Szene schrecklicher Beschämung! Und die Mutter — wird die's nicht ausplaudern, der Nach-

barin erzählen, so daß es sein Spielgefährte zu Ohren bekommt und es sich herumzischelt im ganzen Haus? Hat sie's nicht unlängst auch der Nachbarin erzählt, als er sich einnäßte, und hat sein Freund nicht höhnisch gegrinst, obwohl er nicht zugeben wollte, daß er's erfahren habe? Da gilt es zuvorzukommen, den Sicheren zu spielen.

Und dann ereilt den Achtjährigen doch jene Szene in der Schule. Auf dem Klosett haben sie's entdeckt, jene ekelhaften großen Buben, die so anmaßend sind und so brutal gegen alle anderen! Sie habens entdeckt — und dann ist wirklich alles so gekommen, wie er's gefürchtet hatte. Er hat's ja gewußt! Wie sollte es auch anders sein, da doch sogar der Vater gelegentlich lachte und spottete? Der Vater übrigens — der doch selber alles verursacht hatte! Er war also wirklich verschandelt auf immer. Ehrlos, unmöglich wie die, gegen die sich ihr Spott am schärfsten richtete — wie die Juden. Und dabei hatten die's noch besser! Die waren alle so, die hielten wenigstens zusammen. Er aber war allein, als Verschandelter unter lauter Normalen, als Operierter unter lauter Gesunden.

Was redeten sie übrigens da immer hinter seinem Rücken? Was war das eigentlich für ein Geheimnis, über das sie so viel tuschelten? Gut, er war operiert. Aber was hatte denn das eigentlich zu bedeuten, daß sie's gar so komisch fanden, gar so arg einschätzten? Gab es doch andere Kinder, die viel ärger verunstaltet waren, freilich anderswo! Was war da eigentlich dahinter? Das mußte er herausfinden, um jeden Preis! Freilich — wie viel leichter hatten's auch darin die anderen! Die fragten sich eben einfach gegenseitig in so einem Fall. Konnte er das, ohne zu riskieren, daß er wieder den ganzen Spott auf sich lenken würde, wie damals? Davon hatte er wahrlich genug! So war er angewiesen darauf, aus Vermutungen und halbem Hinhören allmählich herauszubekommen, was er wissen

wollte. Wie schwer das war, wie man da auf der Hut sein mußte, daß sie nicht merkten, wie dumm man war!

Und wie gut hatten's die anderen überhaupt! Die fürchteten scheinbar nicht, was er als so furchtbar erkannt hatte. Offen und ungeniert spielten sie manchmal. Sie redeten noch davon, daß sie's taten, es war also nur ihm so Hartes widerfahren! Wenigstens von allen Buben nur ihm! Die anderen trafen sich auf dem Klosett und machten schweinische Sachen — Sachen, die er nie tun würde, nie! — und er traute sich kaum zu kratzen, wenn's ihn juckte. Sie können's auch riskieren, daß der andere einen sieht, während er jeder Möglichkeit ängstlich aus dem Wege gehen muß, die ihn bloßzustellen droht! Wie sie ihn darum allein schon auslachten! Er haßt sie. Sie tun ungeniert, was er sich kaum zu denken wagt, laufen dabei ungestraft umher und sind noch spöttisch gegen ihn! Wie es da wohl tut, wenn man sich manchmal rächen kann und sie der gerechten Strafe zuführt, wenigstens wenn sie sich in der Schule irgendetwas haben zuschulden kommen lassen! Freilich — dabei verscherzt er sich wieder, was er auf der einen Seite mühsam vorbereitet hatte — den Kontakt mit diesen anderen Buben, den er sehnlichst herbeiwünscht und fürchtet zugleich —.

Genug. Wir brauchen nicht mehr zu hören von Max, um ihn ganz zu verstehen. Der Junge sollte in der Schule weiterkommen? Sollte noch „stolz" sein, wenn er einmal „den Lehrern gefallen" hatte? Sollte sich bemühen, „den Eltern Freude zu machen", den Eltern, die er so sehr liebte und die ihn so grausam bestraft, so schändlich verraten hatten um einer Kleinigkeit willen? Die ihn dann noch selbst verspotteten in seiner Schande? Da sollte er der Mutter noch glauben, wenn sie lieb war und nett zu ihm, während er doch genau wußte, daß sie ihn im bestimmten Augenblick verraten würde, wie sie ihn damals verraten hatte? Da sollte er dem Rat des Vaters folgen, der „nur sein Bestes" wollte

und ihn doch so grausam verstümmeln ließ, obwohl es doch sicher auch anders gegangen wäre, ohne das Äußerste, Ärgste? Sollte vor „Lehrern“ Respekt haben, die doch bestimmt noch ärger waren als der Vater, denn dieser liebte ihn doch auch irgendwie —

Kurzum — hinter allen Schwierigkeiten, die sich im Leben dieses Jungen ergeben, steckt als letzter Hebel das Trauma der Phimoseoperation. Nicht, daß wir es als „Ursache“ bezeichnen wollten —, aber es ist der bewegende Punkt in der ganzen Reihe von verursachenden Momenten, es ist der Grund dafür, daß spätere Erlebnisse, die an anderen spurlos vorübergehen, so wirken mußten bei diesem Kind.

Keiner meiner Zuhörer hat mir je die etwas freie Konstruktion, zu der ich die Daten der Wirklichkeit hier verarbeitet habe, übelgenommen, wenn ich diese Daten nachher ehrlich und säuberlich herausschälte aus der Schilderung. Nur ein Mittel hatte ich immer in der Hand, um die ganze Wirkung der so überzeugungsvoll aufgebauten Geschichte zu zerstören, mit einem einzigen Schlag. Ich brauchte nur den analytischen Terminus zu nennen, mit dem wir den zugrundeliegenden Sachverhalt der Einfachheit halber zu bezeichnen pflegen. Das Wort „Kastrationskomplex“ entfesselte regelmäßig all den Widerstand, der sich nur irgend gegen analytische Einsichten mobilmachen läßt.

Und trotzdem hatte ich's in diesem Fall leicht. Denn die Kastration blieb hier Tatsache — auch wenn man den zugrundeliegenden „Komplex“ nicht wahrhaben mochte. Man mochte sich gegen diese Tatsache sträuben, soviel man wollte, den „Komplex“ kann man glauben oder nicht. Eine weggeschnittene Vorhaut aber ist ein Beweismittel, dem man sich nicht entziehen kann.

Darin liegt der Wert dieses Falles als Beispiel. Jeder Berater weiß ein Lied davon zu singen, wie wichtig es in der Behandlung von Kindern oft ist, wieviel davon abhängt, ob es gelingt, den Eltern begreiflich zu machen,

was ein „Kastrationskomplex“ ist, ihnen glaubhaft zu machen, daß es so etwas gibt und wie es sich auswirkt. Wir haben selten Aussicht auf Erfolg bei diesen Bemühungen. Darum habe ich diesen Fall hier so ausführlich berichtet.

Doch — es sei mir noch ein Nachwort zu diesem Kapitel gestattet. Wir tun gut, den Erziehungsberater daran zu erinnern, daß Maxens Fall nicht die gewöhnliche Form darstellt, in der sich Kastrationskomplexe auszuwirken pflegen. Der Unterschied dieses Falles von den meisten übrigen ist leicht anzugeben: Er liegt nicht in dem Umstand, daß der allgemeine Kastrationskomplex des Kindes durch das Operationstrauma fixiert wurde. Solche traumatische Fixierungen hat der Kastrationskomplex auch in den anderen Fällen erfahren, in denen er sich später so störend auswirkt. Nur sind es meist psychische Traumen, die nicht weniger stark zu wirken vermögen. Nicht die Schwere des Falles, sondern seine Eigenart ist aus der Besonderheit der Operation zu verstehen.

Während die anderen Kinder das gefürchtete Ereignis vor sich haben, hat Max es hinter sich. Darum wählen sie auch meist Schüchternheit und Angst als Symptome. Max dagegen verstärkt seine sadistischen Triebkomponenten, sein Trotz gegen die Eltern liegt nicht in Auflehnung, sondern in der Racheposition des Enttäuschten. Besonders typisch ist sein Verhalten zur Mutter — Maxens Situation ist nämlich weitgehend die, mit der alle Mädchen zu ringen haben. Ich würde mich auch nicht wundern, wenn er homosexuell werden sollte.

III.

Operieren — eine Angelegenheit der Psychologie?

Noch eine Frage drängt sich gebieterisch auf, wenn man den Fall Max nun einmal erzählt hat. Was folgt aus ihm für die Vornahme von Phimoseoperationen

überhaupt? Was kann der Erziehungsberater daraus entnehmen — oder besser: was soll er auf Grund dieses Falles dem Arzt verständlich zu machen versuchen? Auf den ersten Blick scheinen die Konsequenzen sehr weit zu führen. Gerade der Laie neigt dazu, sie sofort zu überschätzen, nachdem er sie zunächst überhaupt nicht gesehen hat. Ist nicht die böse Operation schuld an allem? Wäre nicht Maxens Entwicklung ganz anders verlaufen ohne sie? Hätte sich nicht vor allen, wenn wir schon einmal annehmen, daß ihm Beschämungsszenen usw. nicht erspart geblieben wären, die Schwierigkeiten, die daraus vermutlich entstanden wären, leicht in der Beratung beheben lassen, umsomehr, als doch mit den Eltern so gut zu reden war? Sollen wir also dem Arzt den Vorwurf machen, der die Operation vornahm, statt sie zu verschieben, auf später?

Doch ergeben sich da viele Gegeneinwände. Läßt sich eine solche Operation immer verschieben? Spricht nicht oft vieles dafür, daß sie gleich vorgenommen werde? Und wenn schon, verschieben — auf wann? Welcher andere Zeitpunkt ist um soviel geeigneter? Wir vermeiden das eine physisch bedingte Trauma, wenn wir zuwarten, das ist richtig. Schaffen wir nicht aber die Basis zu ebensovielen anderen, psychischen Traumen dadurch? Max hätte — unoperiert, das Reiben an den Genitalien nicht aufgeben können. Die Besorgnis der Eltern hätte sich gesteigert. Sie hätten vermutlich doch die Geduld verloren — Max wäre in einen heftigen Onaniekonflikt gejagt worden. Hätte die später vorgenommene Operation da nicht einen umso besser vorbereiteten Boden für ihre traumatische Wirkung vorgefunden? Nehmen wir an, sie wären später noch dazu zu einem anderen Arzt gekommen — beim größeren Kind neigt der Arzt dazu, auch die phimosebeförderte Onanie nicht mehr so leicht einzuschätzen, wie beim Kleineren! In welche Besorgtheit wären die Eltern da nicht erst gejagt worden —! Hätten wir aber noch länger

mit der Operation zugewartet, solange, bis Max groß genug wäre, um eine Fixierung seines Kastrationskomplexes durch die Operation nicht befürchten zu müssen — hätte sich da nicht eben aus seiner Phimose wieder eine Reihe von anderen Störungen und Schwierigkeiten für ihn ergeben?

Wäre Max nicht weiberscheu geworden, sexualscheu überhaupt, da ihm so leicht Anlaß von schmerzhaften Empfindungen wird, was für andere nur eine Quelle der Triebbefriedigung ist?

Doch — genug mit den „Wenn" — wir können sie gar nicht alle überblicken und wir wollen auch nicht, das hieße den Rahmen dieser Betrachtungen sprengen. Hier sei nur das Wichtigste festgehalten, das für den Erziehungsberater und für den Arzt auf alle Fälle gesagt werden kann zum Kapitel „Phimoseoperation":

1. Jede Operation birgt bestimmte Gefahren für die psychische Weiterentwicklung des Kindes in sich. Es bedarf sorgsamster Erwägung aller Umstände, besonders der Wesenheit der Eltern, des Lebensraumes, in dem das Kind sich voraussichtlich bewegen wird, usw. um die Linie des kleinsten Risikos wählen zu können, soferne nicht überhaupt physische Gründe eine Operation in manchen Fällen unvermeidbar machen.

2. Auch für diesen Fall aber und für den Fall, daß der Arzt ansonst aus irgendeinem Grunde für die Operation entscheidet, läßt sich allerhand tun, um schädigende Wirkungen fernzuhalten oder zu vermindern. So hätte zum Beispiel im Falle Max eine geschickte Vorbereitung des Kindes auf die Operation, eine nachherige Verarbeitung seines Schrecks im psychologisch richtigen Sinn, manches geändert. Vor allem darf man solche Kinder nie dem Risiko der Beschämungssituation durch die Kameraden aussetzen, sondern muß sie, da sie den Situationen kaum entgehen werden, entsprechend vorbereitet in die Gefahr entlassen. Hätte Maxens Vater, statt selbst im — gutgemeinten — Scherze über seine

„Verschandelung" zu spotten, dem Jungen die Natürlichkeit, Bedeutungslosigkeit und rein physische Notwendigkeit der seinerzeitigen Operation nicht nur erklärt, sondern sich auch selber dieser Erklärung gemäß verhalten, so wären spätere Beschämungserlebnisse wenigstens rasch greifbar und in ihrer Wirkung auf ein Minimum reduzierbar geworden. Man hätte seine Lage auf jene Schädigung reduzieren können, die etwa das sonst durch ein Gebrechen dem Spott durch andere Kinder ausgesetzte Kind in Kauf nehmen muß. Mit einem Wort: Die Operation selbst ist natürlich keine Angelegenheit der Psychologie, die Frage ihrer Ansetzung kann es werden. Auf alle Fälle aber gehört neben den Arzt der Psychologie, vorher und nachher. Soviel müßte der A r z t davon wissen, daß er mit seinem Schnitt Probleme nicht gelöst hat, ohne neue, noch viel schwierigere zu stellen, deren er nicht mehr Herr werden kann. Vielleicht gilt das übrigens für viele andere Operationen auch.

Der Erziehungsberater wird bei der Feststellung „phimoseoperiert" ohne weitere Untersuchung folgendes als in allen Fällen gesichert annehmen dürfen:

1. Bedenkliche Stärke des Faktors „Gd" (pathogenes Gewicht der „Disposition" zu Störungen in der Richtung des Kastrationskomplexes). Der Faktor wächst, je mehr die Operation in die Nähe der frühinfantilen Zeit gerückt ist.

2. Alle „Erlebnisse" in der Linie des Kastrationskomplexes sind mit einem viel stärkeren „pathogenen Gewicht" anzusetzen, als bei allen anderen Kindern. Denn die Operation hat das pathogene Gewicht der Disposition hinaufgeschraubt, die der Operation vorhergegangene Zeit der gesteigerten Onaniekonflikte hat außerdem den Erlebnisboden entsprechend vorbereitet.

3. Die Frage nicht nur der Sexualeinschätzung, sondern auch des Verhaltens der Eltern in den Fragen der Aufklärung sind mit viel mehr Sorgfalt zu unter-

suchen und höher zu bewerten als bei anderen Kindern. Wo sonst ruhig zugewartet werden könnte, tut hier rechtzeitiges Zugreifen not, die Heranziehung der Eltern zur Miterziehung ist hier wichtiger als sonst.

4. In den Erziehungsmaßnahmen ist allen Lehrern und Erzieherpersonen von der Verwendung „scharfer" Methoden abzuraten, der Fehler zu großer Laxheit kann bei diesen Kindern eher riskiert werden, als das umgekehrte Extrem.

5. In der Beratung selbst kann der Berater auf das sexuelle Thema direkt zusteuern, mehr als sonst üblich ist, die Besprechung der Operation selbst bietet — als harmloses „körperliches" Datum — die geeignetste Handhabe zur Aufrollung des Onanieproblems, das sonst bei diesen Kindern schwer und spät greifbar wird. Max gab unumwunden seine frühinfantile Onanie Preis und gestand seine genitale Berührungsangst, sobald die Operation zur Sprache kam, während er vorher dem Onaniethema, so deutlich es auch in den Berichten aus den Schulphantasien anklang, mit großem Mißtrauen ausgewichen war.

Was die Operation an Erschwerungen bietet, das macht sie teilweise in der Behandlung wieder gut, indem sie als „physische Tatsache" so manches Bedenken erspart, das sich sonst als „Widerstand" fühlbar gemacht hätte. Was für die Wirkung der Erzählung von Maxens Fall auf den Zuhörer gilt, das gilt scheinbar ein wenig auch für die Behandlung selbst. Zum Schlusse sei nur noch einmal unterstrichen: was hier an Punkten zusammengestellt ist, ist für den analytisch nicht geschulten Erziehungsberater gedacht. Für den Analytiker hätte es dazu nur eines Punktes bedurft. Alles übrige folgert sich daraus für ihn von selbst.

Don Quijote und Donquijotismus

Von Helene Deutsch, Wien

Vorgetragen am XIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Luzern (26. bis 31. August 1934) und erschienen in „Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen", Band XX, 1934.

Meine Damen und Herren!

Wenn ich das Epos über Don Quijote als Krankengeschichte eines Geisteskranken behandeln sollte, würde ich ihr folgende Anamnese vorausschicken. Alonso Quijano, ein kleiner Edelmann in der spanischen Provinz La Mancha, verliebte sich als überreifer Mann in Adonza Lorenzo, die Bauernmagd aus Toboso. In dieser Liebesbeziehung war unser braver Mann kein großer Held. Im Laufe von zwölf Jahren, in denen sein ganzes Herz von Liebessehnsucht erfüllt war, wagte Alonso kaum viermal, in das Antlitz der Ersehnten zu schauen, und schien jedesmal von einer solchen Schüchternheit und Angst befallen gewesen zu sein, daß es zu einer männlichen Werbung kaum kommen konnte. Umsomehr entflammte sich seine Phantasie und spiegelte ihm als Ersatz für die sichtlich stark gestörte Potenz die kühnsten und aktivsten Beweise seiner Männlichkeit vor.

Die spärliche Lebensgeschichte Alonsos zeigt uns, daß schon die Wahl seines Liebesobjektes manches von seinen Schwierigkeiten erklären dürfte. Die brave Magd von Toboso war ihres Zeichens eine Landbrünhilde, von der die Chronik erzählt, daß sie „eine Stimme hatte für drei und Eisenstangen warf, wie der stärkste Bursch im ganzen Orte".

Dagegen erschien unser Held nicht als Siegfried. Welch Libido-Kind er war, sagt uns schon diese kurze Vorgeschichte seines Wahnsinns: ein passiv-femininer, wahrscheinlich zeitlebens Impotenter, bei dem der vorklimakterische Schub[1]) sichtlich den sexuellen Wunsch steigerte, aber gleichzeitig eine neue Welle passiver und femininer Strebungen mit sich brachte. Alonso zeigt in seiner Liebesperiode das typische Verhalten eines Knaben in der Frühpubertät. Im späteren Wahn ist so vieles direkt der Pubertät entnommen, der tiefe Ernst seiner Handlungen ist so häufig eine Kopie der Knabenspiele, daß trotz der gewaltigen Stürme der Regressionen, die sein Seelenleben bedrängten, die nie überwundene, aufrechterhaltene Pubertät immer noch das Leitmotiv abgibt.

Enttäuscht, beschämt, erniedrigt, in einer Orgie von Minderwertigkeitsgefühlen, zieht sich Alonso vom Leben zurück, und in wahrscheinlich angstvollen und depressiven Tagen und Nächten verliert sich allmählich seine reale Persönlichkeit. In der Phantasietätigkeit, die die Realität verschwinden läßt, wird an Stelle des sterblichen Alonso der unsterbliche Don Quijote geboren.

Alle Fäden, die einst Alonso mit dem Außenleben verbunden hatten, sind durchschnitten. Adonza wird verlassen, aber in Anlehnung an ihr reales Bild entsteht die herrliche Prinzessin Dulcinea von Toboso, das vollkommenste Wesen der Welt. Es ist anzunehmen, daß sich schon in den vergangenen zwölf Jahren der unglücklichen Liebesgeschichte die überschätzende Verklärung der Geliebten auf Kosten des eigenen Ichs unseres Helden langsam entwickelt hatte. Dulcinea wird dann zu einem Teil des großen narzißtischen Restitutionsgebäudes, in das Don Quijotes Unsterblichkeit einzog.

---

[1]) Don Quijote ist zu dieser Zeit 50 Jahre alt.

Mit dem Aufgeben des realen Objektes kommt es zu einer Verdrängung sämtlicher Triebtendenzen. „Hast du je irrende Ritter essen gesehen?“ lautet jene Frage, deren Verneinung den ganzen asketischen Habitus Don Quijotes veranschaulicht. Nichts, was triebhaft-menschlich ist, darf ihm nahestehen. Die Liebe und Treue zu Dulcinea hält Wache vor der Sexualität und ermöglicht ihre so vollkommene Verdrängung. Sogar die primitivsten analen Bedürfnisse unterliegen der Askese, wofür sich in mehreren tragikomischen Situationen ein deutlicher Beweis findet.

Alle seelischen Besetzungen, angefangen von primitivsten Triebtendenzen bis zu jenen Energien, die das Ich mit der Realität in Verbindung bringen, ziehen sich zurück und stauen sich im Ich zu einer einzigen narzißtischen Macht. Es scheint, daß der Auftakt dazu eine Überkompensierung auf die schwere Enttäuschung seines Liebeslebens war und daß die Phase der schweren Introversion dazu diente, durch Phantasietätigkeit alle jene Entbehrungen zu entwerten, die ihm die Außenwelt einerseits, seine gehemmte Männlichkeit andererseit auferlegt hatte. Seinen narzißtischen Bedürfnissen konnte sichtlich eine einfach polternde Aktivität und seine ganz bedeutende Intelligenz nicht genügen. Denn allmählich verläßt seine Phantasie die aktuelle Objektwelt und die schwere narzißtische Stauung wirft ihn zurück in eine tiefinfantile Vergangenheit. Das schwer beleidigte und entwertete Ich gibt sich selbst zugunsten eines nun entstehenden Ich-Ideals auf, so ganz, daß jene Spannung, die notwendig ist, um die Kritik *an sich selbst* aufrechtzuerhalten, verschwindet. Jetzt kann sich Don Quijote restlos im Besitze aller jener Mächte und Eigenschaften fühlen, die sein Ich-Ideal von ihm verlangt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß *in diesem Prozeß der Verarmung des Ichs zugunsten des Ich-Ideals auch die Realitätsprüfung*

eine Einbuße erfährt. Denn sichtlich hat jene kritische Instanz, die aus der Spannung zwischen Ich und Ich-Ideal entsteht, einen besonders wichtigen Anteil an jenem Vorgang, den wir Realitätsprüfung nennen. Nur das sozialisierte Ich-Ideal, dasjenige, das in der realen Außenwelt nach Identifizierungsmöglichkeiten sucht und sich selbst an den Werten der Außenwelt mißt, wird auch seinen Beitrag zur Realitätsprüfung liefern können. Ein Ich-Ideal, das seine Existenz dem Rückzug der objektlibidinösen Kräfte so weitgehend verdankt, wie es bei Don Quijote der Fall ist, steht schon außerhalb jeder Realitätsanpassung.

Kaum eine andere Dichtung der Weltgeschichte hatte den tragischen Vorgang des narzißtisch bedingten „Weltunterganges" mit einer so gewaltigen Intuition begriffen und beschrieben wie Cervantes in seinem Don Quijote.[2])

Mit dem Verlust der Objektwelt zieht sich Don Quijote durch Identifizierung in die sonst überwundene, in seiner lügenhaften Verklärung bereits entwertete Ritterzeit zurück. Wir verstehen, daß hinter der historischen Vergangenheit eine individuelle verborgen ist.

Als Don Quijote von seiner langjährigen Reise in das Reich der Phantasie in die Realität zurückkehrt, unter-

---

[2]) Vgl. Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides), Ges. Schriften, Bd. VIII. Was hier die dichterische Intuition geschaffen, hatte dort die geniale wissenschaftliche Beobachtung entdeckt. Der Wahn des Paranoikers Schreber und die unsterblichen dichterisch erfaßten Phantasien Don Quijotes kommen aus denselben Quellen des verdrängten Seelenlebens: das Epos und das Wahngebilde bauen auf den Trümmern der aufgegebenen Realwelt eine mehr befriedigende phantastisch-wahnhafte auf.

liegt dieselbe bereits einem Wiederaufbauvorgange. Sie ist ja jetzt identisch mit jener Welt, die Don Quijote aus den Büchern kennengelernt hat. In seiner neuen Knabenzeit vertiefte sich der Fünfzigjährige so sehr in die Ereignisse der Ritterzeit, daß sie ihm zu einer gegenwärtigen Welt wurde. Die mutigen Helden jener Zeit machte er sich zum vorbildlichen Ideal, durch das er sein früheres Ich ersetzt.

Infolge des Unterganges der Realwelt findet Don Quijote keinen Rückweg mehr aus den phantasiereichen Ritterspielen und aus der ganzen imaginären Zauberwelt, die sonst der Knabe zugusten der Realität aufgibt. Statt dessen begibt sich unser Held in seinem Wahne in noch weiter verschollene Tiefen, in das Erlebnis der Magie, durch die das kleine Kind — wie der Primitive — selbst die Dinge der Welt verzaubert und an diese Verzauberung glaubt. Erinnert Don Quijotes Verrücktheit nicht an das spielende Kleinkind, dem das aus Papier selbstgeschaffene Pferdchen vielleicht wirklicher erscheint als das reale? Ist etwa Don Quijotes Glaube an sein Ich-Ideal nicht gleichzusetzen der größenwahnsinnigen Selbstherrlichkeit des Kindes?

Mit welcher genialen Intuition der Schöpfer Don Quijotes die Genese des Wahngebildes erkannt hat, ergibt sich aus folgenden Situationen:

Zweimal im Laufe seiner Verrücktheit gibt Don Quijote sein Wahngebilde auf. Einmal, als ihm Sancho Pansa — in bewußtem Lügengeflunker — verspricht, die Dulcinea in realer Weise vorzuführen. Da erwachen in der Erwartung der phantasierten Geliebten auf alten Erinnerungsspuren wieder lebendige Gefühle für j e n e, die früher Adonza war. Was die narzißtische Magie vermochte, wird durch die Macht der Objektliebe entzaubert. Die Sehnsucht nach dem realen Objekt durchbricht den Wahn und mit seinen wahnbefreiten Augen blickt Don Quijote an jene Stelle im Walde, wo er den

Zauber der Dulcinea erleben sollte und die Gestalt der realen Adonza erwünschte. Was er aber zu sehen bekam, war nur eine häßliche, fremde Magd, die ihm Sancho Pansa vorgeschoben hatte.

Ein zweitesmal ist es das reale Erlebnis der Todesnähe, die den Wahn von der narzißtischen Unsterblichkeit zerbricht.

Don Quijote dünkte sich in seinem narzißtischen Übermut unsterblich und hatte in diesem Wahn den Mut des kleinen Kindes, das den Gefahren trotzt, weil es ihre Bedeutung nicht kennt. Die empfundene Realität des nahenden Todes, die Aussöhnung mit dem Unabwendbaren, bewirkt die Rückkehr Don Quijotes zur Wirklichkeit und läßt so seinen Tod zu einem erschütternden Erlebnis der Dichtkunst werden.

Ein bescheidener Raum bleibt mir für das Schattengebilde Don Quijotes, Sancho Pansa, übrig.

Die Tragik Don Quijotes wird erst voll verständlich an der Komik Sancho Pansas. Lebt Don Quijote im purifizierten Ich-Idealismus seines Wahnes, so bildet Sancho Pansa eine Brücke zur Realität, als ein abgespaltener Teil Don Quijotes, ein Stück der Triebbejahung und Realitätsanpassung. Die dürre Askese Don Quijotes hätte ihn längst in den Tod getrieben, wenn die dicke, mütterliche Triebbejahung Sancho Pansas nicht seine Wege begleitet hätte. In klinischer Terminologie ist Sancho Pansa ein von Don Quijotes Wahn „Induzierter". Die Rolle Sancho Pansas als Verkörperung von Don Quijotes Trieb- und Realitätsbejahung besteht eben darin, sich mit dem Wahn Don Quijotes zu identifizieren und diesem Wahne ein Stück Realitätswert zu verleihen. Er ist es wohl, der um die leiblichen Genüsse Don Quijotes sorgt. Durch seine eigene Gefräßigkeit drängt er Don Quijote zu realen oralen Befriedigungen und durch eigenes ergötzliches Interesse an analen Vorgän-

gen zeigt er sich auch um die exkretorischen Vorgänge seines Herrn besorgt. Vor allem aber und in erster Linie schafft er die Verbindung zur Realität dadurch, daß er an Don Quijotes Wahnidee glaubt, wenn sich auch dieser Glaube — zur weiteren Betonung der intensiven Realitätsanpassung Sancho Pansas — nur auf jene Teile des Wahnes bezieht, die ihm, Sancho Pansa, reale Vorteile zu bringen versprechen. Von allen Doppelfiguren, die die Weltliteratur und die bildende Kunst zur Darstellung von Gegensätzlichkeiten im Menschen, die sich zu einer Einheit ergänzen, benützt hat, ist die des asketischen Don Quijote und des primitiv-triebhaften Sancho Pansa vielleicht die am meisten plastische.

Wäre übrigens Don Quijote imstande gewesen, sein Ich-Ideal einer genügend großen Zahl von Sancho Pansas zu induzieren, so würde er aus einem Narren zu einem Helden und Führer geworden sein.

Dazu wäre es allerdings notwendig gewesen, daß er neben seinem hochgeschraubten asketischen Ideal auch der Triebbefriedigung, insbesondere der Aggressionen, einen Platz eingeräumt hätte. Daß er dazu nicht fähig war, unterscheidet den Don Quijote des Epos von denen der politischen Geschichte aller Zeitepochen.

Sehr charakteristisch ist der ästhetisch-affektive Eindruck, mit dem die Umwelt auf das unsterbliche Epos Cervantes' reagiert. Die „Donquijotesken" — um ein Wort Unamunos zu gebrauchen — sehen in Don Quijote das wunderbare Vorbild eines nach der Erfüllung seines Ideals strebenden Helden. Sie sprechen ihm jene Größe und Wahrheit zu, deren die grob-reale Umwelt entbehrt. Diese Realität, unter der sie selbst leiden, erscheint ihnen schattenhaft, grau, verglichen mit dem Ich-Ideal, das sie in sich tragen. Für sie liegt das Lächerliche und Karikaturale an Don Quijote nicht an ihm, sondern an der grobsinnigen Realwelt, die nicht imstande ist, das Höhere und Ideale anders denn als

Windmühlen, Illusionen, Phantasmen zu empfinden[3]). Die Forderung dieser Idealisten an die Realität, sich ihrem narzißtischen Ich-Ideal anzupassen, statt umgekehrt jenes den Forderungen der Realwelt unterzuordnen, ist der ewige Donquijotismus der menschlichen Seele. Bei Dichtern, Künstlern, Fanatikern ist er besonders ausgeprägt.

In ganz anderem dagegen liegt der Gewinn des ästhetischen Genusses dieses Epos bei den Realitätsangepaßten. Ihre Reaktion ist gleichsinnig mit der Meinung jener Literaturhistoriker, die in Don Quijote die Erledigung einer entwerteten Vergangenheit durch humorvolle Verspottung zu sehen vermeinen. Geschichtlich betrachtet, ist hier wohl die durch Karikatur entweihte historische Vergangenheit gemeint, analytisch gesehen, handelt es sich aber um eine Vergangenheit der individuellen psychischen Entwicklung. Sind ja die idealen Forderungen, die das Ich an sich stellt, im ewigen Konflikte mit triebbejahenden Tendenzen und mit der Notwendigkeit zur Realitätsanpassung. Ihnen, den Realitätsangepaßten und Triebbejahenden, wird es zum genußreichen Triumph, das asketische Ich-Ideal durch seine Karikatur entwertet zu sehen. Diese Entwertung gilt aber eben gleichermaßen jener infantilen Vergangenheit,

[3]) Vgl. Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. „Don Quijote ist ursprünglich eine rein komische Figur, ein großes Kind, dem die Phantasien seiner Ritterbücher zu Kopfe gestiegen sind. Es ist bekannt, daß der Dichter anfangs nichts anderes mit ihm wollte, und daß das Geschöpf allmählich weit über die ersten Absichten des Schöpfers hinauswuchs. Nachdem aber der Dichter diese lächerliche Person mit der tiefsten Weisheit und den edelsten Absichten ausgestattet und sie zum symbolischen Vertreter eines Idealismus gemacht hat, der an die Verwirklichung seiner Ziele glaubt, Pflichten ernst und Versprechen wörtlich nimmt, hört diese Person auf, komisch zu wirken." (Ges. Schr. Bd. IX, S. 264.)

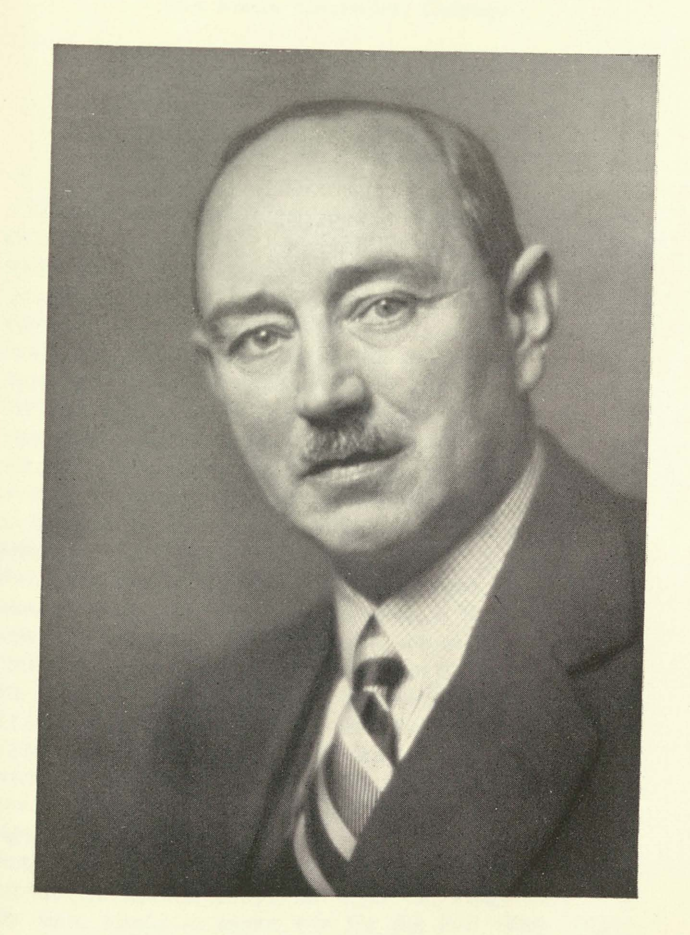
in der das Kind sich im Besitze aller Vollkommenheiten dünkte, wie auch jener Vergangenheit, in der das spätere Ich-Ideal an dem vollkommensten aller Wesen — dem Vater — gebildet wurde. Entpuppt sich ja diese Welt des Kindes, in der es an den gottähnlichen Vater glaubt, als trügerisch, sobald das Kind im Kampfe mit den eigenen Sexualstrebungen die Sexualität des Vaters entdeckt und damit dessen Idealisierung aufgibt. In dieser Deutung ist der Don Quijote eine anachronistische Karikatur des Vaters aus der unsexuellen Vorzeit des Kindes, in der er, für sich triebbejahend, dem Kinde die Askese aufzwingt.

Jede Entwertung des Vaters fließt bekannterweise in den großen Strom der Kastrationswünsche, die gegen jenen gerichtet sind. Und so ist es nicht verwunderlich, daß schon die äußere Gestalt Don Quijotes einem Traumsymbol gleicht, in dem die hager-langgezogene Figur den kastrierten Phallus darstellt.

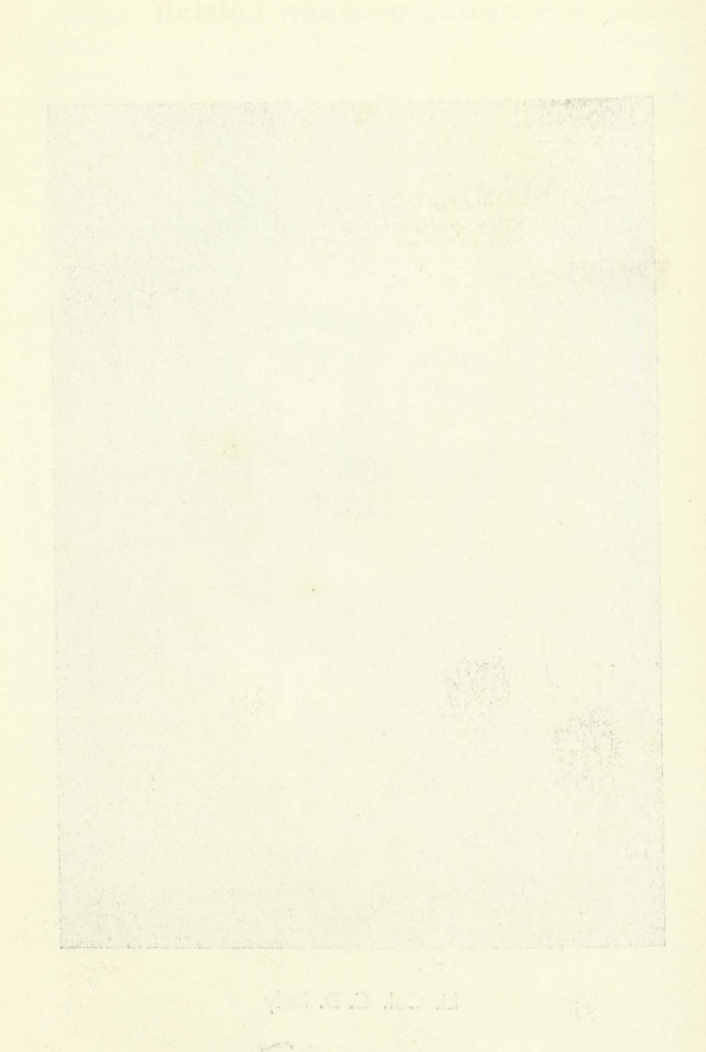
Doch auch in Don Quijotes Antithese Sancho Pansa sehe ich die spöttisch-kastrierte Vaterfigur, und zwar aus jener späteren Zeit, in der die väterlichen Forderungen an den Sohn nicht mehr idealer Natur sind, aber von ihm die nutzbringende Realitätsanpassung verlangen. In der nach Idealen suchenden Knabenzeit pflegt doch der Vater das Gepräge des satten, dicken, ungefährlichen, impotenten Philisters zu tragen.

Steht diesem Vater aber nicht jene Mutter zur Seite, der stets nur die Ideale zugänglich sind, in denen sie, mit ihm sich unkritisch identifizierend, den treuen Glauben an seine Herrlichkeit hat, die aber doch immer — aus dem mütterlichen Instinkt — die grobe, nutzbringende Realität scharf im Auge behält? Der oral stark betonte Sancho Pansa, das dicke, fressende und nährende Prinzip des Epos, der anhängliche Geselle, der in rührend-mütterlicher Weise um die exkretorischen Vorgänge Don Quijotes bemüht ist, scheint mir auch eine zärtlich-humorvolle Verspottung der Mutter zu sein.

Jedem das Seine: dem Donquijotesken Don Quijotes idealer Kampf gegen die aus Windmühlen bestehende Umwelt, dem Realisten der entwertende Triumph des Karikaturalen und allen zusammen ein Stück genußreicher Erledigung infantiler Vergangenheiten! Das ist die Unsterblichkeit Don Quijotes.



Lt. Col. C. D. Daly



Bemerkungen über Falstaff

Von Franz Alexander, Chigago

Nach einem am 8. April 1933 im Institut für Psychoanalyse in Chicago gehaltenen Vortrag, der zuerst in „The Psychoanalytic Quarterly", Vol. II, 1933, p. 592 ff. zum Abdruck gelangt ist. Übertragen von Walter Eck.

Eine Methode, die Eigenart der Menschennatur zu erforschen, kann nicht zu verläßlichen Ergebnissen führen: es ist die, Menschen über ihre eigene Persönlichkeit zu befragen. Und dennoch setzen viele ernsthafte Psychologen und Soziologen noch immer in diese Methode Vertrauen und wenden sie an, indem sie Fragebogen an Tausende von einzelnen Menschen versenden. Der Soziologe, der diese Methode anwendet, um das Vorhandensein bestimmter psychologischer Züge in Gruppen von Menschen nachzuweisen, kennt den elementarsten Charakterzug der menschlichen Natur nicht: er besteht darin, daß die Menschen sich selbst nicht kennen. Wir dürfen hoffen, daß die Handlungen der Menschen charakteristischer für sie sind als ihre Meinungen über sich. Handlungen sind in der Tat verläßlicher als Worte, und Fragebogen, die sich auf das Verhalten beziehen, würden — wenn es eine Gewähr für die Richtigkeit der Antworten gäbe — interessantere Ergebnisse liefern. Andererseits aber enthüllt die Beobachtung des manifesten Verhaltens selbst nicht die wirkliche Vorliebe des Menschen; denn zu einem großen Teil verhalten sich Menschen nicht, wie sie sich eigentlich verhalten möchten, sondern so, wie man es von ihnen erwartet. Der einzige Weg, um über die Natur des Menschen etwas zü erfahren, mag theoretisch der sein, Leute — sagen wir für die Zeit eines Jahres — auf den Analysier-Diwan zu legen, um in der analytischen Situation verläßliche Auskünfte zu sammeln;

aber unglücklicherweise kann man nicht die ganze Menschheit auf den Analysier-Diwan verpflanzen und die Grenzen, die der Anwendung dieser Methode gesetzt sind, sind wohlbekannt. Es gibt jedoch immerhin eine Situation, in der Menschen ihr innerstes Fühlen deutlicher als durch Worte oder Handlungen kundgeben: dann, wenn sie einer Theateraufführung beiwohnen oder ein Buch lesen. Wenn wir verzeichnen würden, was Menschen während einer Theateraufführung oder während der Lektüre eines Buches empfinden, würden wir vieles über ihre intimsten Eigenschaften erfahren. Der Leser eines Buches und der Zuschauer eines Schauspiels kann für das, was er fühlt, nicht verantwortlich gemacht werden. Wenn er Sympathie fühlt für den ungetreuen Ehemann, der ertappt wird, ist nicht er es, der seiner Frau untreu ist. Wenn er sich darüber freut, daß Charlie Chaplin eine wohlbeleibte Dame mit einer Nadel sticht, ist nicht er der böse Junge; und wenn er sich mit dem Helden identisch fühlt, der in eine gefährliche Lage geraten ist, ist nicht er feige. Er ist nicht verantwortlich für das, was auf der Bühne vorgeht, kann sich ohne Schaden freuen und den verschiedenen Neigungen seiner Persönlichkeit nachgeben, ohne sich einer Kritik auszusetzen. Nicht einmal sein eigenes Ich kann ihn kritisieren, da er das Schauspiel ja nicht verfaßt hat und — was noch bedeutsamer ist — niemand ist imstande, sich selbst darüber genau Rechenschaft abzulegen, was er als Zuschauer eines Schauspiels genießt: warum er im Theater lacht oder weint. Die dem Verhalten zugrundeliegenden psychischen Vorgänge sind zu einem guten Teil unbewußt.

So scheint es, daß wir, könnten wir die Reaktion der Menschen auf verschiedene Werke der Kunst und Literatur eindeutig feststellen, eine Methode besäßen, Massenexperimente auszuführen, die uns Angaben von allgemeiner Bedeutung über die menschliche Natur zu liefern vermöchten. Es ließen sich etwa folgende Pro-

bleme formulieren: Warum liebt man es, Charlie Chaplin zu sehen? Was erklärt die große Wirkung von Shakespeares Hamlet? Warum liebt man es, von den Lügen des Barons Münchhausen zu lesen? Was ist so faszinierend an der tragikomischen Geschichte des geisteskranken Don Quijote? Leider ließe sich nun die Liste der populären literarischen Charakterbilder, die auf die Menschen allgemein von Wirkung sind, da sie ihren verschiedenen seelischen Bedürfnissen entgegenkommen, beinahe ins Unendliche fortsetzen und angesichts dieses langen Verzeichnisses schwindet unsere Hoffnung dahin, jemals auf Grund dieser Methode ein vollständiges Bild der allgemeinen Züge der menschlichen Natur gewinnen zu können.

Einer der populärsten Charaktere der Weltliteratur ist Sir John Falstaff, der feige, fette und prahlerische Trunkenbold, eine der Hauptfiguren in Shakespeares Heinrich IV. Falstaffs Popularität in der Zeit der Königin Elisabeth ist dadurch gesichert, daß Heinrich IV. es vor der Folio-Ausgabe auf fünf Auflagen brachte und es darf angemerkt werden, daß, während im ersten Teil des Schauspiels die Falstaff-Szenen und die Szenen am Königshof etwa gleichmäßig verteilt sind, in dem vermutlich ein Jahr später verfaßten zweiten Teil die Falstaff-Szenen zahlreicher sind und gegenüber denen am Königshof bei weitem überwiegen. Fallstaff war ein so anziehender Charakter, daß Königin Elisabeth Shakespeare den Auftrag gab, ihm ein anderes Stück zu widmen; und auf diesen Auftrag der Königin hin schrieb Shakespeare „Die lustigen Weiber von Windsor". Vermutlich würden alle Literaturhistoriker Bernhard Alexanders Meinung teilen, der in einer seiner Studien über Shakespeare darauf hinweist, daß der Falstaff aus den „Lustigen Weibern" dem Original des Falstaff in Heinrich IV. nur von ungefähr ähnelt. Wir dürfen daher für unsere Zwecke den Falstaff der „Lustigen Weiber" außer acht lassen und uns

ausschließlich mit dem Helden des ersten und zweiten Teils von Heinrich IV. befassen.

Was ist der besondere Reiz dieser Masse von Fett, dieses feigen, prahlerischen und geschwätzigen Ritters, dieses Trunkenbolds und Leckermauls, der nicht einmal besonders witzig ist. Heinrich IV. hat nicht einen, sondern zwei Helden. Den Eindruck, den Falstaff macht, kann man nur aus seiner Verbindung mit seinem Kumpan, dem Prinzen, verstehen. Prinz Heinz zieht mit Falstaffs berüchtigter Bande umher, deren wichtigste Beschäftigung im Leben Trinken und Abenteuer sind. Sie sind nicht richtige Banditen, — dazu sind sie zu feig, — aber gelegentlich, wenn sie Geld zum Trinken brauchen, ist es nicht unter ihrer Würde, Kaufleute auf der Straße zu überfallen. In einer der Falstaff-Szenen beteiligt sich Prinz Heinz selber an einem Überfall. So beginnt er seine Laufbahn unter ungünstigen Auspizien. Er ist ein chronischer Tunichtgut zu einer Zeit, da England einen starken Thronerben braucht. Die Feudalherren stehen in offener Rebellion gegen König Heinrich, der mit ihrer Hilfe den Thron usurpiert hatte und sie beschuldigen ihn nun, daß er seine Versprechen gebrochen und seine Macht mißbraucht habe. Die geschichtliche Berufung des Prinzen Heinrich war es, die Bemühungen seines Vaters fortzusetzen, deren Ziel es war, die Macht der feudalen Herren herabzusetzen und England unter einem starken Monarchen zu einigen. Am Ende löst der Prinz auch seine geschichtliche Aufgabe. Unter Heinrich V. ist die partikularistische feudale Struktur Englands in die einer zentralistischen Monarchie umgewandelt worden und Englands internationale Bedeutung beginnt in seiner Regierungszeit. In der Schlacht von Azincourt eroberte Heinrich V. Frankreich und wurde einer der mächtigsten Könige von England.

Shakespeare benützt diesen Abschnitt englischer Geschichte für ein wohlbekanntes dramatisches Motiv. Der

böse Junge, der zuerst sorgfältig alle Hoffnungen, die man in seine Zukunft gesetzt hatte, zerstört hat, zeigt sich am Ende von seiner guten Seite. Die Volkstümlichkeit dieses Motivs ist leicht zu verstehen. Jeder hat Augenblicke erlebt, in denen er, im Kampf darum, sich seinen Idealen anzunähern, den feierlichen Entschluß gefaßt hat, ein neues Leben zu beginnen, und diese Hoffnung wird nie ganz aufgegeben und wird sicherlich neu belebt, wenn dem Helden auf der Bühne das gelingt, woran wir gescheitert sind. Prinz Heinrich vermag es zweifellos, die ungünstigen Erwartungen zu widerlegen, die seine Person betreffen. In einem dramatischen Zweikampf tötet er den berühmten Heinrich Percy, genannt Heißsporn, ein Ideal männlicher Tugenden, den edlen und heldenhaften Führer der verschworenen Lords, der ihm stets als ein Beispiel von Tüchtigkeit gegenübergestellt worden war. Heißsporn war der entschiedenste unter des Königs Feinden, unbeugsam entschlossen, die angebliche Mißhandlung seines besten Freundes Mortimer zu rächen. Prinz Heinrich hat am Ende des Stückes das unzweifelhafte Verdienst, den Thron seines Vaters gerettet zu haben.

An der gleichen Schlacht nimmt — freilich unfreiwillig — auch Falstaff teil. In jenem Augenblick, da Heinrich mit Heißsporn kämpft, trifft Falstaff auf dem Schlachtfeld auf einen anderen berühmten Krieger, auf Archibald Earl of Douglas, aber der feige Trunkenbold stürzt sofort zu Boden und rettet sich, indem er sich tot stellt. Wir können ihm sogar den kindischen Schwindel verzeihen, daß er sich den Leichnam des Heißsporn auf die Schultern lädt und später behauptet, daß er es war, der ihn besiegte. Doch ehe er wagt, den Leichnam zu berühren, durchbohrt er ihn unter Flüchen. Die symbolische Tiefe dieser Episode löst eine tiefe dramatische Wirkung aus. Das von Falstaff vertretene Prinzip ist mit dem durch Heißsporn verkörperten unvereinbar. Der kindliche, verantwortungslose „Heroismus“ Falstaffs

hat keinen größeren Feind als den aufopfernden männlichen Heroismus Heißsporns, der sein schönes junges Weib verläßt, um für seine Ideale und die Ehre seines Freundes zu kämpfen.

Wie ist es aber zu erklären, daß unsere Sympathie auch da noch an Falstaff haftet? Im Zentrum des ganzen Dramas steht die Verwandlung des Prinzen Heinrich aus einem hoffnungslosen Tunichtgut in einen Helden, aber Shakespeare läßt uns immer wieder einsehen, daß dieser Wechsel vom verantwortungslosen und harmlosen Lebensgenuß zu Verantwortung und Pflicht kein eindeutiger Gewinn ist. Seine Beschreibung der Intriguen am Hof, der Parteiungen der Peers, der Methoden, nach denen die Staatsangelegenheiten erledigt werden, rückt den Hof in kein sehr günstiges Licht. Man mag mit Recht erwägen, ob nicht Falstaffs Abenteuer und Trinkgelage relativ harmlos sind, verglichen mit der hohen Politik seines Landes. Was ist der Straßenraub der Bande Falstaffs verglichen mit dem zynischen Verrat eines John Lancaster, des Königs zweitem Sohn, der allen Rebellen volle Amnestie verspricht für den Fall, daß sie ihre Armee heimsenden. Im Vertrauen auf des Königs Versprechen entlassen sie in der Tat ihre Truppen und werden von Lancaster gefangengenommen und hingerichtet.

Kaum einen „Babitt" wird es unter den Zuschauern geben, der nicht an dieser Stelle an dem Wert der Respektabilität zu zweifeln beginnen wird. Warum sollte man die Höflinge besser beurteilen als diesen naiven und infantilen fetten Gesellen, als Sir John. Sicherlich — sie glauben an ihren Kodex der Ethik und sind davon überzeugt, daß sie höheren Zwecken dienen, wenn sie andere umbringen, aber es fällt schwer, ihre dünnen Rationalisierungen zu achten. Falstaff dagegen hat keinen Respekt vor der Staatskunst und dem Kodex der Ethik der Lords; dafür zeugt seine verachtende Bemerkung über die Ehre.

„... Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre, was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung. Wer hat sie? Er, der Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzug: und so endigt mein Katechismus".

Die doppelte Struktur des Dramas zwingt uns unausgesetzt zwei verschiedene Aspekte des Lebens abwechselnd ins Auge zu fassen, die in dauerndem Gegensatz zu einander stehen. Unser soziales Recht bewundert den Heroismus Heißsporns und identifiziert sich mit den patriotischen Bestrebungen des Königs, aber im nächsten Augenblick ist ein anderer Teil unserer Persönlichkeit nur zu bereit, Falstaffs Lebensphilosophie anzunehmen. Prinz Heinz steht mitten zwischen diesen beiden Lebensphilosophien. Sein soziales Selbst gewinnt immer mehr die Oberhand, aber sogar noch am Ende des Dramas, nachdem er auf dem Schlachtfeld bewiesen hat, daß er die Krone zu seiner und Englands Ehre tragen werde, drückt er seinen Konflikt aus — und zwar deutlicher als je zuvor.

König Heinrich, im Todeskampf liegend, die Krone neben sich auf einem Polster, schläft ein, als Prinz Heinrich eintritt (Heinrich IV., 2. Teil, 4. Aufzug, 4. Szene). Der Prinz setzt die Krone auf und ruft aus:

„Weswegen liegt die Kron' auf seinem Kissen,
Die ein so unruhvoller Bettgenoss?
O glänzende Zerrüttung, goldne Sorge,
Die weit des Schlummers Pforten offen hält
In mancher wachen Nacht! — nun damit schlafen!
Doch so gesund nicht, noch so lieblich tief
Als der, des Stirn mit grobem Tuch umwunden,
Die nächt'ge Zeit verschnarcht."

Als der König erwacht und erfährt, daß sein Nachfolger die Krone weggenommen hat, beschuldigt er den Sohn, nach Macht zu gelüsten und kaum mehr seinen Tod erwarten zu können; der Prinz aber erklärt:

„Zu Euch hier kommend, denkend, Ihr seid tot,
Und tot beinah', zu denken, daß Ihr's wart,
Sprach ich zur Kron' als hätte sie Gefühl
Und schalt sie so: Die Sorge, so dir anhängt,
Hat meines Vaters Körper aufgezehrt.
Drum bist du, bestes Gold, von Gold das schlechteste."

Wir dürfen in der Tat annehmen, daß der Prinz die Wahrheit spricht. Wir sahen die andere Seite seines Wesens in seinem ruhelosen Lebensgenuß an Falstaffs Seite. Seine Veränderung war vornehmlich seinem Pflichtgefühl zuzuschreiben und er kann kaum anders, als seinen Rang und seine Stellung als unerwünschte Last ansehen. Er ist unter dem Druck seines sozialen Selbst ein Held geworden und wird ein großer König werden, aber seine tiefsten Begierden sind durch diesen Wandel nicht gestillt. Der Monolog mit der Krone in der Hand zeigt das mit großer Deutlichkeit. Falstaff ist der Vertreter der asozialen Antriebe seines Wesens. Es scheint, daß der Prinz sich auch nach seinem Wandel nicht ganz vertraut. Er ist unsicher, ob er imstande sein wird, Versuchungen zu widerstehen und den Zustand aufrechtzuerhalten, den er mit solcher Mühe erreicht hat. Warum würde er sonst Falstaff und seine Bande unter Todesandrohung zehn Meilen weit von seiner Person verbannen? Daß Falstaff zehn Meilen von des Königs Person fort verbannt wird, um die Versuchung zu vermeiden, ist nichts anderes als eine dramatische Darstellung, dessen, was wir in der Psychoanalyse Verdrängung heißen.

Falstaffs Wirkung auf das Publikum wird jetzt ver-

ständlich. Er stellt die tiefen infantilen Schichten der Persönlichkeit dar, den einfachen unschuldigen Wunsch, zu leben und sich des Lebens zu freuen. Er findet keinen Geschmack an abstrakten Werten, wie Ehre und Pflicht, er hat keinen Ehrgeiz. Der Mensch ist nur teilweise sozial. Ein Teil seiner Persönlichkeit bleibt individualistisch und erträgt die Einschränkungen des sozialen Lebens nur schwer und gerade diese Einschränkungen mobilisieren, besonders wenn sie so einschneidend sind, daß man sie nicht ertragen kann, alle destruktiven Triebe der menschlichen Seele, etwa Unzufriedenheit, üble Gesinnung und eine negative Einstellung zur Umgebung. Das ist die Erklärung des Volksglaubens, daß Menschen, die gerne gut essen und gut trinken, — das heißt Menschen, die das Tier in sich mit Rücksicht behandeln, — freundlich und wenig boshaft sind. Das Gegenteil gilt von jenen asketischen, sich selbst einschränkenden Charakteren, die man häufig unter politischen Fanatikern und den Vertretern sozialer Doktrinen findet, denen sie ihr Leben opfern. Wie Robespierre, der fanatische Schulmeister, können sie unter der Maske des Kampfes für humanitäre Ideale Rache nehmen für alle Einschränkungen, die sie sich selbst auferlegt haben, indem sie ihre Widersacher in Massen vernichten. Es ist selten schwer, unter der dünnen Oberfläche ihrer Rationalisierungen ihre wirklichen Motive zu erkennen: Haß und Rache. Heißsporn gehört ohne Zweifel zur Kategorie dieser fanatischen Hasser. Der König bietet ihm volle Berücksichtigung aller seiner Beschwerden an, aber was er sucht, ist Kampf. Die Bedingungen, die er dem König anbietet, sind unannehmbar und sogar seine Freunde heißen ihn „trunken von Leidenschaft". Er kann die Schlacht kaum erwarten:

„... könnt ich die Stunden kürzen
Bis Kampf und Streich und Weh das Feld uns würzen."

Heißsporn ist der Exponent der Destruktion, einer Destruktion aber, die nicht ausschließlich eigennützigen Interessen dient, sondern auch kollektiven, das heißt Interessen einer Kaste. Falstaff dagegen ist die Personifikation des ausschließlich egozentrisch gerichteten Lustprinzips. Obgleich er das Gegenbild der Destruktion, das Prinzip der Libido, vertritt, so handelt es sich dabei um die primitivste Äußerung der Libido, um die ursprüngliche, auf das eigene Ich gerichtete narzißtische Libido des Kindes.

Prinz Heinrich muß in seinem Prozeß des Reifens beide Prinzipien überwinden. Als er Heißsporn auf dem Schlachtfeld besiegt, überwindet er symbolisch seine eigenen destruktiven Tendenzen. Denn indem er Heißsporn tötet, den Erzfeind seines Vaters, überwindet er die eigene gegen den Vater gerichtete Aggression. Aber er muß auch den Falstaff in sich überwinden, um ein völlig ausgeglichener Erwachsener zu werden. In der Geschichte von Prinz Heinzens Charakterveränderung beschreibt Shakespeare dramatisch den charakteristischen Entwicklungsablauf beim Manne. Zwei verschiedene affektive Probleme muß jeder im Lauf dieser Entwicklung bewältigen: Das erste betrifft die Fixierung an frühe prägenitale Formen des Trieblebens, die sich in oraler Aufnahmebereitschaft und narzißtischer Selbstverherrlichung äußert. Der alte Knabe Sir John Falstaff ist eine meisterhafte Dramatisierung einer solchen frühen affektiven Haltung. Die zweite Schwierigkeit, die überwunden werden muß, betrifft Haß und Neid, die dem Vater gelten. Heißsporn, der Rebell, der dem König nach dem Leben strebt, ist die Personifikation dieser vatermörderischen Tendenzen. Im Schauspiel finden diese inneren Prozesse einen veräußerlichten dramatischen Ausdruck. Nachdem Prinz Heinrich diese beiden inneren — im Drama äußeren — Feinde überwunden hat, wird er ein idealer König.

Bernhard Alexander gelangt in einem Essay, in dem

er versucht, Shakespeares Entwicklung auf Grund seiner Theaterstücke und der wenigen historischen Fakten, die den Dichter betreffen, zu rekonstruieren, zu dem Schlusse, daß Prinz Heinrich die eine unter allen Heldengestalten des Dichters ist, durch die Shakespeare am unmittelbarsten seiner eigenen Persönlichkeit Ausdruck zu leihen suchte. Aber er sieht in Falstaff den anderen Pol der Persönlichkeit Shakespeares.

„Nahe dem Höhepunkt seiner Produktivität schrieb er „Heinrich den Vierten" und „Wie es Euch gefällt". Seine Heiterkeit begann damals in Ernst umzuschlagen, als ob er einer glücklichen Periode seines Lebens einen Abschiedsgruß bieten wollte. Ich habe Heinrich IV. zu wiederholten Malen gelesen und aufgeführt gesehen und habe oft versucht, zu entdecken, was an Prinz Heinz so bezaubernd sei, warum er uns so nahe steht, warum wir ihn so gut verstehen, ihn so sehr lieben. Ich kann mich von dem Gedanken nicht befreien, daß Shakespeare viel von sich selbst in diese Gestalt eingefügt hat, vermutlich unbewußtermaßen, da er in das Inkognito Vertrauen hatte, das die Erscheinung eines Königs zu verbergen schien. So oft ich Prinz Heinz sah, sagte ich mir, das ist Shakespeare selbst — mehr als eine andere seiner Gestalten. Ich denke dabei natürlich nicht an seine Lebensgeschichte, sondern an die entscheidenden Züge seines Charakters. Heinrich ist eine überlegene Persönlichkeit; er wagt es, sich dem Leben hinzugeben, sich leichten Belustigungen, ja auch schlechter Gesellschaft zuzuwenden, denn er ist sicher, stets zurückzufinden. Niemand kennt ihn wirklich, am allerwenigsten sein Vater. Aber wir kennen ihn und wir vertrauen ihm. Warum schämt er sich nicht, mit einem Falstaff umherzuziehen? Man soll nicht verächtlich von Falstaff sprechen. Auf seine Art ist auch er eine überlegene Persönlichkeit, nicht etwa bloß der alte ‚miles gloriosus" (von diesem ist nur ein Teilchen in ihm), sondern eine viel universellere Gestalt, die Personifizierung der selbstvergessenen Freude am Leben, an Unterhaltung und loser Stimmung, der andere Pol der Menschennatur, der einzige witzige Held uneingeschränkter Orgien. Der Prinz versteht Falstaff besser als irgend jemand sonst, weil etwas Falstaffisches in ihm ist. Aber die falstaffischen Elemente bilden in der Persönlichkeit des Prinzen nur eine Episode, die er zu überwinden

hat: sie gehört zum Schatze dieser Persönlichkeit, der nichts Menschliches fremd sein sollte." [1])

„Am Anfang von Heinrich dem Fünften erfahren wir von Falstaffs Tod. Mit einem nachdenklichen Lächeln gedenken wir seiner. Mit der Trockenlegung von Sumpfland schwindet viel Romantik dahin und das ist das Schicksal dieser Art von Romantik. Falstaffs Humor ist episodisch, nicht von dauernder Art; der Frohsinn einer Nacht, ein helles Auflachen, nach dem unsere Seele wie unser Antlitz traurig sind. Der König ist tot. Lang lebe der König. Falstaff ist tot und die Herrschaft des Verstandes hat seine Stelle angenommen... Aber es wäre nicht ganz korrekt, zu behaupten, daß es in Shakespeare einen Falstaff und einen Prinzen gäbe, denn in ihm ist das falstaffische Element mehr ein Erlebnis als ein konstitutiver Teil der Persönlichkeit." [2])

„Wer blickt nicht zuweilen mit Neid und Sehnsucht auf Falstaff? Wer hat nichts von Falstaff in sich selbst? Wer würde nicht von Zeit zu Zeit wünschen, wie er zu leben, sich selbst zu sonnen, sich gehen zu lassen, seinen eigenen überschüssigen Energien die Zügel schießen zu lassen, die Ketten der Welt abzuwerfen, den Beruf, Sorgen und Lebensarbeit zu vergessen. Wir wachen früh genug auf und sehen ein, daß das so schwierig auszuführen ist und da kommt uns Falstaff zu Hilfe. Es gibt keinen besseren Mentor zu diesem Zwecke." [3])

Beim Versuch, Shakespeares Persönlichkeit zu rekonstruieren, schreibt Bernhard Alexander:

„Sicherlich vermochte er es, sich sehr zu unterhalten. Die Angaben der „Mermaid Tavern" sind verläßlich. Das war das Gasthaus der Literaten, das Heim der Autoren und Schauspieler; dort feierten sie ihre Trink-Orgien. Es ist ebenso unmöglich, Falstaff zu erfinden, wie ihn auf Grund reiner Beobachtung von außen zu schaffen. Falstaff lebte in Shakespeare wie Shakespeare in Falstaff lebt. Obgleich Falstaff eine unabhängige Persönlichkeit wurde, ist er doch die Projektion von dem, was als schnell vorübergehender Ausbruch aufgehäufter Spannungen in Shakespeare lebte.

---

[1]) Bernhard Alexander, Shakespeare, Budapest, Franklin & Co., p. 393 ff.

[2]) L. c. S. 161.

[3]) L. c. S. 197.

Vielleicht war Shakespeare dem Prinzen Heinz noch ähnlicher. Eine große Knabenhaftigkeit war in ihm, aber auch hoher Ernst.“ [4])

Es ist interessant, daß der Literaturforscher vor Freud geneigt war, die falstaffischen Elemente eher als Ausbrüche zeitweiliger Spannungen anzusehen, als als dauernde und integrierende Teile der Persönlichkeit. Nach unserer Analyse sind wir geneigt, zu sagen, daß Shakespeare im Prinzen Heinrich wenn nicht den Ausdruck seines wirklichen Selbst, so doch den höchst idealisierten Ausdruck seiner eigenen Persönlichkeit, mit anderen Worten den erfolgreichsten Versuch einer Lösung seiner inneren Probleme geboten hat. Sein Vaterkomplex fand in Hamlet eine neurotische Lösung. Hamlet kann sich nicht entschließen, den Geliebten seiner Mutter zu töten — aus unbewußtem Haß gegen den Vater.

In der Kronen-Szene in Heinrich IV. ist die Selbstkrönung des Prinzen nicht mehr eine einfache Ödipustat, sondern ein echtes Opfer.

Das Erben der väterlichen Machtstellung bedeutet nicht die Befriedigung eines Wunsches — eher eine Pflicht, die der Prinz tatsächlich ehrlich erfüllen will, die ihm aber keine Begeisterung einflößt. Es liegt Aufrichtigkeit darin, daß er die Krone „Das Übergold“ nennt.

Aber Heinrich IV. ist nicht nur eine dramatische Lösung von Shakespeares Ödipus-Problem; daneben ist es vielleicht noch mehr ein Versuch, sein Falstaff-Problem zu lösen. Das aber scheint schwieriger zu sein. Der König verbannt Falstaff, aber Shakespeare verspricht im Epilog des Dramas den Führern die Wiederauferstehung dieser Seite seines Selbst, auf die er offenbar nicht so leicht verzichten kann.

„Noch ein Wort mögt ihr mir gestatten. Wenn ihr nicht allzusehr von fettem Fleisch übersättigt seid, so denkt unser ergebener Verfasser, die Geschichte fort-

---

[4]) L. c. S. 409.

zusetzen, und zwar mit Sir John darin, und euch mit der schönen Katharina von Frankreich zu ergötzen; darin soll, soviel ich weiß, Falstaff sich zu Tode schwitzen, wenn ihn nicht zuerst schon ein hartes Urteil ums Leben gebracht hat."

Nach der Tradition war es die Königin, die Shakespeare den Auftrag gab, ein neues Stück mit Falstaff als Hauptfigur zu schreiben. Aber es scheint, daß Shakespeare bereit war, auch ohne Anstoß von außen, Falstaff wieder zu beleben. Es scheint schwieriger zu sein, auf die Falstaffsche Seite der menschlichen Natur zu verzichten, als auf alles andere. Ist es überhaupt möglich? Sie stellt die tiefste Seite der menschlichen Natur dar, das Prinzip des Eros in seiner ursprünglichsten Form, als Narzißmus.

Der unzerstörbare Narzißmus Falstaffs, der durch nichts erschüttert zu werden vermag, ist der stärkste Faktor in seiner Wirkung auf uns. Diese Selbstzufriedenheit ist nicht störend und herausfordernd, da keine Sophisterei in ihr ist, und wir fühlen, daß Falstaff nicht ernsthaft an alle seine angeblichen Verdienste glaubt. Er ist kindisch und offenherzig; es gibt keine psychologische Situation, gleichviel wie degradierend sie für Falstaff sein mag, aus der er sich nicht losmachen kann, aus der er nicht mit unerschütterter Selbsteinschätzung hervorgeht. Nach dem Straßenraub verkleiden sich der Prinz und Mitglieder von Falstaffs Bande und greifen Falstaff und den Rest der Bande an und nehmen ihnen ihr Geld ab. Falstaff läßt das Geld im Stich und läuft um sein Leben. Aber als der Prinz ihn wegen seines feigen Verhaltens und seiner angeblichen Heldentaten aufzieht, hat Falstaff eine Antwort zur Hand:

„Beim Himmel, ich kannte Euch so gut wie der, der Euch gemacht hat. Laßt Euch sagen, meine Freunde: kam es mir zu, den Thronerben umzubringen? Sollte ich mich gegen den echten Prinzen auflehnen?"

Diese primitive Art zu lügen und dieser unbedenkliche Gebrauch jeder Methode, die geeignet ist, den Schein

zu wahren, diese Mentalität eines drei oder vier Jahre alten Kindes im Körper des fetten alten Mannes, dieses ungestörte Vertrauen in die eigene Vollkommenheit hat etwas außerordentlich Erfrischendes an sich. Natürlich weiß Falstaff gleichzeitig, daß sein angeblicher Mut, seine Tugenden und seine Vollkommenheit phantasiert sind, aber seine Stärke ist gerade darin gelegen, daß die Phantasie die Stelle der Wirklichkeit einnehmen kann. Die Wirkung Charlie Chaplins ist in dieser Hinsicht der des Falstaff sehr ähnlich. Ein günstiges Geschick hilft Charlie Chaplin über alle Art äußerer Hindernisse hinweg. Das Kind in uns klatscht ihm Beifall, das Kind, das nur einen Grundsatz kennt: zu leben, und das äußere Hindernisse anzuerkennen nicht geneigt ist. Da das Kind aber faktisch außerstande ist, irgendwelche äußere Einflüsse zu überwinden, nimmt es seine Zuflucht zu phantastischer, größenwahnsinniger Selbsttäuschung. Die Verbindung dieser kindlichen Haltung mit der stillen Einsicht in ihren phantastischen Charakter bildet das Geheimnis des nie fehlenden Reizes dieser Figuren. Der naive Narzißmus des Kindes an einem Erwachsenen wirkt unleidlich. Aber wenn sich mit der kecken Selbstgefälligkeit Einsicht verbindet und die Hingabe an das kindliche Verhalten den Charakter des Spiels annimmt, ist unsere Verzeihung sofort gesichert und unser Vergnügen ist frei von jeder Einmischung der höheren kritischen Schichten unseres Ichs.

Dieses höhere Verständnis und diese verzeihende Haltung sich selbst gegenüber ist — wie Freud gezeigt hat — grundlegend für jenes Phänomen, welches wir „Humor“ nennen. Aber Falstaffs Selbstzufriedenheit ist ein Stück offener und infantiler als die höhere selbstversprechende Haltung im eigentlichen Humor. Sie ist roher als was wir gemeinhin Humor nennen und wir nehmen keinen Anstoß an ihr nur wegen des Gegensatzes zwischen der Haltung Falstaffs, dem destruktiven Heroismus des Prinzen und Heucheleien des Hofs. Wenn Fal-

staff die Hauptfigur des Dramas wäre, könnten wir uns an dieser dramatischen Art von Humor nicht so ungestört erfreuen und in den „Lustigen Weibern von Windsor“, wo Falstaff die führende Gestalt ist, ist seine Wirkung in der Tat weniger künstlerisch.

Der narzißtische Kern der menschlichen Persönlichkeit, den Falstaff uns darstellt, macht es verständlich, daß Shakespeare den Falstaff dreimal wieder auferstehen ließ: Falstaff, der auf dem Boden des Schlachtfeldes liegt, steht wohlbehalten auf, als sein Freund verschwindet, Falstaff wird am Ende des Dramas verbannt, aber Shakespeare belebt ihn in dem Epilog von neuem; er wird nochmals in Heinrich V. erwähnt, und obgleich er in diesem Stück endgültig stirbt, ist doch nicht alles zu Ende. In den „Lustigen Weibern“ ist er neu auferstanden.

Es gibt ein Experiment der Natur, nach welchem biologisch getrennte Individuen imstande zu sein scheinen, auf ihre Individualität in einer einzigartigen Weise zu verzichten. Das ist der mysteriöse Staat der Termiten. Diese kleinen, weichen, ameisenartigen Lebewesen leben in einem Nest aus solider Substanz, die nur Dynamit zerstören kann. Sie besitzen eine vollkommene soziale Organisation. Außer der Königin gibt es drei anatomisch differenzierte Typen von Termiten: die arbeitenden, die kämpfenden und die sexuell tätigen. Die Arbeiter und Soldaten haben keinerlei Sexualleben. Das Dasein dieser Lebewesen verläuft mit mathematischer Präzision.

Wenn es ihren Feinden, den Ameisen, gelingt, in ein Nest einzubrechen, erscheinen die Soldaten an der Einbruchstelle und nehmen den Kampf auf. Der Leib der Soldaten besteht hauptsächlich aus schrecklichen Kiefern, die sich automatisch öffnen und schließen. Andere Soldaten haben Drüsen, die sie wie Maschinengewehre verwenden; sie spritzen eine Flüssigkeit aus, die die Feinde vernichtet. Während des Kampfes bauen die

Arbeiter im Rücken ihrer eigenen Soldaten eine neue Mauer auf. So sind die Krieger zum Tode verurteilt. Ihre Aufgabe ist es, zu kämpfen und die Feinde zurückzuhalten, bis die Arbeiter Zeit hatten, die neue Befestigung zu schaffen.

Die Mitglieder dieses Staates sind voneinander durchaus — auch biologisch — abhängig. Die Soldaten etwa müssen durch die Körperausscheidungen der Arbeiter ernährt werden; sie können sich nicht selbst „erhalten". Man kann die Termiten kaum für unabhängige Individuen halten; sie stellen eine Übergansform zwischen Zellen und individuellen biologischen Einheiten dar.

Einmal im Jahr, im Frühling, schwärmen die sexuell Tätigen aus dem Nest aus. Nachdem sie das Nest zum Hochzeitsflug verlassen haben, haben sie nur mehr wenige Stunden zu leben; sie fallen zur Erde und sterben. Man nimmt an, daß die Befruchtung stattfindet, wenn zufällig zwei schwärmende Gruppen, die zu verschiedenen Nestern gehören, einander im Flug treffen. Zur Zeit des Hochzeitsfluges kann man im Nest große Erregung beobachten. Alle Krieger und Arbeiter nehmen an einem rhythmischen Tanz teil, einer Art von Hin- und Herbewegung. Das stellt den Rest des Sexuallebens der asexuellen Typen dar.

Der Hochzeitsflug und dieser zeremonielle Tanz dürfen daher als ein gemeinsamer Sexualgenuß der ganzen Gruppe angesehen werden, die eigentliche Sexualität aber ist das Vorrecht einer relativ bescheidenen Kaste.

Hier haben wir das Beispiel einer vollkommenen sozialen Organisation, bei der die Individuen kein Privatleben haben und alle ihre Funktionen und Energien dem Staate dienen. Hier ist eine Gemeinschaft, in der der Staat nicht dem Wohlergehen der Individuen gilt, aber die Individuen für den Staat leben, der eine höhere biologische Einheit zu bilden scheint, vergleichbar dem menschlichen Körper, in welchem die einzelnen Zellen

kein Eigenleben haben, sondern voneinander abhängen und für das Wohl des ganzen Körpers arbeiten.

Ist das die Zukunft der Menschenart, die anscheinend in steigendem Maße mechanisierter sozialer Organisation zutreibt? Der Staat der Termiten erscheint uns als grauenhafter Alpdruck. Von diesem Alpdruck befreit uns Falstaff, die Apotheose des selbstgenügsamen, sorglosen Individuums. Solange wir ihm zujubeln und ihn wieder und immer wieder zu sehen verlangen und von unseren Dichtern erwarten, daß sie ihn immer neu schaffen, in tausend verschiedenen Arten, sind wir vor dem Schicksal der Termiten geschützt. Unser Beifall zeigt, daß jener Teil unserer Persönlichkeit, der für die Souveränität des Individuums eintritt, noch stärker ist, als unser Drang zum Kollektiv. Es ist schwer, anzugeben, ob die dynamische Struktur der menschlichen Persönlichkeit im Begriffe ist, sich in der Richtung auf einen stärker kollektiven Typus Mensch hin zu verändern, aber wir dürfen uns mit der Einsicht trösten, daß, wenn die kollektiven Kräfte die Oberhand in uns gewinnen sollten, wir den Verlust der Souveränität des Individuums nicht beklagen werden, da wir aufgehört haben werden, zu verstehen, was sie bedeutet.

Ich hatte einmal die Gelegenheit, F r e u d um seine Meinung über die möglichen kollektiven Kräfte der menschlichen Natur zu befragen. Ich erwähnte das Beispiel des Termitenstaates. Ich kann seine Antwort nicht wörtlich anführen, aber ihr Inhalt war etwa der folgende: Die Termiten gehören wohl zu den schwächsten biologischen Lebewesen. Sogar die Ameisen, die einen harten, gepanzerten Leib haben, können diese weichen und hilflosen Geschöpfe zerstören. Die äußere Gefahr ist die Kraft, die die Lebewesen zwingt, kollektive Organisationsformen anzunehmen; gegenseitige Hilfe und Arbeitsteilung befähigen sie, die Gefahr zu überwinden.

Warum sollte der Mensch, der sich für die Krone der Schöpfung hält, der unter den Lebewesen keinen

ernsthaften Feind hat, — außer seinen Mitmenschen, — sich einem ähnlichen Verzicht auf seine Individualität unterwerfen? Der Mensch besteht aus Zellen, die auf ihre individuelle Unabhängigkeit zu Gunsten des Ganzen schon ganz verzichtet haben. Diese neue, höhere Einheit, der zusammengesetzte menschliche Zellenstaat, scheint ein so erfolgreiches Experiment der Natur zu sein, daß Hoffnung besteht, daß es imstande sein wird, mindestens bis zu einem gewissen Grad die Unabhängigkeit des Menschen zu verbürgen und ihm zu erlauben, dem Schicksal der Termiten zu entgehen.

Das magische Denken bei den Primitiven

Von Marie Bonaparte, Paris

Anfang 1934 hat die „Revue française de Psychanalyse" ein Heft dem Gegenstande „La pensée magique" gewidmet; es enthält u. a. Arbeiten von Marie Bonaparte, R. Laforgue, G. Leuba, H. Codet. Wir bringen im Nachfolgenden Auszüge aus den Arbeiten von M. Bonaparte („La pensée magique chez le primitif") und H. Codet („La pensée magique dans la vie quotidienne") in deutscher Übersetzung von Georg Hoppe.

Nur mit einer gewissen Scheu eröffne ich unsere heutige Vortragsreihe über die Magie. Wir behandeln damit eines der ausgedehntesten Gebiete, die es gibt: die Magie ist nichts weniger als eine der ersten Weltanschauungen, die sich die Menschen geschaffen haben.

Vorerst möchte ich Ihnen einige konkrete Beispiele von Magie geben, die ich dem berühmten Werke Frazers „The golden Bough" entnehme.

„Die gebräuchlichste Anwendung des Gedankens der Induktion durch Ähnliches findet sich zweifellos in den allenthalben und zu allen Zeiten gemachten Versuchen, einen Feind dadurch zu verletzen oder zu vernichten, daß man sein Bild verletzt oder vernichtet. Man tut dies in der Überzeugung, daß das dem Bilde zugefügte Leid über die Person selbst dieses Leid bringt und daß die Vernichtung des einen den Tod des andern herbeiführe. Einige, aus einer großen Anzahl ausgewählte Beispiele werden vielleicht zeigen, wie weit dieser Brauch auf der ganzen Welt verbreitet ist und mit welch merkwürdiger Beharrlichkeit er sich durch die Zeitalter fortsetzt. Vor Jahrtausenden war er den Zauberern Alt-Indiens, Babylons und Ägyptens ebenso bekannt, wie denen der klassischen Zeit Griechenlands und Roms und auch heute noch greifen bösartige australische und afrikanische Wilde und sogar schottische Zauberer darauf zurück. Die Indianer Nordamerikas glauben, man brauche nur die Umrisse einer Person in Sand, Asche oder Ton zu zeichnen, oder sonst einen, den Leib des

Feindes darstellenden Gegenstand anzufertigen und das Bild dann mit einen spitzen Stock zu schlagen oder es auf eine beliebig andere Weise zu verletzen, um der dargestellten Person dieselbe Verletzung zuzufügen. Wenn zum Beispiel ein Objetway-Indianer einem anderen an den Leib will, verfertigt er eine Holzstatuette, die seinem Feinde gleicht, durchbohrt dann die Brust oder den Kopf des Bildes und glaubt, damit seinen Gegner an dem entsprechenden Körperteil zu verletzen; wenn er aber den Tod seines Feindes wünscht, verbrennt oder vergräbt er dessen Bildnis, wobei er gewisse magische Worte ausstößt. Die Indianer Perus modellierten das Bildnis eines gefürchteten oder verachteten Wesens in einem Gemenge von Fett und Mehl und verbrannten dieses Bildnis dann auf dem Wege, den der Feind gehen mußte; man nannte das: „seine Seele verbrennen". Ein malayischer Zauber ähnlicher Art ist der folgende: Man nimmt abgeschnittene Fingernägel, ausgegangene Wimpern und Kopfhaare des zum Opfer Erkorenen, ebenso Speichel und anderes, womit die einzelnen Körperteile dargestellt werden sollen; all dies wird dann mit Wachs, das nur aus einem vom Schwarm verlassenen Bienenstock stammen darf, vermengt und daraus ein Bild geformt. Diese Figur läßt man dann langsam über einer Lampe rot anlaufen, wiederholt dies während sieben aufeinanderfolgenden Nächten und spricht dazu folgendes: „Es ist nicht Wachs, was hier kocht. Dies ist die Leber, dies ist das Herz, dies ist die Milz dieses oder jenes Menschen, die ich brate." Beim siebenten Male wenn das Bildnis verbrannt ist, ist das Opfer tot."

Um dieser Magie den richtigen Namen zu geben, müßte man sie aggressive Magie nennen, weil sie die bei allen Lebewesen so mächtigen aggressiven Triebe befriedigt.

Eine andere Art Magie entspricht der Abwehr gegen eben diese Aggression: die Abwehrmagie.

So ist zum Beispiel für den Primitiven die Krankheit kein Naturgeschehen, sondern die Folge von Verwünschungen seitens der Feinde oder der bösen Geister. Ein Beispiel dieser Abwehrmagie mag die Behandlung der Gelbsucht nach den Vorschriften der Heilmagie ergeben.

„Die alten Hindus vollführten zur Heilung der Gelbsucht eine komplizierte, auf homöopathischer Magie be-

ruhende Zeremonie. Ihre Hauptabsicht war, die gelbe Farbe auf von Natur aus gelbe Wesen oder Dinge wie etwa die Sonne zu übertragen und dem Kranken die gesunde rote Farbe zu geben, indem man ihn mit einer kraftvollen Lebensquelle, z. B. einem roten Stier, in Verbindung brachte. Zu diesem Zwecke sprach ein Priester die folgende Formel: „Dein krankes Herz und deine Gelbsucht werden die Sonne suchen gehen. Wir hüllen dich in die Farbe des roten Stiers; wir hüllen dich in rote Farbe, damit dir ein langes Leben beschieden sei. Dein Leib möge frisch und gesund und frei von allem Gelben sein! Wir hüllen dich in alle Kraft der roten Kühe, deren Gottheit Rohini ist. Wir laden deine Gelbsucht auf die Papageien, die Drosseln und auch noch auf die gelbe Bachstelze." Während der Priester diese Worte sprach, ließ er den Kranken in kleinen Zügen einen Trank schlürfen, in welchen Haare eines roten Stiers gemengt waren. Den Arzneitrank selbst erhielt der Priester aus dem Wasser, das er über das Rückgrat des Tieres goß. Er setzte den Kranken auf die Haut eines roten Stiers, von der ihm ein Teil umgebunden wurde. Um schließlich die Karminfarbe noch mehr zu beleben und die gelbe radikal zu entfernen, bestrich der Heilkundige den Kranken vom Kopf bis zu den Füßen mit einem aus Safran bereiteten gelben Saft. Diese Handlung vollzog sich auf einem Bett, an dessen Fuße drei gelbe Vögel, nämlich ein Papagei, eine Drossel und eine Bachstelze mit einem gelben Faden gebunden waren; der Priester besprengte dann den Kranken mit Wasser und reinigte ihn so von dem gelben Saft, der ihn bedeckte und natürlich auch von seiner Gelbsucht, die somit auf die gelben Vögel übertragen wurde. Zur letzten Aufhellung seiner Gesichtsfarbe nahm der Magier schließlich einige Haare eines roten Stiers, wickelte sie in kleine Goldstreifen und klebte sie auf die Haut des Gelbsüchtigen. Die alten Griechen glaubten, daß ein Gelbsüchtiger geheilt werde, wenn er eine Meerschnepfe und diese ihn wieder anblicke. „Nach Natur und Anlage", sagt Plutarch, „zieht und saugt das Tier die Krankheit, die durch den Blick hinausströmt, an sich." Diese Eigenschaft der Meerschnepfen war den Vogelfängern so bekannt, daß sie einen solchen Vogel, wenn sie ihn zum Verkauf brachten, sorgfältig bedeckten, damit ihn nicht ein Gelbsüchtiger ansehe und so seine Heilung umsonst erhalte. Es war weniger das kastanienbraune Gefieder der Meerschnepfe, das unfehlbar den

Keim der Gelbsucht auszog, sondern ihr großes goldfarbenes Auge. Auch P l i n i u s erwähnt einen solchen Vogel, vielleicht denselben, den die Griechen mit einem Wort, das Gelbsucht bedeutet, benannt hatten, weil sein Anblick allein die Gelbsucht austrieb und diese sich auf den Vogel übertrug, der dann daran starb. Der lateinische Schriftsteller spricht auch von einem Stein, dem man die Macht zuschrieb, die Gelbsucht zu heilen, nachdem seine Farbe an die eines Gelbsüchtigen erinnerte.

Die homöopathische Magie besitzt unter anderen den großen Vorteil, daß sie die Übertragung der Behandlung auf die Person des Heilenden gestattet. Der Patient kann dann frei von aller Plage seinen Arzt betrachten, der sich vor ihm in Schmerzen windet. Die Bauern der Perche sind z. B. der Ansicht, daß wiederholtes Erbrechen darauf zurückzuführen sei, daß der Magen, wie sie sich ausdrücken, „sich losmacht und umfällt". Man ruft daher den Arzt, damit er das Organ wieder aufstellt und befestigt. Der Mann der Wissenschaft läßt sich die Symptome des Übels beschreiben, verfällt hierauf selbst in fürchterliche Krämpfe, um seinen eigenen Magen loszumachen. Sobald ihm dies gelungen ist, gibt er sich einer zweiten Serie von Krämpfen und Grimassen hin. Und der Kranke empfindet gleichzeitig eine entsprechende Erleichterung. Kosten: 5 Francs.

* * *

Neben der aggressiven und der Abwehrmagie existiert noch die von F r a z e r so benannte m a g i s c h e B e h e r r s c h u n g d e r A t m o s p h ä r e.

Bei den primitiven Gesellschaften der trockenen Gebiete Zentralafrikas und Zentralaustraliens erlangte der „Regenmacher", der Mann also, der die Macht in sich trägt, die Wolken herbeizurufen und den befruchtenden Regen auf die verdorrte Erde herabfallen zu lassen, beträchtliches Ansehen, das ihm nach und nach die Stellung eines Häuptlings einbrachte.

Ein sehr gut informierter Autor berichtet über die Beziehungen zwischen den Funktionen des Häuptlings und denen des Regenmachers folgendes aus Südafrika: „In früheren Zeiten war der Häuptling der große Regenmacher des Stammes. Die Häuptlinge gestatteten meist

niemandem, ihnen Konkurrenz zu machen, weil sie fürchten mußten, daß allzuschöne Erfolge eines Regenmachers ihre Stellung gefährdeten. Ein anderer Grund für diese Exklusivität ist der, daß der Regenmacher sichere Aussicht hatte, reich zu werden, sobald er sich einen großen Ruf verschaffte, und es lag selbstverständlich nicht in der Absicht eines Häuptlings, einen seiner Untertanen allzureich werden zu lassen. Der Regenmacher genießt eine außerordentliche Autorität über das Volk und es erschien deshalb höchst wichtig, die Ausübung dieses Berufes dem Königtum vorzubehalten. Die Tradition versteht unter dem Ruhm der alten Häuptlinge und Helden grundsätzlich immer die Macht, regnen zu lassen und wahrscheinlich haben wir hier auch den Ursprung aller Souveränität zu suchen. Der Mann, der Regen macht, muß notwendig König werden. Ebenso erklärte Schaka (der berühmte Zulufürst) oft, daß er der einzige Wahrsager des Landes sei, weil sein Leben in Gefahr gewesen wäre, wenn er Rivalen geduldet hätte.

Die vorangegangenen Zeugnisse machen es sehr wahrscheinlich, daß in Afrika im Laufe der Entwicklung das Amt des Königs von dem des öffentlichen Zauberers, und vor allem dem des Regenmachers abgelöst worden ist. Die gesteigerte Furcht vor dem Zauberer und der Reichtum, den ihm seine Laufbahn häufig einbringt, haben ihm in gleicher Weise zu diesem Aufstieg verholfen. Da die Wunderkräfte sonst nur den Königen zugeschrieben werden, stimmt dies, um nicht mehr zu sagen, zu unserer Hypothese, daß die Zauberer sich aus niedriger Herkunft zu ihrem gegenwärtigen Rang emporgearbeitet haben.

Wenn der Beruf des Magiers und vor allem des Regenmachers demjenigen, der seine Kunst erfolgreich ausübt, auch große Vorteile bietet, so sind ihm anderseits auch viele Fallen gestellt, in die der ungeschickte oder vom Unglück verfolgte Künstler geraten kann. Die Stellung des öffentlichen Zauberers ist in Wahrheit eine der unsichersten: nachdem die Leute fest daran glauben, daß es in seiner Macht steht, den Regen fallen, die Sonne scheinen und die Ernte emporschießen zu lassen, führen sie natürlicherweise auch Trockenheit und Hungersnot auf seine schuldhafte Nachlässigkeit oder auf seinen Widerstand zurück und strafen ihn dafür. In Afrika wird daher ein Häuptling, dem es nicht gelingt, Regen herbeizuführen, zur Verbannung oder zum Tode verurteilt.

Sehen wir nun zu, wie der Magier den Regen herbeizaubert:

„Unter allen Aufgaben, die der Zauberer zum Wohle des Stammes auf sich nimmt, ist eine der wichtigsten die, den Zustand der Atmosphäre zu regeln und vor allem Regen im gewünschten Ausmaß sicherzustellen. Das Wasser ist die erste und wichtigste Lebensbedingung und in den meisten Gegenden kann man es sich nur durch die Hilfe der Wassergeister verschaffen. Ohne Regen verwelkt die Vegetation, Mensch und Tiere siechen dahin und sterben. Der Regenmacher ist daher in primitiven Gemeinschaften eine Person von allergrößter Wichtigkeit. Häufig bildet sich eine besondere Klasse von Zauberern, die lediglich die Versorgung mit dem himmlischen Wasser zu veranlassen haben. Die Methoden, auf welchen diese öffentlichen Funktionäre sich ihrer Aufgabe zu entledigen suchen, basieren gewöhnlich, aber nicht ohne Abänderungen, auf dem Prinzip der homöopathischen Magie. Wenn sie Regen machen wollen, ahmen sie ihn durch Wasseraussprengen oder durch Wolkenbilder nach; wenn sie das Aufhören des Regens und den Einfall der Trockenheit beabsichtigen, vermeiden sie das Wasser und nehmen ihre Zuflucht zu Wärme und Feuer, um die überreiche Feuchtigkeit auszutrocknen. Solche Maßnahmen bleiben nicht, wie der gebildete Leser vielleicht glauben könnte, auf jene brennend heißen Gegenden beschränkt, in denen die Wilden, wie im Innern Australiens und in gewissen Teilen Süd- und Ostafrikas, nackt wie die Würmer herumlaufen und wo die unerbittliche Sonne aus einem wolkenlosen Himmel oft Monate lang ihre Strahlen in die durstige, klaffende Erde sengt. Diese Bräuche sind oder waren auch bei äußerlich zivilisierten Völkern Europas und unter einem viel milderen Himmel üblich. Dies wollen wir nun an Beispielen, die wir sowohl der öffentlichen wie der privaten Magie entlehnen, aufzeigen.

Wenn in einem russischen Dorfe in der Nähe von Dorpat Regen gewünscht wird, begeben sich drei Männer in einen heiligen Wald und klettern dort auf Tannen. Der eine beginnt nun mit einem Hammer auf einen Kessel oder ein kleines Faß zu schlagen; der Lärm soll den Donner nachahmen. Der zweite läßt Funken aus zwei Feuersteinen springen, die er zu diesem Zwecke reibt; der dritte, der auch der Regenmacher genannt wird, hält ein Bündel von Zweigen, das er in ein

Gefäß mit Wasser taucht und mit dem er die Umgegend besprengt. Im Dorfe Ploska gehen Frauen und Jungfrauen, um den Regen herabzuzwingen, nachts vollständig entkleidet bis an die Grenze des Fleckens und besprengen den Boden. In Halmahera, der Hauptinsel Neuguineas, bringt ein Zauberer den Regen, indem er den Zweig eines bestimmten Baumes ins Wasser taucht und ihn dann auf die Erde abtropfen läßt. Der Regenmacher von Neu-Britannien nimmt die Blätter einer gefleckten Schlingpflanze, wickelt sie in ein Bananenblatt, taucht das Bündel ins Wasser und gräbt es dann ein; hierauf imitiert er mit den Lippen das Geräusch eines fallenden Regens... Wenn man bei den Omahas in Nordamerika das Getreide trocken werden sieht, füllen die Mitglieder der heiligen Büffelgesellschaft einen großen Schlauch mit Wasser, um den sie einen viermaligen Tanz vollführen. Einer von ihnen nimmt einen Schluck aus diesem Gefäß und spritzt dann, was er getrunken, in der Art eines Springbrunnens wieder aus, um damit einen Niederschlag oder einen kleinen feinen Regen zu imitieren. Hierauf entleert er den Behälter, dessen Wasser die Erde tränkt; die Tänzer werfen sich hierauf auf allen Vieren zu Boden, um das Wasser aufzuschlürfen, wodurch sich ihr Gesicht mit Schlamm bedeckt; sie enden, indem sie das Wasser in Dampfform ausstoßen und zerstreuen. Damit ist das Getreide gerettet!"

So wurde und so wird noch bei vielen wilden Stämmen die magische Beherrschung der Atmosphäre und des Wassers geübt, dessen Bedeutung für das Leben des Menschen so groß ist. Von der Beherrschung der Sonne finden wir ein Echo in dem Mythos von Josua.

Zu jener Art Magie, die man ökonomische Magie nennen könnte, zählen in gleicher Weise die Riten der Jagd und des Fischfangs, die der Vermehrung des Wildes und dem Glück der Jäger dienen sollen, die Intischiuma-Zeremonien Zentralaustraliens und jene, die F r a z e r den „magischen Einfluß der Geschlechter auf die Vegetation" genannt hat.

Eine Sitte, die unter primitiven Stämmen und vielfach auch unter der bäuerlichen Bevölkerung Europas sehr verbreitet ist, verlangt, daß sich die Bebauer als

Beispiel für die Natur auf dem besäten Boden dem sexuellen Akt hingeben:

„Die Pipilen Mittelamerikas enthielten sich vier Tage, bevor sie den Samen der Erde anvertrauten, jedes Verkehrs mit ihren Frauen, damit sie sich in der Nacht vor der Saat umso vollständiger ihrer Leidenschaft hingeben könnten; man sagt sogar, daß einzelne Personen bestimmt wurden, die den sexuellen Akt in dem Augenblicke auszuführen hatten, in dem man dem Boden die ersten Körner übergab. Die Priester befahlen den Männern als religiöse Pflicht, sich zu dieser Zeit mit ihren Frauen zu vereinen; wer es nicht tat, durfte auch nicht säen. Die einzig mögliche Erklärung dieser Sitte scheint die folgende zu sein: die Indianer verwechselten den Vorgang, durch welchen menschliche Wesen erzeugt werden, mit jenem, durch welchen die Pflanzen dieselbe Funktion vollbringen und glaubten, daß, wenn sie sich an das eine hielten, dem andern gedient sei. In gewissen Gegenden Javas begeben sich der Bauer und seine Frau zur Zeit der Reisblüte nachts auf ihr Feld und vereinigen sich dort, um die Ernte hervorsprießen zu lassen. Auf Leti, Sarmata und einigen andern Inselgruppen zwischen der Westseite Neuguineas und Nordaustraliens betrachtet die heidnische Bevölkerung die Sonne als das männliche Prinzip, welches die Erde als das weibliche Prinzip befruchtet. Sie wird „Herr Sonne" genannt und in Form einer Lampe dargestellt, die aus Kokusnußschalen verfertigt wird und die man allenthalben in den Hütten wie an dem heiligen Feigenbaum hängen sehen kann. Unter diesem Baum befindet sich eine große Steinplatte als Altar. Auf diesen Opferstein legte man und legt auf gewissen Inseln noch heute die Köpfe getöteter Feinde. Jedes Jahr steigt Herr Sonne zu Beginn der Regenzeit an dem heiligen Feigenbaum herab, um die Erde zu befruchten. Um sein Herabsteigen zu erleichtern, hält man eine Leiter mit sieben Sprossen zu seiner Verfügung. Man stellt sie unter den Baum und schmückt sie mit Schnitzfiguren von Vögeln, deren schriller Gesang im Orient den Aufgang der Sonne anzeigt. Bei dieser Gelegenheit opfert man reichlich Schweine und Hunde; Männer und Frauen geben sich in gleicher Weise den Saturnalien hin. Und inmitten von Gesang und Tanz stellt man durch die reale Vereinigung der Geschlechter unter dem Baum die mystische Vereinigung der Sonne mit der Erde dar. Der Zweck des Festes ist, wie man uns sagt, der, dem

Großvater Sonne, Regen, Nahrung und Getränk in Hülle und Fülle, ebenso Rindvieh, Kinder und Reichtümer abzunötigen. Man bittet ihn, jeder Ziege zwei oder drei Zicklein zu gewähren, die Menschen sich vermehren zu lassen, die toten Schweine durch lebende zu ersetzen, die leeren Reiskörbe zu füllen usw. Um ihn zur Erfüllung ihrer Bitten zu verpflichten, bieten sie ihm Schweinefleisch, Reis und Branntwein an und laden ihn zum Essen und zum Trinken ein. Auf den Barar-Inseln hißt man bei diesem Feste eine besondere Fahne, als Symbol der Schöpferkraft der Sonne; sie ist aus weißer Baumwolle, ungefähr drei Meter lang und stellt einen Mann in entsprechender Stellung dar. Es wäre ungerecht, solche Orgien einfach als Ausbruch entfesselter Leidenschaft zu behandeln; es ist ganz sicher, daß man sie mit vollem Wissen und in aller Feierlichkeit veranstaltet, weil man sie zur Fruchtbarkeit der Erde und zum Glücke des Menschen für unerläßlich hält."

Eine letzte Art von Magie bezieht sich auf die Liebe. Frazer, der übrigens der Psychoanalyse wenig Sympathie entgegenbringt, bewahrt in seinem schönen Buche der sexuellen Frage gegenüber eine gewisse Zurückhaltung; das hat indessen nichts mit der Tatsache zu tun, daß das Bedürfnis, sich das geliebte Wesen geneigt zu machen, bei den Wilden ebenso vorhanden ist wie bei den Kulturmenschen.

Meine gute alte korsische Amme erzählte mir, in ihrer Heimat — und wohl auch anderswo — wisse man sich die ewige Liebe eines Mannes dadurch zu sichern, daß man ihm Menstruationsblut in das Getränk mischt.

Auch die Magie des „Schnürens" ist bei wilden Völkern und vielfach auch bei Bauern bekannt: sie besteht häufig darin, daß eine Frau, die einem Manne wegen einer Heirat böse ist, in der Hochzeitsnacht ein Messer in seine Türe stößt und damit seine Manneskraft bricht.

* * *

Man kann also vier Arten von Magie je nach den Zielen, auf die sie gerichtet sind, unterscheiden: 1. die ag-

gressive Magie (Verwünschung und alle gegen einen Feind gerichteten Bräuche); 2. die Abwehrmagie, die sich gegen die aggressive Magie selbst wendet; 3. die ökonomische Magie, welche dem Menschen seinen Bedarf verschaffen soll (Bemeisterung des Wetters, Fischfang- und Jagdriten); und 4. die Liebesmagie.

Wir wollen nun Frazers Theorie zur Erklärung der Magie näher betrachten. Von ihm geht auch die große Teilung in der Magie, die er allgemein sympathische (auf das Gesetz der Sympathie gegründete) Magie nennt, in zwei große Klassen zurück: die homöopathische und die ansteckende Magie.

Die homöopathische Magie umfaßt zum Beispiel die Verwünschung, die Heilmagie, wie etwa die zur Behandlung der Gelbsucht, die Regenmagie, den Einfluß der Geschlechter auf die Vegetation.

Die Ansteckungsmagie umfaßt alle Arten von Bräuchen, die auf folgenden Gedanken basieren: Zwei Gegenstände, die miteinander in Berührung gewesen sind, behalten, auch bei späterer Trennung, eine geheimnisvolle Verbindung bei, so daß also dem einen nicht etwas geschehen kann, was nicht gleichzeitig auch den andern trifft; demnach führen die zum Ausfall der Nägel, der Haare, zum Erstarren des Blutes angewendeten Verwünschungsbräuche den Tod dessen herbei, von dem sie ausgehen.

Nach Beschreibung der verschiedenen Arten der Magie will Frazer indessen auch ihr Wesen darstellen.

Nach seiner Auffassung läßt sich die Magie einteilen in eine theoretische, die man etwa als Wissenschaft betrachten könnte und eine praktische, die eine Kunst ist.

Die praktische Magie umfaßt die positive Magie oder Zauberkunst und die negative, welcher alle Tabus zuzuzählen sind.

Vom theoretischen Gesichtspunkt aus bedeutet nun die Magie für Frazer den Ausdruck des primitiven

Denkens, die erste Erklärung, die sich die Menschen von den Naturerscheinungen gegeben haben.

Man kann einer solchen Auffassung nur schwer zustimmen. Die Magie ist keine Wissenschaft; sie stellt wohl einen Versuch dar, die Tatsachen einer Gesetzlichkeit zu unterwerfen, die jedoch nicht real gegeben ist, da die physische Realität dieser Gesetzlichkeit durch die psychische ersetzt wird. In der magischen Weltanschauung nimmt der Mensch wirklich die Gesetze seines Denkens für die Gesetze der Natur.

* *
*

Ich will hier weder eine historische Darstellung geben, noch will ich andere Theorien über die Magie zur Diskussion heranziehen, sondern möchte mich lediglich auf die psychoanalytische Theorie der Magie nach Freud beschränken.

Freud hat seine Studien auf dem Gebiete begonnen, in welchem die Magie ihren Ursprung hat, der Welt der Magie, den Völkerschaften, die sich noch im animistischen Stadium befinden und die noch ganz von der Magie beherrscht sind.

Der Animismus ist für den Primitiven eine Weltanschauung im vollen Sinne des Wortes. In ihr gibt es keine unbeseelten Gegenstände. Die ganze Welt ist beseelt, von lebendigen Mächten geheimnisvoll bewohnt. Allen Dingen wohnen Gewalten inne, die der Feindseligkeit wie des Wohlwollens in gleicher Weise fähig sind. Die Projektion seiner selbst und der Kräfte, die er in sich fühlt, bringen den Primitiven offenbar zu dieser Auffassung der Welt.

Eine solche Betrachtungsweise widerspricht der Ansicht Frazers, daß die Magie der erste „wissenschaftliche" Versuch des Menschen sei. Nach dem, was uns Freud beobachten lehrte, hat der Mensch angefangen, die Befriedigung seiner Triebe zu suchen, noch bevor er sich auf spekulatives Denken einließ. Die Magie ist

keine spekulative Wissenschaft, sondern eine zweckgerichtete Technik, ein Mittel zur Beherrschung der Kräfte des Weltalls, der Menschen und der „Geister".

Man muß indessen die Zaubermagie als eine besondere Art absondern, wobei diese Bezeichnung einer Unterabteilung jener Magie vorbehalten bleibt, welche die „Geister" zu beherrschen sucht und man könnte mit Reinach die Magie als Strategie des Animismus oder nach dem Ausdruck von Hubert und Mauss die Technik des Animismus nennen.

Der englische Ethnologe Marrett unterscheidet zwei Stadien des Animismus: das Stadium des eigentlichen Animismus und das präanimistische oder animatistische Stadium, in welchem der Mensch allen Gegenständen seiner Umgebung eine ihnen innewohnende Kraft zuschreibt, die Welt aber noch nicht von eigentlichen „Geistern" bewohnt sein läßt.

Dieser Gedankengang scheint, wenn er auch nur eine Hypothese darstellt, zur Erklärung der Tatsache notwendig, daß es überhaupt zu einer menschlichen Magie kam. Es gibt übrigens kein Volk, bei dem sich der Animatismus ohne irgendwelche animistische Züge fände. Alle primitiven Völker glauben an „Geister", die ursprünglich die Geister der Toten gewesen zu sein scheinen. Der Mensch, der die Wesen, die er liebte, hinschwinden sah, bewahrt ihnen ein Gedenken, das mit Liebe und mit Haß beladen ist, je nach dem Gefühl, das in den Tiefen seines Unbewußten fortbesteht. Die tiefe Feindschaft, die man auch gegen ein geliebtes Wesen hegen kann, reaktiviert sich nach seinem Hinscheiden, sie wird sozusagen nach außen projiziert und bedeutet den Ursprung der Dämonen.

Betrachten wir nun die Methode der Magie. Ich habe Ihnen von der Welt gesprochen, in der die Magie entstand, eine Welt, die von der, in der wir leben oder leben möchten, — denn es gibt unter uns noch genug Überlebendes aus der Zeit der Magie, — grundverschie-

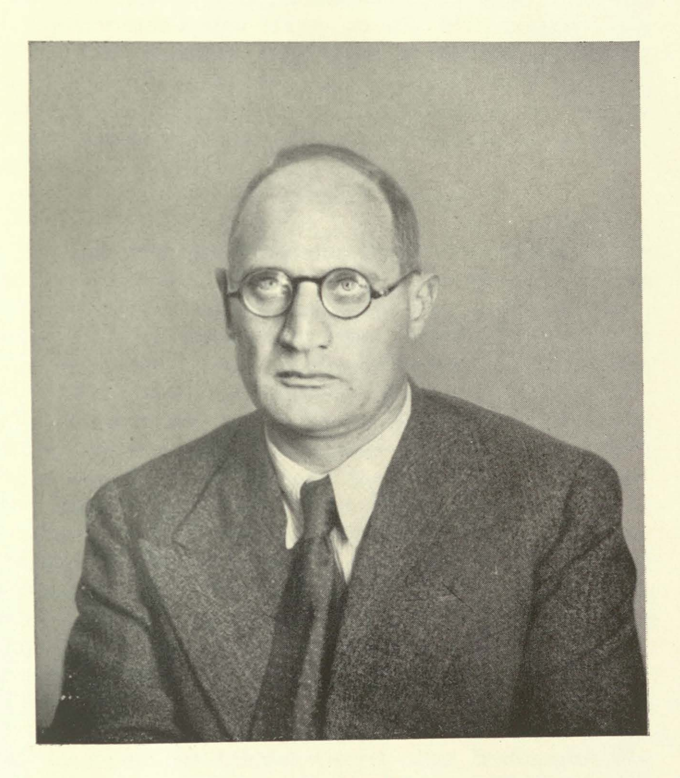
den ist. Der Primitive muß sich in der Welt, in die er sich versetzt findet, der Magie ergeben, um seine Wünsche zu befriedigen und seine Triebe zu beruhigen, einer Magie, die für ihn ein Mittel zur Beherrschung der Natur darstellt.

Nach der treffenden Bezeichnung Tylors besteht die Methode der Magie darin, einen Ideenzusammenhang für einen realen Zusammenhang zu setzen; der Mensch — das sind auch die Worte Frazers — nimmt die Gesetze seines Denkens für die Gesetze der Natur.

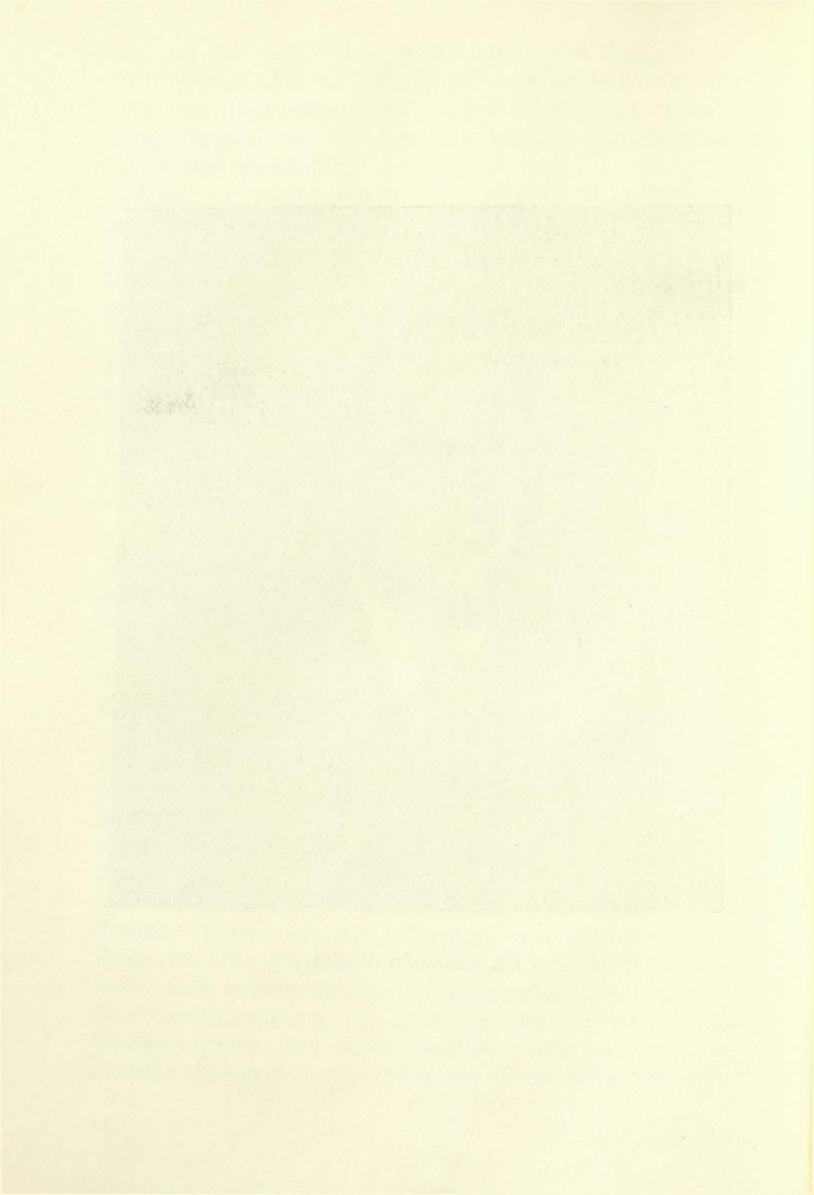
Freud schließt sich dieser Betrachtungsweise völlig an, gelangt aber bei weiterem Suchen zur Frage, was der Motor des magischen Aktes sei. Nach der dynamischen Auffassung, welche der Psychoanalyse eigen ist, glaubt er, sie im Wunsch erblicken zu können: im Aggressionswunsch, im Wunsch nach Macht, nach Unterhalt, nach Bezwingung des Liebesobjekts. Im Dienste dieser seiner Wünsche glaubt der Primitive an die Allmacht seiner Gedanken. Er glaubt, daß seine Worte, seine Handlungen der Natur ein Beispiel geben und daß, was er selbst beginnt, vom Schicksal vollbracht wird.

Freud konnte dieses große dynamische Gesetz vor allem aus der Parallele zwischen den Primitiven und dem Zwangsneurotiker ableiten.

Die Neurotiker sind etwas mehr als arme Kranke, es sind Menschen, die sich, durch ihr Leiden bewogen, beobachten lassen, um geheilt zu werden. An ihrer seelischen Struktur ließen sich auch die Gesetze des menschlichen Geistes entziffern. Besonders das Denken des Zwangsneurotikers zeigt eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem archaischen Denken des Primitiven und dessen Glauben an die Allmacht seiner Gedanken und Wünsche. Die Zwangsneurotiker, außerordentlich ehrenhafte und gewissenhafte Leute, werden gleichwohl von Gewissensbissen geplagt, geradeso als ob sie wirkliche Mörder wären. Bei ihrer Analyse entdeckt man dann, daß sie ebenso wie der Primitive ihren tiefen Wünschen,



Dr. Edoardo Weiss



ihren unbewußten Todeswünschen, Allmacht zugeschrieben haben; sie sind bei der archaischen Methode des magischen Denkens verblieben.

Übrigens haben alle Neurotiker und nicht bloß die Zwangsneurotiker den Hang, an die Wirksamkeit ihres unbewußten Denkens und ihrer aggressiven Wünsche zu glauben. Dies ist der tiefste Grund ihres Leidens, daher auch ihre Hypermoral, mit welcher das unbewußte Denken und die aggressiven Wünsche in Konflikt geraten.

* * *

Wo liegt aber der Ursprung dieser Denkungsart? Die psychoanalytische Theorie bringt insoferne Licht in diese Frage, als sie uns das Alter zeigt, das der Magie entspricht, das heißt also den Zeitabschnitt in der ontogenetischen und phylogenetischen menschlichen Entwicklung, der von der Magie beherrscht wird.

Freud hat, wie man weiß, an dem beträchtlichen klinischen Material, das er analysieren konnte, beobachtet, daß in der Anamnese seiner Patienten vorerst ein primitives Stadium aufzufinden war, durch das wir alle hindurchgehen mußten, das autoerotische Stadium des Säuglings. Der Säugling sucht nur seine Lust, er kennt nichts als sich selbst und, gleichsam als Fortsetzung seines eigenen Körpers, die Brust der Mutter oder der Amme. Wenn das Kind später andere Wesen von sich selber unterscheiden gelernt hat, beginnt es diese als Objekte zu lieben und zu hassen. Freud hat es aber für notwendig befunden, zwischen diese beiden Perioden, in denen die Libido vorerst ohne bestimmtes Objekt ist und sich nur den ersten äußeren Objekten, den Eltern oder Pflegepersonen zuwendet, die Periode des Narzißmus zu unterscheiden, in welcher die Libido, die sich noch nicht frei den äußeren Objekten zuwenden kann, in der Hauptsache auf das eigene Ich konzentriert und sich selbst zum Liebesobjekt nimmt.

Beim Kinde folgen also drei Stadien aufeinander: das Stadium des Autoerotismus, in der es seine Befriedigung noch nicht konzentriert und sporadisch jene Lust sucht, zu der sein Organismus ihm Gelegenheit bietet; zweitens das Stadium des Narzißmus, in welchem das Kind sich selbst kennen und lieben lernt, und drittens das Stadium, in welchem es die anderen unterscheiden, sie hassen und lieben lernt; diese Stadien können einander übrigens mehr oder minder überlagern.

Die Menschheit scheint ebenso durch diese drei Stadien hindurchgegangen zu sein und die Magie scheint im Prinzip dem Stadium des Narzißmus zu entsprechen. In diesem Stadium glaubt das Individuum, unbegrenzte Macht über das Weltall zu besitzen. Wie der Säugling die Mutter herbeieilen sieht, wenn er Durst oder wenn er Hunger hat, oder wenn er in der Wiege um sich schlägt, so glaubt gewissermaßen der Primitive in diesem Stadium, daß seine Handlungen die Natur an ihn heranbringen werden, wie eine aufgeregte Mutter, die ihm alles, was er wünscht, geben wird.

* * *

Es seien auch einige Worte über den pragmatischen und kulturellen Wert der Magie gesagt.

Man hat die Magie allzusehr herabgesetzt. Die ersten Etnologen, die ersten Entdecker blickten zuweilen voll Verachtung auf die Wilden, die sich magischen Bräuchen hingaben. Die Missionäre hingegen sahen in diesen, mit den Wilden darin eher einig, das böse, jedoch beachtenswerte Werk des Teufels.

Nun verdient die Magie, wie *Frazer* und *Freud* gezeigt haben, diese Verachtung nicht. Sie hat die Menschen vieles gelehrt: sie war die erste, die ihnen, vor allem durch das verbietende Tabu, den Altruismus und die Beherrschung ihrer Instinkte nahebrachte. Wenn zum Beispiel bei gewissen Stämmen ein Krieger in den Kampf zu ziehen hat, muß er, um seine Kräfte zu bewahren,

das Tabu der Abstinenz einhalten und sich durch Keuschheit auf den Sieg vorbereiten. Übrigens muß auch die Frau des Kriegers, wenn er auf der Jagd oder im Kriege ist, ihrem Manne treu bleiben, damit ihn das Glück nicht verläßt; der Krieger, der wirklich weiß, daß ihn seine Frau wie Penelope erwartet, wird ruhiger im Gemüte sein und mit mehr Mut kämpfen. So hat die Magie die Menschen durch die Verzichte, die sie ihnen auferlegte, die erste Beherrschung ihrer Instinkte gelehrt.

Ich habe Ihnen eben von der Vermengung der drei Stadien, die man seit den Urzeiten der Menschheit beobachten kann, gesprochen und wir haben gesehen, daß auch bei den primitiven Gesellschaften alle drei Formen von Weltanschauung nebeneinander existieren. Malinowski, der sich mehrere Jahre auf den Trobriand-Inseln aufhielt, bemerkt in einem seiner Werke, daß zum Beispiel die Magie die Kultivierung der Gärten dort nicht überflüssig erscheinen läßt. Die Kenntnis des Bodens, seiner Bearbeitung und des Saatgutes bestehen neben magischen Bräuchen und Zauberformeln.

Ebenso kann sich die religiöse Anschauung mit animistischen Überresten vermengt finden: der Mensch setzt zum Beispiel den Versuch fort, auf die Götter magisch einzuwirken, um sie sich geneigt zu machen. Die Religionen tragen zahlreiche Spuren dieses animistischen Denkens (volkstümlicher Aberglaube, Glauben an Amulette usw.)

Auch die Wissenschaft ist voll von Überbleibseln der magischen Schicht. So ist zum Beispiel die Arzneimittelbereitung teilweise noch stark von Magie durchtränkt. Reste rein magischen Glaubens finden sich auch mitten unter uns noch allenthalben. Es mag hier genügen, an Coué und seine Beschwörungsformel zu erinnern.

Das magische Denken im Alltagsleben

Von Henri Codet, Paris

Aus „Revue française de Psychanalyse", Tome VII, 1, 1934 (Sonderheft „La pensée magique"). Aus dem Französischen übertragen von Georg Hoppe.

Das Alltagsleben eines gesunden, gut versorgten Mannes ist vor allem durch eine Reihe von Automatismen gesichert. Seine Handlungen und Worte verlangen nur in geringem Ausmaß Nachdenken, Überlegung, freien Entschluß oder gar die Intervention des klaren Bewußtseins.

Es wäre nun interessant zu untersuchen, ob sich nicht am Ursprung dieses Wusts mechanischer Handlungen und Gesten eine mit dem magischen Glauben zusammenhängende Grundanschauung finden läßt. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß der Lebenslauf des gewöhnlichen zivilisierten Menschen durch wissenschaftliche Gegebenheiten erlernter oder empirischer Herkunft geregelt sei. Bei Menschen, die eine religiöse Überzeugung vertreten, kommen noch Glaubensbestimmungen und sichtlich mit dem Glauben zusammenhängende Bräuche hinzu. Alle diese Beweggründe werden von affektiven Kräften jeder Art, bewußten und unbewußten, hin und her geschoben und gezerrt. Dies ist jedoch der Punkt, in dem wir das Eingreifen einer den Beteiligten meist nicht zu Bewußtsein kommenden magischen Geisteshaltung beobachten können. Der magische Vorgang besteht, schematisch genommen, in einer Ausnahme, die den natürlichen Abläufen und wissenschaftlichen Gesetzen kraft einer unfehlbaren, nahezu automatischen Gewalt zwangsmäßig auferlegt wird. Die Art dieses Prozesses, der auch den Ritus hervorbringt, ist für uns das Wichtigste.

Man konnte die Grundlagen des magischen Glaubens in einer primitiven animistischen Weltanschauung

finden und von da aus die Magie definieren als die Strategie des Animismus (S. Reinach) oder als die Technik des Animismus (Hubert und Mauss). Wir werden später sehen, ob sich über diese Grundlage der magischen Haltung nicht noch etwas sagen läßt.

Auf jeden Fall steht die Magie im Gegensatz zur religiösen und zur wissenschaftlichen Haltung.

Im Alltagsleben eines gesunden Kulturmenschen bemerkt man aber häufig tiefe Spuren magischen Glaubens, der in dem Versuch besteht, willensmäßig eine für gewöhnlich unzugängliche Gewalt (Naturgewalt, übernatürliches Wesen, eine entfernte oder gestorbene Person, ein unbelebtes Objekt usw.) durch einen genau determinierten Vorgang, einen wirklichen Ritus, der gerade durch seine Form wirken soll, zu bezwingen.

Solche Anschauungen sind nicht immer leicht zu erkennen und man könnte zuweilen an die Existenz eines magischen Denkens glauben, wo oft nur ein wissenschaftlicher Irrtum vorliegt. Der Grund dafür liegt zum Beispiel in einer falschen Schlußfolgerung wie etwa in der klassischen Allegorie vom Hahn, der durch sein Krähen die Sonne zum Aufgehen bestimmen will. Er kann auch in einem aktuellen Mangel unserer Kenntnisse gesucht werden; so zum Beispiel im Falle der Bäuerin, deren Milch sich im Butterfasse drehte, ohne daß sich Butter gebildet hätte; nachdem das Butterfaß aber nach Vorschrift aus einer Art Hexenküche ausgekocht und so von schädlichen Bakterien gereinigt war, lieferte es alsbald eine ganz normale Butter.

Schließlich kann auch ein magischer Glaube für ein Individuum ganz normal sein, wenn es solche Ansichten aus dem Milieu, in dem es lebt, empfangen hat. Es ist auf eine allgemein gültige Überzeugung eingestellt, die ihm genau so maßgebend ist, wie für uns das Hinnehmen der überraschendsten wissenschaftlichen Tatsachen, wie der Flugtechnik, des drahtlosen Telephons usw. In diesem Sinne kann man einen traditionellen

Brauch in einer gegebenen Kultur zwar skeptisch, jedoch nicht ohne Achtung betrachten; ich zitiere zum Beispiel die Sitte gewisser Gegenden in der Bretagne, beim Bau einer Einfriedungsmauer oder auch des Wohnhauses immer einige Steine vorstehen zu lassen; dies verfolgt eingestandenermaßen den Zweck, den Teufel fernzuhalten, der sich unfehlbar an den Vorsprüngen heftig verletzen würde, wenn er allzunahe um das Haus streicht. Ebenso kann auch eine Überzeugtheit von magischen Möglichkeiten als die logische Konsequenz einer persönlichen Geisteshaltung erscheinen, die sich gegenwärtig bei einer gewissen Anzahl von Anhängern des Okkultismus wiederfindet.

Umgekehrt treffen wir, was uns hier besonders interessiert, auf ein Denken magischer Art auch bei Personen, die mitten im Leben stehen und die sich von einer solchen Denkweise weit entfernt glauben, ja sogar vollkommene Ungläubigkeit vortäuschen. Die Tatsache ist indessen recht häufig zu beobachten und verdient es, unter einer Reihe verschiedener Gesichtspunkte betrachtet zu werden.

Wir finden vor allem, daß der Betreffende der Anwendung gewisser Worte, vor allem, wenn er sie nicht versteht, eine Kraft, eine bestimmte Wirksamkeit zuschreibt. Die Tendenz dazu ist am deutlichsten in der papageienhaften Gewohnheit entwickelt, Ausdrücke zu gebrauchen, deren Sinn man nicht kennt. Sie ist häufig bei eingebildeten Debilen zu finden, die sich gerne wenig oder gar nicht erfaßter technischer oder wissenschaftlicher Ausdrücke bedienen. Im täglichen Leben sind derartige Verschrobenheiten keine Ausnahme. Leute, die ihnen verfallen sind, wollen offensichtlich nicht nur voll Hochmut ihre Bildung und ihre Überlegenheit zeigen, sondern sie schreiben überdies ungeeigneten, ganz unangepaßten Worten eine wahrhaft übernatürliche Macht zu, die sich ohne weitere Begründung auf andere auswirken muß...

Man muß dagegen feststellen, daß der menschliche Papagei mit dem Hervorstoßen magischer Worte nicht immer Unrecht hat. Wieviele Hörer, und nicht nur schon oben genannte, wie Kranke, Ignoranten und Debile, sind der Macht der Formeln zugänglich! Sie werden ständig angewendet und überheben den, der sie auf sich wirken läßt, jeder Mühe der Kritik oder der Begründung. Ihre Banalität wird sehr häufig nicht zur Kenntnis genommen; bei genauerer Untersuchung werden wir aber feststellen, daß nur wenige von uns ihr ganz entgehen und „sich nicht mit Worten abspeisen lassen".

Der Einfluß magisch gewerteter Formeln ist umso größer, je intensiver der affektive Zustand ist, auf den er sich auswirkt. Das Wort, das „ausgibt", ist ganz mit Gefühlsaktivität geladen und wirkt zum Teil durch seinen mysteriösen technischen oder pseudowissenschaftlichen Wert und durch die volle Resonanz der darauf schon eingestellten Gefühlsanlagen. Der Vorgang ist in allen menschlichen Beziehungen gang und gebe, vor allem aber in der Liebe, im Theater und in der Politik.

Eigentlich müßten auch die Ärzte gestehen, daß sie wie alle anderen von vorneherein für magische Vorspiegelungen, sofern sie sich nur in wissenschaftlichen Ausdrücken präsentieren, empfänglich sind. Geschieht es nicht, daß irgendein Eingriff, irgendeine Reaktion solchen Vorspiegelungen ihren rasch verschwindenden Erfolg verdankt? Allein die Tatsache, daß sie durch Ziffern mit zahlreichen Dezimalen ausgedrückt werden, während die Faktoren nur recht annähernd bekannt sind, macht ihren Erfolg.

Der Psychoanalyse gelingt es häufig, den Glauben an die magische Macht des Denkens, teils als Basis eines neurotischen Zustandes, teils zufällig als Begleiterscheinung von Krankheitssymptomen in der Behandlung aufzudecken. Im letzteren Fall ist eine aus dem

täglichen Leben bekannte Tatsache wiederzufinden: die Anwendung stiller Formeln zur Bewahrung vor Unheil oder zur Tröstung.

Das klare Denken drückt sich in Worten aus, und diese bilden wieder das Grundelement des magischen Ritus. Wenn sie nun für das schwer geprüfte Gefühl überwiegenden Wert erlangen, wenn sie sich mit einer gewissen Stetigkeit wiederholen und wenn ihr stilles Vorsichhinsprechen eine Erleichterung verschafft, dann handelt es sich schon um eine wirkliche magische Formel. Für manche Menschen gewinnen Gebete oder Beschwörungsformeln oft einen solchen jedes religiösen Wertes entkleideten Aspekt. Die Vermengung zweier verschiedener Klassen von Elementen macht aber im allgemeinen ihre Unterscheidung besonders schwierig.

Um den Hang zur Magie bei den Neurotikern zu studieren, hat man deshalb allgemein den von Freud gebrauchten Ausdruck: „Glauben an die Allmacht der Gedanken“ angenommen.

Es sei daran erinnert, daß dem neurotischen Kranken wie dem gewöhnlichen Menschen die Überzeugung seiner magischen Macht fast völlig unbewußt und lediglich auf einige bestimmte Punkte: Todeswunsch, Racheverlangen, Strafbedürfnis usw. erstreckbar ist. Sie tritt kaum auf das rationale Gebiet des bewußten Lebens über.

Gelegentlich zeigt sich in der Umgangssprache eine Angst vor einer magischen Haltung, was vielleicht besonders eine Eigenheit gebildeter Menschen ist. Die Vermeidung präziser Ausdrücke gehört zur elementaren Höflichkeit und die Beobachtung dieser Regel wird durch ein allgemeines und stillschweigendes Übereinkommen befohlen. In vielen Familien wird zum Beispiel ein Arzt sehr abfällig beurteilt werden, der die Möglichkeit des Hinscheidens eines Schwerkranken in allzu trockenen Ausdrücken kundgibt; er muß sich aus dieser Lage ziehen, indem er von Dingen spricht, „die

sich zum Schlechten wenden könnten", von dem Fall, „daß noch eine Verschlechterung hinzuträte". Das Substantiv „Tod" muß jedoch vermieden werden, als ob dessen Aussprechen allein eine Katastrophe herbeiführen könnte.

Man trifft auch sonst sehr oft auf die Tendenz, an die magische Kraft der Worte zu glauben, wie in dem oft gehörten Ausdruck „man darf nicht vom Unglück reden".

Die animistische Geisteshaltung verrät sich schließlich in gewissen gebräuchlichen oder familiären Redensarten, zum Beispiel bei einem Zusammentreffen materieller Schwierigkeiten in der Berufung auf „die Tücke des Objekts".

In einer anderen Tatsachengruppe äußert sich der magische Glaube bewußt, steht aber im Gegensatz zur Gesamtheit der wissenschaftlichen oder positiven Überzeugungen: beim Aberglauben. Seine Erscheinungen sind recht schwierig zu klassifizieren, doch kann man nach ihrem Endzweck zwei Kategorien unterscheiden.

In der einen handelt es sich um Anzeichen, um wirkliche Manifestationen einer als allgemein angenommenen Harmonie. Solcher Art sind z. B. Krankheitsanzeichen im Wachzustand oder im Traume, die Voraussagungen, die Tatsachen der Telepathie usw. Das hier beobachtete Phänomen dient als Signal und spielt, außerhalb alles Wissens, die Rolle des Vorläufers oder Enthüllers.

Die andere Gruppe bildet den eigentlichen magischen Aberglauben, da man eine Handlung für die notwendige und hinreichende Ursache einer bestimmten Wirkung hält. So bedeutet oder bedeutete bis vor kurzem in verschiedenen Landgegenden das Singen eines Liedes bei dem eigenen Hochzeitsmahl für die Braut die sichere Verdammung zum Irrsinn.

Der Aberglaube kann je nach dem metaphysischen System, von dem er ausgeht, auch in andere Kategorien

eingeteilt werden. Der Aberglaube magischer Art setzt ein gültiges Ritual voraus, das selbst dann zu einer ganz bestimmten Wirkung kommt, wenn Absicht oder Wissen um diese fehlen. Oder genügt es etwa nicht, zwei Messer, und nicht einmal genau, über Kreuz zu legen, um ein Unglück herbeizurufen?

Der Aberglaube mystischen Ursprungs erfordert dagegen eine affektive Anhänglichkeit des Abergläubischen, der naiv die Gunst einer mehr oder minder genau gekannten übernatürlichen Macht erfleht. Als Beispiel erwähne ich, was ein Mann tat, der sich ziemlich frei von abergläubischen Tendenzen glaubt. Während der Vorbereitungen zu einer unmittelbar bevorstehenden gefährlichen Operation seiner Frau ließ er sich von einem entfernt Bekannten zu einem Darlehen auf eine gewisse Summe bewegen, von der er sehr gut wußte, daß er sie niemals zurückerhalten werde. Obwohl er den lächerlichen Wert dieser Handlung sehr wohl erkannte, konnte er doch dem Verlangen nach einer vorbeugenden Geste nicht widerstehen.

Auch die Wissenschaft kann sogar den Vorwand zu einem ausgesprochen unlogischen Ritual abgeben, das höchstens symbolischen Wert hat, den Wert einer unbewußten und uneingestandenen Opferhandlung für die Göttin Vernunft. Ein solches Opfer ist zum Beispiel das des Friseurgehilfen, der weiß, daß er „antiseptisch" vorzugehen hat, und der deshalb die Haarschneidemaschine, die er benützt, schnell und in beträchtlicher Entfernung über einem Gasbrenner schwenkt. Womit der Kunde und er selbst zufriedengestellt sind.

Es ist schließlich mitunter schwierig, zwischen einer rein abergläubischen Handlung und einem paradoxen, durch die Erfahrung jedoch kontrollierten Vorgang zu unterscheiden. In vielen Fällen kennen wir noch nicht alle Varianten, die bei einer Handlung eintreten können, so einfach sie aussehen mag. Hätte es vor den klassischen Experimenten R a u l i n s über die Entwick-

lung des Aspergillus nicht für reinen Aberglauben gegolten, wenn man behauptet hätte, daß die Aktivität einer Pilzkultur einfach aufgehoben wird, wenn man ein silbernes Geldstück mitten durch sie hindurch führt?

Müssen wir auch noch von den Zügen naiven Glaubens sprechen, der Naturvorgängen gewisse traditionell gebilligte und unerklärliche Einflüsse zuschreibt, wie der Unfähigkeit einer Köchin, während der Menstruation eine Mayonnaise zustandezubringen oder der Einwirkung der Mondphase auf das Verhalten und die Konservierung des Weins? Es wäre jedoch verfrüht, solche Einwirkungen, so mysteriös sie erscheinen mögen, abzuleugnen. Man muß vielmehr auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß solche Phänomene auf Katalyse, Strahlungswirkung, Ionisierung oder andere noch unbekannte Phänomene zurückzuführen sind.

Es gibt schließlich auch abergläubische Bräuche, die vorerst nichts mit Magie zu tun haben und späterhin dann doch diesen Anschein gewinnen. So hat sich zum Beispiel die Angst, drei Zigaretten an derselben Flamme anzuzünden, seit dem Burenkriege eingebürgert. Die englischen Soldaten waren kaum daran gewöhnt, sich zu decken, und zündeten in der vordersten Linie ruhig ihre Zigaretten an. Das erste Aufleuchten erweckte die Aufmerksamkeit des Wachpostens der Buren, das zweite ermöglichte ihm das Einstellen des Gewehrs in die betreffende Richtung, das dritte bot ihm dann ein bequemes Ziel für den Schuß.

Solche Vorgänge zufälligen empirischen Ursprungs, die dann schließlich magisch umkleidet werden, erscheinen besonders lehrreich. Es ist sicher kein Zufall, daß der Volksglaube sie mit übernatürlicher Macht umgibt; angesichts der Allgemeinheit und Beharrlichkeit derartiger, wenn auch oft getarnter Manifestationen muß man sich fragen, auf welche primitive Triebkraft dieser Durst nach Glauben an die Magie zurückzuführen ist. Es ist daher zweckmäßig, wenn wir nun unter-

suchen, wie sich ein Glaube systematisch bildet und sich aus ihm ein Ritual ableitet.

Freud hat dem Ursprung des magischen Denkens ein besonderes Studium gewidmet, wobei er die phylogenetische Entwicklung und die Manifestationen, die er in der Psychoanalyse der Neurotiker wiederfand, einander gegenüberstellte. Am Ausgangspunkt der aggressiven Tendenzen findet er uneingestandene, vor allem auf den Vater gerichtete Todeswünsche. Diese, dem Gewissen unannehmbaren Gefühle werden sofort ins Unbewußte verdrängt, wo sie ein tiefes Schuldgefühl erzeugen. Die verdrängten aggressiven Strebungen werden dann auf die anthropomorph aufgefaßte Außenwelt projiziert. Die innere Gewißheit der gefürchteten Strafe bringt den Primitiven dann dazu, seine feindseligen Strebungen auf die „Seele" der Gegenstände der Naturkräfte, der Toten, der Dämonen zu übertragen und sich in den magischen Riten eine Rüstkammer zu ihrer Bezwingung zu errichten.

Diese geniale, auf eine Fülle von Tatsachen und Beobachtungen gestützte Auslegung, scheint einer sehr allgemeinen Entwicklung Rechnung zu tragen. Ihre Anwendung erstreckt sich wohl besonders auf die schwarze Magie, die infolge ihrer Verhexungen und ihrer Pakte mit den Dämonen vor allem von sadistischen Tendenzen herkommt.

Man könnte sich aber fragen, ob es für eine große Anzahl von Geisteshaltungen des Primitiven und des Kindes nicht eine andere Erklärung gibt. Kann es genügen, nur aggressive Gefühle als ursprünglich anzunehmen, die sich gegen Feinde als Ersatz der Vaterimago richten, und die deshalb dem Bewußtsein unerwünscht sein müssen? Bei einem jungen, gesunden Menschen gibt es doch wohl auch einen kaum bewußten Zustand des Wohlbefindens in der Aktivität. Diese Euphorien, die eher physiologischer, ich möchte sagen, mehr kynästhetischer als intellektueller

Natur sind, zeigen sich im Befinden durch eine Anlage zum Spiel, zu sorglosem Sich-Ausgeben. Sie scheinen sich frühzeitig auf das erwachende Bewußtsein durch ein gewisses Kraft- und Machtgefühl zu übertragen. Diese angenehme Illusion strebt aus sich selbst nach Bestätigung und Ausdehnung.

Da eine vernunftgemäße Kritik zu dieser Zeit noch nicht existiert, könnte die magische Haltung auch als eine sehr vereinfachte Rationalisierung eines Expansionsbedürfnisses, einer Suche nach Selbstbetätigung aufgefaßt werden. Der junge Mensch, der sich wohlbefindet, fühlt sich — ich will damit keine genaue Formulierung geben — als König der Schöpfung. Die hedonistische Tendenz drängt ihn dazu, diesen beherrschenden und unzugänglichen Standpunkt einzunehmen.

Die Realität mit ihren Schwierigkeiten, ihren Verzichtforderungen, ihren Leiden, drängt sich aber gewaltsam dazwischen. Die Tyrannei der Außenwelt anzuerkennen, ist nicht angenehm. Es ist weit einfacher, deren unversöhnliche Gewalt, selbst gegen den Augenschein, zu leugnen. Ein kleiner Sprung, und man gibt auch schon die Möglichkeit zu, durch eine souveräne Geste die gegnerischen Gewalten zu bannen. Dies wäre also der verführerische Übergang vom Wunsch zum Glauben.

Tatsächlich werden die Rechenfehler der magischen Bräuche nicht dem Prinzip selbst angelastet sondern dem Ausführungsdetail. Der Medizinmann kann sehr wohl eingestehen, daß er sich in seiner Technik geirrt hat, seine eingefleischte sichere Überlegenheit läßt aber den Gedanken an ein Versagen nicht zu. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich die Geistesverfassung der schwarzen afrikanischen Soldaten begreifen, die in den Krieg besondere Amulette gegen die Kanone, das Gewehr und die blanke Waffe mitnahmen. Wenn sie trotzdem verwundet wurden, lag das nicht an einem Fehler

des Talismanprinzips, sondern an dem Zauberer, der ein „schlechtes Grigi“ geliefert hatte. Solche Dinge lassen sich also durch ein euphorisches Gefühl, dem man nicht entsagen will, recht gut erklären.

In einer einigermaßen analogen Auslegungsmethode (Projektion des persönlichen Wunsches auf die Außenwelt, nur schwach rationalisierte Negation entgegenstehender Elemente) schreibt Frazer: „die Menschen haben irrtümlich den Lauf ihrer Ideen für den Lauf der Natur gehalten.“

Man begegnet dieser Projektion von Wunschstrebungen auf die Außenwelt, dieser Weigerung, die peinliche Wirklichkeit zuzugeben, bei einer Reihe von Kulturmenschen. Der zweite Mechanismus zeigte sich in voller Deutlichkeit in der Antwort eines ehemals sehr reichen Rentiers, der unlängst im Laufe eines Gespräches über die Schwierigkeiten der Weltkrise und bei Erwähnung eines eventuellen Zusammenbruchs des Francs ausrief: „Nein! Das ist unmöglich, das wäre zu entsetzlich.“

Die erste Einstellung, die Übertreibung des Machtgefühls, ist leicht im täglichen Leben zu entdecken. Darbietungen athletischer Akrobatik, gelungene Taschenspielerkunststücke, oder allgemein, jede Virtuosität, sind wohl gerade aus diesem Grunde eine Quelle des Vergnügens. Sie befriedigen das nahezu bewußte und gewollte Illusionsbedürfnis, das den Menschen von den geltenden Naturgesetzen befreit zeigt und dem Zuschauer schmeichelt, der nicht weit davon entfernt ist zu glauben, er und der Ausführende seien nahezu dasselbe. Man hört in solchen Fällen oft mit dem Ausdruck wirklichen Vergnügens: „Wie leicht das aussieht.“

Weit stärker noch überträgt sich das Bedürfnis, die Euphorie zu bewahren, in die Träume und Spiele des Kindes. Es erscheint nicht unbedingt notwendig, dabei eine aggressive Tendenz obligatorisch anzunehmen. Die weit einfachere Erklärung dürfte genügen, daß das Kind die Realität noch nicht vom Standpunkt des Wissens

aus sehen will und daß sein freudiges Lebensgefühl ihm den Sprung zum Übergang des Wunsches in den Glauben gestattet. Selbst wenn sich das Realitätsprinzip bei ihm geltend macht, und ihm die Begrenzung seines Handelns zeigt, wird sein Drang, sich vor sich selbst zu bewahren, noch eine Rechtfertigung finden: „Ich kann das nicht machen, aber nur weil ich noch zu klein dazu bin; die Großen wie mein Vater sind allmächtig; wenn ich groß bin, werde auch ich machen was ich will." Man sieht auch oft Kinder mittels eines durchaus magischen Rituals versuchen, diese Allmacht durch Verkleidungen, Grimassen, durch ein Gelalle oder Ausdrücke aus der Sprache der Erwachsenen zu erlangen, um ihr Machtbedürfnis zu befriedigen.

Wenn das Glück durch die Bestätigung der Herrschaft über die Außenwelt bewahrt werden soll, tritt, vor allem am Anfang, eine andere Form desselben hedonistischen Instinkts nach und nach hinzu: das Vergessen, das Leugnen der eigenen Schwäche vor der Realität. Dieselbe Neigung zur Illusion dauert fast bei allen fort. Wieviele Köpfe, die sich für positiv eingestellt und unvoreingenommen halten, sind wirklich fähig, zum wahren Skeptizismus vorzudringen, ohne dem Zwang eines leidenschaftlichen Negierens zu verfallen? Wieviele können den Zweifel ohne Angst, ohne Aberglauben, ohne Vorurteil ertragen?

Auch anscheinend durchaus wissenschaftlich und rationalistisch eingestellte Epochen und Kulturen entgehen dem Verlangen, reale Schwierigkeiten durch eine Machtillusion zu kompensieren, kaum mehr als die andern. Das Fehlen einer religiösen oder magischen Überzeugung wird recht häufig und nahezu ganz offen durch eine neue wirkliche Mystik ersetzt; dabei eine offensichtliche Religion der Irreligiosität aufdecken zu wollen, wäre reichlich banal. Es wurde weiter oben schon angedeutet, auf welche Weise sie magisch umkleidet werden kann.

Einen ganz besonderen Fall des Glaubens an die Allmacht des Denkens bildet die Christian science. Für diese Doktrin (deren Erfolg bei den angeblich positiv eingestellten Amerikanern sehr groß ist) existieren Übel, Leiden und Tod nur darum, weil der Mensch an sie glaubt. Sobald er durch den Glauben dazu gelangen wird, nicht mehr daran zu denken und sein Geist eine bisher ungeahnte Macht erreichen wird, dann werden auch alle Übel, die uns bedrohen, verschwinden.

Eine solche Überzeugung ist selbstverständlich nicht wissenschaftlicher Art, trotz ihres Namens; sie ist auch nicht religiös, nachdem sie der göttlichen Gewalt nur eine sekundäre Macht zuteilt, die sich in den irdischen Angelegenheiten kaum auswirkt; viel eher ist sie eine Art Magie, denn für sie ist es vor allem das menschliche Denken, das eigentlich auf Menschen und Elemente wirkt. In diesem besonderen Falle zählt aber auch die Formulierung dieses Denkens kaum; die Macht ist hier nicht automatisch mit dem Ritus verbunden.

Die Christian science in ihrer gegenwärtigen Form benützt die Erinnerung an ein tief eingeprägtes Christentum und hat, da sie nur ein Minimum an persönlichen Opfern fordert, das Verdienst einer irrationellen Einfachheit. Sie ist auch imstande, gleichzeitig das mystische Bedürfnis und den Optimismus eines jungen glühenden Volkes zu befriedigen, dessen Selbstvertrauen sie auf angenehme Weise exaltiert. Sie hat mehr als jede andere Lehre den Begriff der Allmacht des Denkens auf unsere Zeit überliefert.

Die Ausbreitung des magischen Denkens, das sich auf solche unbewußten Tröstungswünsche gründet, ist viel leichter festzustellen als das Anwachsen jeder etwas stärkeren affektiven Tendenz. Ganz unabsichtlich bildet sich eine systematische Fertigkeit in der Auswahl der beobachteten Tatsachen. Nur die günstigen Vorfälle werden behalten und die andern eliminiert. Aus der großen Anzahl aufgezeichneter Situationen konstruiert sich

jeder zwangsläufige Koinzidenzen und diese allein werden auf die Aktivseite der Überzeugung gebucht, wie das bei Vorahnungen und Krankheitsanzeichen der Fall ist. Er schafft sich eine wirkliche Aufnahmsfähigkeit, wie sie bei jedem Glauben zu finden ist.

Bei dieser Gelegenheit sei an den treffenden Ausspruch eines Studenten erinnert, der dem verfehlten Experiment eines Chemieprofessors beiwohnte; als dieser das Gesehene um jeden Preis bestätigt haben wollte, rief er aus: „Man muß es glauben, um es zu sehen."

Besonders als Ärzte und noch mehr als Psychoanalytiker müssen wir vorsichtige und strenge Kritiker unseres Urteils sein. Wir dürften zuweilen in uns selbst eine Art Glauben an eine wahrhaft magische Rolle des Unbewußten vorfinden, dem wir die Kraft verschiedener körperlicher Realisierungen zuschreiben, ohne daß wir den äußeren Zusammenhängen Rechnung tragen. Wir haben uns ebenso vor der Versuchung zu hüten, mühelose Erklärungen auf die Anwendung von Ausdrücken zu gründen, die wir vielleicht ein für allemal angenommen haben und die in der Behandlung irgendwie die Rolle von Bannsprüchen spielen sollen.

Es bleibt nun noch zu untersuchen, warum und wodurch sich im Leben jedes einzelnen ein Ritual magischer Art bilden und festsetzen kann. Vor allem drängt sich dem Geiste leicht eine symbolische Analogie auf. Man stellte fest, daß ein wichtiges Ereignis mit einem anderen zusammenfiel, das an sich unbedeutend und mit dem ersten in keinem rationellen Zusammenhang stand. Von da ist es nicht mehr weit, bis man unbewußt eine kausale Verknüpfung annimmt und der Wiederholung des zweiten Ereignisses die Macht zuschreibt, das erste, uns überraschende, hervorzubringen. Dieser Mechanismus, der für die Form des Ritus bestimmend ist, scheint den Ursprung des individuellen Aberglaubens bei zahlreichen Spielern zu bilden.

Für den Geist ist die Benützung eines Rituals überdies ein großer ökonomischer Vorteil. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß wir Überlegungen und Entscheidungen soviel wie möglich zu vermeiden suchen. Wenn eine Menge unserer Haltungen nicht im Voraus geregelt, unsere Reaktionen nicht automatisch bedingt wären, dann wäre praktisch an einen geordneten Ablauf des täglichen Lebens nicht zu denken. Die banale Feststellung, daß jede vollbrachte Handlung in der Wiederholung leichter wird, besteht hier zurecht. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Anwendung der Formeln ebenso wertvoll für die Mnemotechnik, wie angenehm für die Wiederherstellung eines affektiven Zustandes. Im Anfang hat der Ritus wirklich Daseinsberechtigung, hat symbolischen Wert, er dient der Beschwörung, er besorgt eine Vereinfachung; in der Folge aber löst er sich in eine leere Formel bewußten Inhalts auf und gewinnt den Anschein eines kategorischen Imperativs. Er steht außer Diskussion und bedarf keiner Begründung.

Ist diese Entwicklung nicht in den Vorschriften eines gegebenen sozialen Milieus über das, was „schicklich" ist, wiederzufinden? Noch bis vor kurzem galt es in vielen Familien als feststehend, daß man einem jungen Mädchen nur ein Schmuckstück anbieten konnte, in das keine Diamanten gefaßt waren. Wollte man nun den Grund einer solchen Einschränkung erklärt haben, lautete die Antwort obligatorisch, wie sie sein mußte: „Das tut man nicht."

Dieses Bedürfnis nach Automatisierung in der Form des Rituals haben übrigens alle sozialen Organisatoren erkannt und ausgenutzt. Ich will gerne zugeben, daß die Form des Ritus umsomehr Chancen der Annahme und der Wiederholung hat, als sie den hauptsächlichsten symbolischen Werten für die individuellen Strebungen jedes einzelnen entspricht. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß man den Menschen willkürlich einen Brauch

aufzwingen kann, dessen erstes Verdienst es ist, einfach, starr und befohlen zu sein. Es scheint, daß er in diesem Falle sekundär seinen affektiven Wert erhält und in einem Kollektivgefühl, an das er sich wendet, zur Wirkung kommt. Beispiele davon sind in allen sozialen Organisationen zu finden, in erster Linie im juridischen und im militärischen Apparat.

Alle jene, die Menschen zu lenken haben, kennen im Durchschnitt den Vorteil, den die Ausnützung dieses Bedürfnisses nach einem automatisch und rituell geregelten Leben bietet, zumal nach dem gewöhnlichen Ablauf der Dinge die Initiative der sogenannten „Intelligenz“ und die von ihr gewünschte freie Auswahl allenthalben stark gefürchtet werden.

Wenn die Verwendung des Ritus und des magischen Bedürfnisses vom sozialen Gesichtspunkt aus bequem und für die tägliche Mühe ökonomisch ist, hat sie außerdem noch einen wirklichen affektiven Wert. Sie ermöglicht es oft genug, dem Gefühl der Verantwortung und der Schuldhaftigkeit zu entgehen. In vielen Fällen erscheint es wertvoll, im Voraus alle unvorhergesehenen Probleme gelöst zu wissen, der moralischen Verpflichtung sie zu lösen und der Gefahr sich zu irren aus dem Wege zu gehen. Durch den Vorgang des magischen Aberglaubens gibt man seinem Über-Ich die Genugtuung, „das Notwendige“ getan zu haben, sich ruhigen Gemütes die Hände waschen zu können und die Verantwortung los zu sein.

Die gefühlsmäßige Beruhigung wird erreicht, wie immer das Resultat der Unternehmung ausfällt. Wenn man aus einer rein animistischen Geisteshaltung heraus gehandelt hat, liegt der Fehler im Falle des Versagens an der Technik und nicht am Prinzip; man befindet sich ungefähr in der Lage des afrikanischen Soldaten, dessen Talisman schlecht gewählt oder an unrichtiger Stelle war. Wenn man von einer mehr

religiösen Einstellung ausgegangen ist, bedauert man, daß die übernatürliche Macht trotz aller Inbrunst der Seele sich nicht erweichen ließ. Und wenn man nur ausschließlich wissenschaftlich vorgehen wollte, wird man sich nichtsdestoweniger mit dem Gedanken trösten, sein Möglichstes getan zu haben.

Im Leben der Kulturmenschen begegnet man zahlreichen Anwendungen des Bestrebens, eine unangenehme Verantwortung durch eine Handlung zu ersetzen, von der man weiß, daß sie an sich wenig wirksam ist; die Formel und das Zeremonial genügen aber, um jede Unruhe, wenigstens unmittelbar, zu besänftigen. Ihre Anwendung zieht übrigens aus einem erst seit kurzem eingebürgerten Ausdruck Nutzen. Angesichts eines Problems, das man nicht lösen kann, beeilt man sich, es mit Hilfe einer magischen Geste „zur Lösung zu bringen", das heißt ihm ein befriedigendes, wenn auch illusorisches Ansehen der Lösung zu geben. Oder geschieht etwa etwas anderes, wenn man, wie so oft, in einer wissenschaftlichen oder einer anderen Versammlung angesichts einer unüberwindlichen Schwierigkeit „eine Kommission ernennt" und alle Welt zufrieden ist?

Das Wort „magisch" kann hingegen im gewöhnlichen Sprachgebrauch in offenbarem Widerspruch zu seinem Sinn so gebraucht werden, daß es keinem übernatürlichen oder animistischen Glauben entspricht, sondern eine einfache Metapher darstellt. In gewissen Fällen beurteilt man zum Beispiel als magisch Apparate, Vorgänge oder Ereignisse, die ein Wunder zu sein scheinen, von denen aber jedermann weiß, daß es sich um natürliche, genial kombinierte und dargestellte Phänomene handelt. Wenn man also von einer Laterna magica spricht, so läßt das Wort darum nicht auf einen Glauben an die Magie schließen. Man könnte fast sagen, daß es im allgemeinen magische Ideen nur dort gibt, wo dieses Wort nicht ausgesprochen wird; in der gegenwärtigen Gesellschaft wenigstens weiß jeder, daß er besser daran

tut, sich nicht zu einem Glauben an die Magie zu bekennen. Man muß also den im Unbewußten harrenden Glauben unter der Last der Worte, die ihn bedecken, aufsuchen. Ähnlich, wenn auch anders nuanciert, liegt der Fall, wenn man von der magischen Macht einzelner Menschen auf andere spricht, um ihre reale und wahrhaft überraschende Wirkung auszudrücken. Diese läßt sich indessen auch wissenschaftlich durch verschiedene Grundbedingungen erklären. Bei der wunderbaren Persönlichkeit liegen wohlbekannte Faktoren vor, wie Selbstvertrauen, leidenschaftliche Exaltation, starre Verfolgung einer einzigen Idee, Unempfindlichkeit gegen das Lächerliche, unermüdbarer Starrsinn, autoritatives Auftreten, tragende Stimme usw. Von Seiten der Zuhörer und Zuschauer kommen ihr Aufnahmetendenzen entgegen: Gemeinschaftsgefühl, der Wunsch überzeugt zu werden, das Spüren einer starken Autorität, Bedürfnis nach Leitung, der durch eine faszinierende Aureole schon bestätigte Ruf usw.

In diesem Falle handelte es sich einfach um ein individuelles oder kollektives Übertragungsphänomen, das sich im genannten Punkt vollzieht. Da die handelnde Person Saiten anschlägt, die nur zu schwingen verlangten, erzielt er ein an das Wunder grenzendes Resultat. Darum handelt es sich wohl immer, wenn man die Führer der Menge, die Apostel, die Tribunen, die Heilkünstler betrachtet. Das unbestrittene Prestige mancher Ärzte erklärt auf diese Weise die wirklichen und überraschenden Resultate, die sie unter dem Mantel der magischen Macht, zum Beispiel durch ihren Blick erreichen. Man braucht wohl nicht besonders darauf hinzudeuten, daß die Wirksamkeit durch mehr oder minder absichtliche Maßnahmen oft vermehrt wird, von der einfachen intuitiven Verschlagenheit bis zur raffiniertesten Inszenierungskunst.

Es wäre eine interessante, wenn auch sehr delikate Aufgabe, festzustellen, in welchem Ausmaße bei derart

beeinflußten Menschen ein magischer Glaube mitspielt. Er dürfte in sehr verschiedenen Graden auftreten, meist aber mit einer sekundären Rationalisierung. Es hat tatsächlich den Anschein, daß man sich anfangs von rein affektiven unbewußten Strebungen leiten läßt: dem masochistischen Bedürfnis beherrscht zu werden, der aggressiven Tendenz zur Teilnahme, dem Bedürfnis nach Spannung und Tröstung, dem Ansteigen einer mehr oder minder verliebten Sympathie usw. Statt die gefühlsmäßige Anziehung zuzugeben, werden aber viele versuchen, sie äußerlich zu rechtfertigen und sie dem Passepartout der unwiderstehlichen Wirkung magischer Einflüsse zuzuschreiben.

Diese Erscheinung ist weit häufiger oder weit leichter bei den Neurotikern zu beobachten. Wenn der Kranke eine eifersüchtig bewahrte Krankheitseinstellung aufgeben muß, zieht er es vor, die Übertragung, die ihn heilt, auf eine unpersönliche und unwiderstehliche Macht statt auf eine freiwillige Entsagung zurückzuführen. Ein Überbleibsel magischen Glaubens liefert ihm den Vorwand, um sich in vollen Kriegsehren zurückzuziehen. Dieser Mechanismus dürfte sich am häufigsten bei der Aufgabe sichtbarer körperlicher Symptome der Hysteriker, zum Beispiel nach einer schmerzhaften Elektrisierung, abspielen.

Zusammenfassend können wir sagen, daß dem Glauben an magische Möglichkeiten im Alltagsleben eine sehr bedeutende Rolle zukommt. Er zeigt sich als eine Gelegenheit, dauernde Schwierigkeiten besser zu ertragen, ein angenehmes Selbstvertrauen zu bewahren, geistige Wirkungen in automatische und daher ökonomische zu verwandeln. Man begegnet ihm häufig bei Personen, die sich für frei von jedem unwissenschaftlichen Vorurteil halten.

Symposion über die Psychologie von Krieg und Frieden

Von Edward Glover und Morris Ginsberg, London

Am 13. Dezember 1933 fand in der Medical Section der British Psychological Society eine Diskussion über „The Psychology of Peace and War“ zwischen Dr. Edward Glover, Director of Scientific Research des Londoner Psychoanalytischen Instituts, und Dr. Morris Ginsberg, Professor der Soziologie an der Universität London, statt. In der Aussprache ergriff auch der bekannte Psychoanalytiker Dr. John Rickman das Wort. Die Wechselrede ist im „British Journal of Medical Psychology“ (Vol. XIV, 1934) veröffentlicht worden, mit dessen Zustimmung nachfolgender Abdruck (in deutscher Übertragung von Dr. Helmut Polt) erfolgt.

EDWARD GLOVER: Ich hege den bestimmten Verdacht, daß das heutige Symposion über Krieg und Frieden zu dem Zwecke veranstaltet wurde, um uns eine Art Erholung von den vorangegangenen anstrengenderen Arbeiten der medizinischen Abteilung unserer Gesellschaft zu verschaffen. Wenn dem so ist, dann darf ich wohl behaupten, daß das Komitee mit seiner höchst lobenswerten Absicht vom Eiskasten in die Esse geraten ist. Wir wurden eingeladen, eines der dringlichsten und verwirrendsten Probleme zu erörtern, vor welche die Individual- und Sozialpsychologie gestellt sind. Ganz abgesehen davon, daß die Wellen des Krieges äußerst schwerwiegende Folgen für die Menschheit haben, so führten die Fragen, die dabei auf dem Spiele standen, in der Vergangenheit dazu, daß sich Kirchen spalteten, politische Reformer einander an die Kehle gerieten, und die letzte, aber keineswegs geringste Folge war, daß bitterer Hader unter den Psychologen selbst

entstand. In terminis technicis ausgedrückt, würde die Hauptfrage etwa folgendermaßen lauten: Welche reaktive Bedeutung haben die Umweltfaktoren für die Entstehung menschlicher Konflikte im Vergleich zu (innerlichen) endopsychischen Faktoren? Wenn man wie ich an die überragende Bedeutung endopsychischer Faktoren für die Begründung menschlichen Verhaltens glaubt, insbesonders jener Faktoren, die im vollen, also im deskriptiven, topischen und dynamischen Sinne des Wortes unbewußt sind, dann muß man annehmen, daß der Schlüssel zu dem Rätsel „Krieg" — wenn ich einen Ausspruch von Major Yeats Brown entlehnen darf — „klaftertief im menschlichen Unbewußten liegt". Dieser Glaube führt in seiner weiteren Folge unvermeidlich zu dem Schluß, daß eine Lösung des Kriegsproblems — Versuche, das Problem zu übergehen, sollten davon scharf unterschieden werden — niemals erreicht werden kann, bis es den Menschen gelingt, nicht nur ihre eigenen unbewußten Triebe und Mechanismen zu verstehen, sondern bei der Bewältigung dieser Triebe und der Regelung dieser Mechanismen selbst Hand anzulegen. Ich bin ferner der Ansicht, daß es eine schwere Irreführung der besten Kräfte bedeutet, wenn man die Präventivmaßnahmen auf ethische, rationale oder ökonomische Gesichtspunkte konzentriert und die unbewußten psychologischen Faktoren vollständig vernachlässigt. Jede Form von Pazifismus, die das tut, müßte eigentlich auf ihre wirklichen Beweggründe untersucht werden. Ich vermute, daß mir diese letzte Folgerung stark angekreidet werden wird und werde nicht versuchen, einer solchen Kritik Widerstand zu leisten. Ich kann Sie nur daran erinnern, daß nach dem Sprichwort zum Streiten zwei gehören. Auf dem Gebiete der klinischen Psychologie und Psychiatrie haben wir gelernt, daß zur Bildung eines Konflikts zwei Reihen entgegengesetzter Strebungen nötig sind. Ein neurotisches Symptom ist nicht einfach auf den Aus-

bruch primitiver Triebe zurückzuführen, sondern stellt eine Kombination verdrängter und verdrängender Kräfte dar. In der Schulpsychologie erfahren wir von unsern unbewußten Kräften erst dann etwas, wenn wir die gegen diese Kräfte aufgerichteten Reaktionsschranken studieren, jedenfalls also Schranken, die ins Bewußtsein hineinragen. Es ist ein verderblicher Irrtum, anzunehmen, daß der Krieg lediglich ein Durchbruch des primitiven menschlichen Trieblebens, zum Beispiel einfach irrsinnig gewordene Selbsterhaltung sei. Kurz, der Krieg wird uns ein unlösbares Problem bleiben, bis wir verstehen, was Frieden ist. Und wir scheitern bei der Kriegsverhütung, wenn wir es versäumen, den Pazifismus zu analysieren.

Sie werden dem bisher Gesagten entnommen haben, daß die Methode, mit der ich mich diesen Dingen zu nähern versuche, auf denen der medizinischen Psychologie im allgemeinen und denen der Psychoanalyse im besonderen beruht. Ich nehme an, daß Krieg wie Selbstmord oder Globus hystericus eine Krankheit oder, besser, eine funktionale Abnormität oder, noch genauer, eine unzureichende Form von Triebanpassung darstellt. Wie andere Fehlanpassungen erfordert auch diese genaue Untersuchung einerseits zum Zwecke der Diagnose, anderseits zum Zwecke der Heilung.

Ich möchte Sie nebenbei daran erinnern, daß bisher noch keine psychologische Untersuchung des Krieges nach systematischen Gesichtspunkten versucht wurde — eine Tatsache, die an sich schon einen recht seltsamen Kommentar zu der so sehr gerühmten Vernünftigkeit der Menschen liefert. Ich bin dabei auf den sofortigen Einwurf gefaßt, daß der Krieg wesentlich ein soziales Phänomen darstellt und seine Untersuchung daher Aufgabe der Soziologie ist; ferner daß ein Erklärungsversuch mit Hilfe der Psychologie des Individuums zu einem großen Teil auf Analogien aufgebaut ist, die vielleicht nicht zutreffen. Die Psychoanalyse hat

darauf zwei Einwände: erstens, die wissenschaftliche Soziologie beschränkt sich mit Ausnahme ihrer anthropologischen Abteilungen hauptsächlich auf die rationalen Gesichtspunkte der Gruppenaktivität und betrachtet daher das Kriegsproblem natürlich von einem fast ausschließlich rationalen Standpunkt. Diesem Versäumnis sucht der Psychologe, der seine Erfahrungen am Individuum gewonnen hat, abzuhelfen. Der zweite Einwand dürfte mehr Widerspruch erwecken. Er bezieht sich darauf, daß es kein verläßliches Wissen über Gruppenbeziehung geben kann, ehe nicht die Soziologie der ersten fünf Lebensjahre erschöpfend festgelegt ist. Zu diesem Gebiete hat allein der Psychologe, der Individuen studiert, Zutritt. Seine vorteilhafte Position wird dadurch um nichts gemindert, daß die Psychologen wegen der Psychologie der Kindheit einander noch in den Haaren liegen. Im Gegenteil, diese Tatsache an sich beleuchtet schon die Notwendigkeit der Forschung. Solange diese Forschungen nicht endgültig abgeschlossen sind, werden soziologische Untersuchungen des Krieges starken Irrtümern ausgesetzt sein.

Mit Ihrer freundlichen Erlaubnis will ich nun die Details der Untersuchung einen Augenblick zu Gunsten einer vorläufigen Diagnose überspringen. Diese Diagnose ist an sich gewiß nicht originell: Der Krieg ist häufig eine soziale Psychose oder ein sozialer Wahnsinn genannt worden. Die Psychoanalyse hat indessen das Verdienst, dieses Schlagwort ernst genommen zu haben. Sie ist dazu übergegangen, die Lebensgeschichte des Durchschnittsindividuums darauf zu untersuchen, ob und wann es Zeichen von Psychosen zeigt. Von ihrer Erfahrung an Abnormitäten Erwachsener zur Untersuchung der Entwicklung normaler Kinder getrieben, hat sie die völlig einfache Entdeckung gemacht, daß das Verhalten aller Kinder bis zum Alter von ungefähr drei Jahren dem Typus nach psychotisch ist, das heißt also, daß die primitiven Triebe des Kindes, seine archaischen

Ängste und seine bizarren Reaktionen auf die Realität das Grundgewebe späteren Wahnsinns bilden. Wenn sie mir eine kleine Übertreibung erlauben wollen, möchte ich sagen, daß der Kern des menschlichen Geisteslebens sowohl in individueller wie in sozialer Hinsicht nach psychotischen Muster geformt wurde und geformt ist. Das Problem der Diagnose wird dadurch einigermaßen vereinfacht. Wir haben tatsächlich zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen, denn wir können nicht nur sagen, daß jene Mentalität, die den Krieg fördert oder duldet, in der Säuglingsperiode gebildet wird, sondern wir dürfen auch hinzufügen, daß die wirkungsvollsten friedlichen Reaktionen während derselben Phase aufgerichtet werden. Das Kind gelangt im Laufe seiner Entwicklung aus eigener Kraft zu einer pazifistischen Lösung des Destruktionstriebes; im Vergleich dazu ist der Pazifismus der Erwachsenen eine blasse blutleere Angelegenheit.

Diese Spur bringt uns zu unseren Untersuchungsmethoden zurück, die eigentlich der Medizin angehören, da sie vom Abnormalen zum Normalen fortschreiten.

Was nun die Psychologie des Abnormalen anlangt, so seien die Entdeckungen der Psychoanalyse wie folgt hier zusammengefaßt: Ein geistiger Zusammenbruch beliebiger Art ist die Folge des Wiederauflebens eines frühen Kindheitskonfliktes mit dem primitiven unbewußten Destruktions- und Sexualtrieb. Im Verlauf des ursprünglichen Kampfes mit dem Trieb entwickelt und benützt der Geist in gleicher Weise primitive Abwehrmechanismen. Krisen, die zu einer Geisteskrankheit führen, sind, was immer ihren Ausbruch verursacht haben mag, stets die Folge eines Versagens oder einer Hyperfunktion dieser unbewußten Mechanismen.

Wenn wir nun diese primitiven Mechanismen eingehender untersuchen, finden wir, daß es unter allen Eigenheiten des kindlichen Innenlebens in ihren Ur-

sachen und Folgen keine dramatischeren gibt als die Abwehrmaßnahmen, die wir unter den Namen Introjektion und Projektion kennen. Diese primitiven Mechanismen stellen zwei entgegengesetzte Methoden der Behandlung eines inneren Reizes dar, besonders des Reizes durch aggressive und destruktive Impulse. Durch das introjektive System werden im Geiste gewisse wirksame Identifizierungen aufgerichtet, die zur Folge haben, daß übermäßiger Haß gegen äußere Objekte in weitem Ausmaße gegen das eigene Selbst gerichtet werden kann; im projektiven System wird ein übermäßiger innerer Reiz als Fremdkörper behandelt, auf äußere Objekte übertragen und die Aggression auf diese gelenkt. Diese Musterbeispiele kindlichen Lebens zeigen sich in Karikatur bei den melancholischen und paranoiden Psychosen der Erwachsenen. Sie entsprechen auch dem inneren Aufbau des Selbstmörders, beziehungsweise des Mörders. Ihre Wirkung ist indessen nicht auf abnorme Krisenzustände beschränkt. Sie formen den Charakter, das Temperament und das Schicksal des Durchschnittsmenschen. Es ist wirklich kaum übertrieben, wenn wir sagen, daß die Kulturprozesse der Introjektion mehr zu verdanken haben als irgendeinem anderen primären unbewußten Mechanismus.

Ich will nicht den hoffnungslosen Versuch unternehmen, in diese kurze Einleitung alle Stadien klinischer Forschung zusammenzudrängen, durch die wir zu einer Schätzung der unbewußten Kräfte und Anlagen des Menschen gekommen sind. Ich hoffe, Sie indessen durch den Hinweis auf die Wichtigkeit der frühen Introjektions- und Projektionsmuster auf die folgenden Schlüsse vorbereitet zu haben. Wir folgern also, daß die Kriegsphänomene, insofern äußere Feinde vernichtend getroffen werden sollen, die Wirkung von Projektionsmechanismen darstellen. Beim Pazifismus hatten die Introjektionsmuster im Großen und Ganzen den Vorrang. Die destruktiven Triebe wurden nach innen gewendet und

gehemmt. Es ist zwar richtig, daß auch der Pazifist noch einen äußeren Feind anzugreifen hat, dieser Feind ist jedoch der Krieg selbst, der Angriff zeigt verschiedene Formen und reicht von der Ermahnung oder dem Vorwurf bis zur zwangsweisen Abrüstung, zu wirtschaftlichen oder politischen Reorganisationen, oder, bei den aktivsten, zur Einrichtung einer internationalen Polizei. Wir kommen hier zu einem Schluß, den ich an anderer Stelle ausführlicher dargestellt habe: Bei genügend allgemeiner Betrachtung zeigt es sich, daß die Energien des Pazifismus aus denselben Quellen stammen wie jene, die den Krieg entfachen.

Noch bedeutungsvoller ist indessen das Verhalten jener großen unklassifizierbaren Gruppe des sogenannten großen Publikums, dessen Meinungen und Reaktionen während jeder Kriegskrise anfangs so unberechenbar und am Ende so bestimmt sind. Gerade durch ihre Lethargie ist die indifferente Masse der öffentlichen Meinung die Hauptstütze des Krieges. Die Mechanismen der Introjektion und Projektion haben hier ungefähr zu einem Ausgleich geführt, einem Gleichgewicht, dessen Schwankungen ebensogut durch Verdauungsbeschwerden wie durch einen Streit mit dem Omnibusschaffner berichtigt werden können. Die Nachteile dieses Gleichgewichtszustandes sind dreifacher Art. Erstens: der Durchschnittsmensch, der kein wirklich dringendes inneres persönliches Problem zu lösen hat, wird die reale äußere Dringlichkeit des Kriegsproblems leicht übersehen; zweitens: das Gleichgewicht hält der bei unmittelbarer Kriegsgefahr ausbrechenden Aufregung und Panik nicht stand; drittens: es läßt den Alltagsmenschen niemals dahinterkommen, daß das Kriegsproblem im Grunde das Problem seines eigenen Unbewußten ist. Der Durchschnittsmensch ist wirklich zu friedfertig, um ein Pazifist zu sein; der Pazifist mit seinem dringenden Bedürfnis, zu Schlüssen und Resultaten zu kommen, ist zu militant, um erfolgreich zu

sein, und der Militärist hat ein derart verzweifeltes Bedürfnis nach innerpsychischem Frieden, daß er den Krieg nicht aufgeben kann.

Noch eine Bemerkung über die ätiologische Seite des Problems. Bei der Erforschung der Wirkung unbewußter primitiver Mechanismen drängt sich einem stets ihre große Stärke auf, besonders im Vergleich mit der fast rührenden Schwäche bloßer Vernunft. Je näher man aber diese Stärke prüft, umsomehr zeigt sich, daß sie letzten Endes eine Quelle der Schwäche ist. Primitive innere Mechanismen haben das Bestreben, als kategorischer Imperativ zu wirken, darüber hinaus fördern sie gerade die Krisen, die sie eigentlich beschwichtigen sollten. Es scheint uns recht befriedigend, wenn ein Kind, das zwischen einer übermächtigen Furcht vor seiner Mutter und einem zwingenden Bedürfnis nach ihrer Liebe hin- und hergerissen wird, diese Angst dadurch meistert, daß es sie auf einen Hund, sagen wir einem französischen Pudel überträgt. Vorausgesetzt, daß sich nicht allzuviele französische Pudel in der Nähe befinden, wird sich hier eine Zauberleistung des Unbewußten zeigen. Weit weniger befriedigend ist es dann, wenn dasselbe Kind erwachsen wird und nach und nach die Überzeugung entwickelt, daß es für den Frieden Europas vorteilhaft wäre, wenn alle Franzosen ausgerottet würden. Wenn alle jenen primären Mechanismen zur Verarbeitung der tiefsten Angst und des tiefsten Hasses, wie sie nun einmal Erbteil des Menschen sind, durch eine unsichtbare Schranke der Verdrängung verstärkt werden, dann kann, wie man wohl versteht, die endgültige Katastrophe in jedem Augenblick hereinbrechen. Denn wenn wir auch Grund haben, jede Sekunde des Tages und der Nacht für unsere Kräfte der Verdrängung dankbar zu sein, so können wir uns doch nicht verpflichtet fühlen, wenn und sobald unsere Blindheit uns an den Rand des Abgrundes führt.

Man muß Schwäche und Stärke der unbewußten Mechanismen gut im Auge behalten, denn an der Genauigkeit unserer Schätzung für ihre Wirkung steht und fällt jede pazifistische Bemühung. An dieser Stelle müssen wir auch den Pazifismus als eine Art Heilbehandlung zu betrachten beginnen. Die ärztliche Behandlung ist zum Teil selbst von pazifistischen Idealen geleitet; ihr Schlagwort ist „Friede durch Leistung". Sie unterscheidet sich von vielen Arten des modernen Pazifismus dadurch, daß sie ihre Ziele durch eine zuweilen erbarmungslose Aggression gegen die Krankheitsursachen erreicht.

Wenn wir der Ansicht zustimmen, daß Krieg eine Form von sozialer Krankheit ist, die eine Behandlung erheischt, dann müssen wir auch einen vorläufigen Überblick über die bereits bestehenden therapeutischen Methoden geben. Der leichteste und wie ich glaube beste Weg, die gegenwärtigen pazifistischen Ziele zu klassifizieren, ist der, sie nach dem Gesichtspunkt der Triebabwehr zu ordnen und hierauf den Brennpunkt zu beobachten, gegen den sie gerichtet sind.

So könnte man eine einfache Gruppe die „Hemmungsgruppe" nennen, die wieder geteilt werden kann in eine moralische Untergruppe, deren ethische Bemühungen mit Hilfe des menschlichen Gewissens gegen den Trieb gerichtet sind, und eine physikalische Untergruppe, die sich gegen die menschlichen Aggressionswerkzeuge wendet, sie durch Abrüstung beseitigen und, beziehungsweise oder, ihnen mit stärkeren Waffen (internationaler Polizei) entgegentreten will. Eine zweite Gruppe wäre am besten als Gruppe, die an den auslösenden Impulsen angreifen will, zu bezeichnen. Sie greift geradewegs bei den Umweltbedingungen an und hofft, durch die Änderung der wirtschaftlichen, politischen und nationalen Organisation den Ausbruch des Krieges verhindern zu können. Dieses System auslösender Impulse geht letzten Endes natürlich auf endopsychische

Faktoren zurück. Das wirtschaftliche Argument bleibt unverständlich, wenn wir nicht gewisse Selbsterhaltungs- oder Erhöhungstriebe annehmen, welche entweder auf die Umweltbedingungen reagieren oder sie fördern. Gerade die Schwierigkeiten und Ängste, mit denen die wirtschaftlichen Probleme verbunden sind, werden nur durch die Annahme verständlich, daß nicht im Zusammenhang stehende emotionale Faktoren mit ihnen verknüpft wurden...

Wenn wir nun systematisch an das Problem der Behandlung herangehen, dann folgen wir wohl am besten dem Beispiel der ärztlichen Psychologie bei der Betrachtung individueller Krankheiten. Vier Hauptpunkte müssen bei jedem psychischen Zusammenbruch beachtet werden: a) die auslösende Ursache, b) die Tiefe der Regression, c) die Natur der betreffenden primären Impulse, d) die primitiven Abwehrmechanismen, welche der Krankheit entweder durch ihr Versagen oder durch ihre übermäßige Funktion, ihre charakteristischen Züge gaben. Sobald der Arzt die Natur dieser Impulse und Mechanismen, vor allem besonders ihre Schwäche oder Stärke festgestellt hat, muß er entscheiden, a) ob die betreffenden Mechanismen verstärkt werden, b) ob sie nachgebildet, c) ob sie in ihrer Aktivität herabgesetzt, möglicherweise sogar ausgeschaltet und d) ob sie durch andere ersetzt werden können. Vor diese Entscheidung gestellt, teilen sich die Psychotherapeuten ganz natürlich in hemmende Therapeuten, Suggestivtherapeuten und Analytiker.

An Hand dieser Grundsätze sind wir zur Schlußfolgerung gezwungen, daß sich die bestehenden pazifistischen Ideale in vieler Hinsicht als unzulänglich erweisen. Sie messen entweder den auslösenden Impulsen zuviel Bedeutung bei oder legen sich auf moralische und physische Hemmungen allein fest, beides Verfahren, die sich in der psychotherapeutischen Praxis als verderblich erweisen. Es hat Jahrhunderte gebraucht, bis

man einsehen lernte, daß man Neurosen nicht heilen kann, indem man den Patienten bittet, sich zusammenzunehmen, indem man die Diät des nervösen Magenkranken ändert, indem man dem Selbstmörder den Revolver oder die Whiskyflasche wegnimmt, oder indem man sie alle zusammen in Zwangsjacken steckt. Durch eines oder alle solcher Mittel können Probleme zwar übergangen, aber niemals gelöst werden.

Kurz, der Unterschied zwischen den meisten Arten des Pazifismus und der individuellen psychoanalytischen Therapie besteht darin, daß sie sich, wo radikale Methoden bevorzugt werden, (gleichviel, ob sie am Individuum oder an den Umweltbedingungen angreifen) auf lediglich bewußte Impulse, Begründungen und Reaktionen konzentrieren. Wie ich fürchte, kommt dies einer Anklage auf unfreiwillige Quacksalberei seitens der Pazifisten gleich; sie besagt, daß er sich an die Heilung einer gefährlichen Krankheit macht, in der seligen Unwissenheit, daß seine Diagnose unzulänglich ist. Obwohl nun der Analytiker die geringste Meinung von der menschlichen Vernunft zu haben scheint, zeigt er doch in seinem wirklichen Verhalten mehr Glauben als alle anderen in die verhältnismäßig große Leistungsfähigkeit des bewußten Urteils, das nach seiner Formulierung hingegen durch die Unkenntnis der unbewußten menschlichen Kräfte und Ängste, die an ihrer eigenen Vernichtung und der Vernichtung anderer arbeiten, nicht getrübt oder verwirrt werden darf. Er hat wenig Vertrauen in den Einfluß des bloßen bewußten Urteils auf unbewußte Mechanismen. Unbewußte Spannungen müssen wenigstens durch technische Mittel hinreichend gelokkert werden, um die unwillkürlichen Mechanismen in die Lage zu versetzen, mit besserer Wirksamkeit zu operieren. Der Psychoanalytiker hat die Nützlichkeit der Beschäftigung mit auslösenden Ursachen, das heißt also der nächsten Ursachen des Krieges nie bestritten. Er muß hingegen bei der Ansicht bleiben, daß

die Umwelttheoretiker erst die Grundlagen ihres eigenen Geschäftes erlernen müssen. Die Menschheit muß erst eine Möglichkeit finden, die es verhindert, daß Drachenzähne in den fruchtbaren Boden der ersten Kindheitsperiode gesät werden. Wir können es vorläufig höchstens mit dem Raten versuchen. Der Versuch, schwer sadistische oder masochistische Einflüsse aus der Umgebung des Kindes auszuschalten, ist kaum noch begriffen worden. Es wurden wohl einige gut gemeinte Experimente gemacht, schwere sexuelle Versagungen in der frühen Kindheit auszuschalten; alle systematischen Versuche hingegen, die Angst des Menschen durch Ausschaltung seiner Haßreize zu vermindern, stehen noch ganz am Anfang. Unsere Erfahrungen bei der Psychopathologie des Individuums gestatten keinen sehr optimistischen Ausblick; wir dürfen aber jedenfalls sagen, daß dieses Experiment allen anderen gegen den Krieg gerichteten Erziehungsplänen vorangehen sollte.

Ich hoffe, daß Praktiker, die mit Suggestion und Erziehung arbeiten, nicht das unrichtige Gefühl haben werden, daß ihnen durch die analytische Betonung dieser Ausführungen die kalte Schulter gezeigt werden soll. Den Entdecker einer brauchbaren empirischen Maßnahme zur Verhinderung der Massensuggestion erwartet noch immer ein Nobelpreis und ein Monument in jedem Lande. Unsere Kollegen müssen aber an die Arbeit gehen. Es hat keinen Sinn damit zurückzuhalten, weil in der Zwischenzeit unsere Forschungsinstitute durch die Bomben des nächsten Krieges in die Luft gehen könnten. Ein solches Argument ist aus demselben Holz wie jener allzu rechtschaffene, fast ungesunde Optimismus, der die Forschungen auf diesem Gebiete mit einem „Ach was!" abtut, und glaubt, daß wir bereits zureichende Mittel zur Abschaffung des Krieges besitzen. Das Problem des Schwarzen Todes wurde nicht durch die Blumensträuße des Mittelalters gelöst, ebensowenig wie das Problem der Hysterie durch den Teu-

felsdreck der klassischen Periode gelöst wurde. Es vergingen Jahrhunderte, ehe die Ursache der Seuche in Forschungslaboratorien isoliert werden konnte, und die Hysterie mußte warten, bis Sigmund Freud erschien.

MORRIS GINSBERG: Meine Aufgabe in diesem Symposion ist, wie ich annehme, die, etwas über die soziologischen Gesichtspunkte des Kriegsproblems und besonders über die Rolle der Psychologie in der soziologischen Darstellung zu sagen. Soziologische Diskussionen des Krieges fallen im allgemeinen in zwei Klassen. Es wurden erstens mit Hilfe der vergleichenden Methode umfassende Untersuchungen über die Rolle angestellt, die der Krieg in der Kulturgeschichte spielt und die allgemeinen Gesetze für eine künftige Entwicklung festgelegt. Zweitens existiert eine ganze Menge weniger umfassender Arbeiten von Historikern und Soziologen, die einzelne Teilfragen, wie den Einfluß der Übervölkerung, die Suche nach neuen Absatzmärkten, die verschiedenen Formen politischer Einrichtungen behandeln. Man kann nicht sagen, daß eine der beiden Forschungsarten bisher zu sicheren Resultaten geführt hätte; die Gründe für dieses Versagen können hingegen, sofern sie überhaupt entdeckbar sind, für die Zielgebung künftiger Forschungen nützlich sein.

Beispiele der ersten Art sind die Verallgemeinerungen Auguste Comtes und Herbert Spencers. Comte behandelte den Militarismus im Zusammenhang mit dem Dreistufengesetz. Ebenso wie die Menschheit nach seiner Ansicht in ihrer theoretischen Entwicklung vom theologischen oder fiktiven Stadium zur metaphysischen Denkungsart und schließlich zum Positivismus fortgeschritten sei, so schreite sie auf praktischem Gebiet vom aggressiven zum defensiven Militarismus und schließlich, mit dem Wachsen des positiven Geistes, zur Aera des friedlichen Industrialismus weiter. Das Fortdauern der Kriege beruht, wie er glaubt, auf der Fortdauer von Ele-

menten der theokratischen Kulturstufe. Er meinte jedoch, daß der Militarismus endgültig im Abflauen begriffen sei und folgerte sogar, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch das Fehlen eines Kriegswillens beim Einzelnen bedingt sei. Daß sich die friedliche Weltordnung nur langsam ausbreiten könne, liege an der geistigen Anarchie, die wieder eine Folge der Fortdauer theologischer und metaphysischer Erziehungsideen sei und so das Anwachsen des wissenschaftlichen Geistes verhindere. Die Industrie hingegen brauche Frieden und der positive Geist werde sich schließlich durchsetzen. Seine Voraussagungen erwiesen sich sehr bald als falsch und der Industrialismus brachte neue Kriegsmöglichkeiten mit sich. Die gegenseitige Bedingtheit, die er zwischen der Entwicklung des Denkens und den sozialen Einrichtungen herzustellen suchte, war viel zu allgemein gehalten und die zugrundeliegenden Ursachen des Militarismus und Industrialismus wurden von ihm keiner Analyse unterzogen, die so weitreichende Verallgemeinerungen gerechtfertigt hätte.

Den Mittelpunkt der Soziologie Spencers bildet der Unterschied zwischen dem militärischen Typus der sozialen Organisation einerseits, der auf Zwang, einheitlicher Kontrolle und hierarchischer Unterwerfung beruht, und dem industriellen Typ anderseits, der durch freiwillige gemeinsame Arbeit, wirtschaftliche Unabhängigkeit und persönliche Freiheit charakterisiert ist. Obwohl nach seiner Ansicht Züge der beiden Typen in der gesamten sozialen Entwicklung nebeneinander existieren, meint er, ein vergleichendes Studium rechtfertige die sichere Annahme, daß im allgemeinen der industrielle Typ nach und nach zur Vorherrschaft gelange; und obwohl er ein Wiedererstarken des Militarismus und des Sozialismus, der nach seiner Ansicht auf demselben Prinzip zwangsmäßiger Zusammenarbeit beruht, voraussagte, glaubte er doch fest an den endgültigen Triumph von Frieden und Industrialismus.

Spencer veranstaltet eine große Parade induktiver und deduktiver Beweise. Ein genaueres Studium seiner Verallgemeinerungen zeigt, daß er nach zwei Richtungen hin voreingenommen war, durch sein Bestreben, die Zwangsmöglichkeiten seitens der Regierung auf ein Minimum zu beschränken und durch seine Ansicht, daß die Entwicklung einen Differenzierungs- und Integrationsprozeß darstelle. Sein Ideal war eine Gesellschaft, in welcher die politische Macht in weitestem Ausmaß auf das Volk verteilt ist und in welcher die Regierungsfunktionen lediglich auf die Einhaltung der elementaren Ordnung beschränkt sind. Sowohl der Militarismus als der Kommunismus müßten notwendig zu einer übermäßigen Machtkonzentration auf die politische Maschinerie und zu einem Eingreifen in alles und jedes der individuellen Freiheit führen. Sein Gesetz vom Übergang des Militarismus in den Industrialismus schien ihm eine Zukunft zu versprechen, die mit seinem Ideal übereinstimmte. Seine Voreingenommenheit bezüglich der Entwicklung ließ ihn im Krieg ein Organisations-, Integrations- und Ausbreitungsprinzip aus frühen Entwicklungsstadien sehen, während die späteren Stadien wachsende Differenzierung und Spezialisierung der Funktionen einschließlich der näheren Umschreibung und Beschränkung der Regierungsfunktionen erforderten. Diese Voreingenommenheiten machten ihn blind einerseits gegen die Möglichkeit des sozialen Staates, persönliche Freiheit und soziale Ordnung zu vereinen, anderseits gegen den möglichen Zusammenschluß von Militarismus und Industrialismus und das Emporkommen eines wirtschaftlichen Imperialismus.

Die Gründe für das Fehlschlagen dieser zwei Bemühungen zur Verallgemeinerung sind, wie ich glaube, sehr lehrreich. Sie illustrieren erstens die Nachteile einer häufigen Anwendung der vergleichenden Methode in der Soziologie. Die verwendeten Daten sind unzureichend und willkürlich aus dem ganzen Verlauf der

Geschichte und Vorgeschichte des Menschen ausgewählt, wobei den Beispielen, die dem anfänglichen Vorsatz entsprechen, der Vorrang gegeben wird, während die widersprechenden ignoriert werden. Sie gehen zweitens zu rasch von der empirischen Verallgemeinerung beobachteter Abläufe zu kausalen Gesetzen über. Das Aufspüren von Abläufen genügt jedoch nicht, um uns die Richtung künftiger Entwicklung anzugeben. Dies wird erst dann möglich, wenn wir die tieferen Ursachen der Abläufe entdeckt haben und deren Fortdauer unter spezifischen Bedingungen voraussagen können. Bis wir so weit sind, genauer, bis die psychologischen Kräfte enträtselt sind, haben weder diejenigen, die den Krieg als dauerndes Element der menschlichen Gesellschaft betrachten, noch diejenigen, die sein eventuelles Verschwinden voraussagen, irgendeine Berechtigung zu ihrer Ansicht.

Eine andere Art von Verallgemeinerungen stammt von jenen, welche die biologische Idee der natürlichen Zuchtwahl auf den Krieg übertragen. Ich kann mich hier nicht in Einzelheiten einlassen und muß mich mit der — hoffentlich nicht zu dogmatischen — Feststellung begnügen, daß ihnen ein direktes Studium der Tatsachen der Menschheitsgeschichte keine Berechtigung dazu gibt. Es handelt sich eher um Argumente *a priori,* die auf der Annahme beruhen, daß die Faktoren, die man in der biologischen Entwicklung wirksam glaubt, in der gleichen Weise bei der sozialen Entwicklung tätig sein müssen. Niemals wurde durch eine direkte Untersuchung gezeigt, daß die Vernichtung oder Ausbreitung von Gruppen, wie sie sich aus dem Krieg ergeben, durch genetische Faktoren bestimmt sind; ohne genetische Variabilität ist der Begriff der Auslese im strengen Sinne unanwendbar. Im besonderen wurde niemals der relative Anteil der erworbenen Technik, des Trainings und der angeborenen Eigenschaften für den Erfolg im Kriege untersucht. Die angeborene Überlegenheit gewis-

ser Völker wird durch solchen Erfolg erhärtet und dieser wieder durch die Überlegenheit erklärt. Bevor man nicht ganz unbeeinflußt Einblick in die relevanten angeborenen Rassenunterschiede besitzt, stellt eine solche Erklärung nichts als einen Circulus dar.

Die zweite und weit größere Gruppe von Untersuchungen über den Krieg rührt weniger von Soziologen als Historikern, Nationalökonomen und Statistikern her. Die Ursachen des Krieges sind gesucht worden in einem auf der Bevölkerung lastenden Druck, in wirtschaftlichen Expansionswünschen der Regierungen oder, genauer gesagt, in deren Bestreben, die Handelswege im Interesse ihrer Nation abzulenken, in den Bemühungen, innere Uneinigkeit durch Ablenkung der Aufmerksamkeit auf äußere Feinde zu vermindern, in religiösen Unterschieden, in dynastischen Bestrebungen, in Ursachen, die man oberflächlich politische Motive nennt und unter denen psychologische Faktoren gemeint zu sein scheinen, die den Nationalstolz und das nationale Prestige berühren, und dem Wunsche der Völker, von Männern der eigenen Nation statt von Fremden beherrscht zu werden, in der Tatsache, daß die Beamten der auswärtigen Ämter und die Diplomaten vorwiegend aus Gesellschaftsklassen stammen, die in den Kriegstraditionen aufgewachsen sind, vor allem in der sogenannten politischen Anarchie, womit das Fehlen oder die Schwäche internationaler Einrichtungen oder Behörden gemeint ist, die ein internationales Gesetz festlegen oder durchsetzen könnten und die überhaupt die Beziehungen zwischen den Staaten zu regeln hätten. Von verschiedenen Persönlichkeiten wurde der Nachdruck auf verschiedene Faktoren gelegt, soviel ich weiß, existiert aber keine systematische Studie darüber, in welchen Beziehungen diese Faktoren zueinander stehen oder wie sie einzeln oder kombiniert auf die Kriegsphänomene einwirken. Dieser bedauerliche Zustand ist teilweise gewiß auf die ungeheure Kompliziertheit und Verwirrtheit des Tatsachen-

materials und auf die Schwierigkeit zurückzuführen, eine Technik anzugegeben, mit welcher man die zahlreichen in Betracht kommenden variablen Größen isoliert darstellen könnte. Dr. Glover hat auf die Unterscheidung zwischen den sogenannten auslösenden Ursachen und Bedingungen des Krieges und den in der Tiefe wirkenden Faktoren aufmerksam gemacht. Obwohl die Forschenden diese Unterscheidung oft genug gemacht haben, wurde sie doch stets durch verwaschene Ausdrücke wie „politische" oder „wirtschaftliche Kriegsursachen" zurückgedrängt, die an der Oberfläche liegen und jedenfalls zahlreiche Elemente verbergen. Vor allem haben aber die Untersuchungen durch den chaotischen Zustand der Motivationspsychologie und unter dem rudimentären Charakter der heutigen Sozialpsychologie zu leiden. Jeder, der darüber schreibt, erfindet eine Psychologie *ad hoc.* Die Liste der psychologischen Faktoren, auf die man sich berief, ist verwirrend. Man sprach von einem angeblichen Instinkt der Streitsucht, von einem Herdeninstinkt, oder noch oberflächlicher Herdengeist genannt, einem Gefahreninstinkt, einer vage definierten Aggressivität und einer Furcht vor Aggression. Andere haben eine eingefleischte Herrschsucht und die daraus entstehende Rivalität zu Hilfe gerufen. Steinmetz zählt in seiner ausführlichen Arbeit über die Soziologie des Krieges mindestens fünfzehn erregende Motive auf: Herrschsucht, Gierigkeit, Neid, Stolz, Eitelkeit, Streitsucht, Machtbedürfnis, Widersetzlichkeit, Selbstvertrauen, Grausamkeit, Mangel an Sympathie, das Fehlen der Einbildungskraft, moralische Dummheit, die Tendenz in Abstraktionen zu denken, die ein Volk dazu bringt, sich auf eine Politik festzulegen und auf deren Durchführung zu bestehen, oder die andere darin fortfahren läßt, ohne genauen Begriff, wohin diese Politik wirklich führt. J. A. Hobson hat eine genaue Analyse der Bedingungen der Leichtgläubigkeit, der Aufgeblasenheit und der hysterischen Intoleranz gegeben, die

für die Kriegsmentalität charakteristisch sind. Wenn auch viele dieser Werke recht interessant und wichtig sind, fehlen ihnen doch System und Zusammenhang und sie zeigen nur, wie wenig Unterstützung die Soziologen und Historiker von den Fachpsychologen erhalten konnten.

Dr. Glover ist nicht ganz im Recht, wenn er sagt, daß sich die Soziologen in der Hauptsache mit den rationalen Gesichtspunkten der Gruppenaktivität beschäftigt haben. Seit dem Auftreten der sogenannten Instinktpsychologie läuft die Tendenz geradezu umgekehrt und Psychoanalytiker haben kein Monopol auf das Irrationale. Die Schwierigkeit bestand eher darin, daß das fundamentale Problem der Beziehung zwischen den rationalen und irrationalen Elementen der menschlichen Natur noch nicht ins Auge gefaßt wurde und in diesem Punkte gibt es manches Dunkle auch in den psychoanalytischen Schriften. Die Theorien der Psychoanalyse haben für die Sozialpsychologie indessen eine außerordentliche Wichtigkeit, weil sie auf Daten begründet sind, die von konkreten sozialen Situationen abgeleitet wurden und weil sie angesichts einer ständig anwachsenden Masse von Tatsachen Erweiterungen und Modifizierungen gestatten. Ihre Anwendung auf das Kriegsproblem kann daher nur wärmstens begrüßt werden. Im besonderen scheint es mir höchst wichtig, mit Dr. Glover darauf zu bestehen, daß die psychischen Kriegsbedingungen nicht einfach im Durchbruch primitiver Triebe zu suchen sind, sondern eher in einer Kombination verdrängter und verdrängender Kräfte. Nach meiner Überzeugung ist diese Auffassung geeignet, ein volles Licht auf alles zu werfen, was an Furcht, Haß und Angst im Verborgenen dem Kriege zustrebt. Da ich kein Psychoanalytiker bin, will ich nicht versuchen, diese Theorien immanent zu diskutieren, sondern möchte vom Standpunkt der Soziologie und der allgemeinen Psychologie einige Fragen aufwerfen.

Vor allem möchte ich dringend darauf hinweisen, daß die Psychoanalyse oder jede andere Psychologie vorerst soziologisch werden muß, wenn sie zur soziologischen Erklärung verwendet werden soll. Wenn wir mit der Annahme beginnen, daß die menschliche Natur ein System unveränderlicher und dauernder Elemente ist, deren Entwicklung von innen bestimmt wird, sind wir doch nicht imstande, die verschiedenartigen Wege zu erklären, auf welchen sich diese dauernden Elemente im jeweiligen Verhalten oder im Labyrinth der sozialen Einrichtungen, die wir in der Geschichte vorfinden, ausdrücken. Die menschliche Natur ist historisch und sozial bedingt; ungeachtet einer gewissen Gleichheit der Grundanlagen ist sie äußerst plastisch in dem Sinne, daß die Arten ihres Ausdrucks in verschiedenen Situationen stark variieren. Die Verschiedenheiten der Familieneinrichtungen sind durch die Berufung auf die identischen und dauernden Geschlechtsinstinkte ebensowenig zu erklären, als die Frage des religiösen Glaubens und der damit verbundenen Riten durch gewisse dauernde Elemente in der Familiensituation. Wenn es die Familie ist, die die Gesellschaft macht, — und das ist nur unter bedeutenden Einschränkungen richtig, — dann ist es mindestens ebenso wahr, daß die Gesellschaft es ist, die die Familie bildet. Ist es nicht denkbar, daß die Form der aggressiven Impulse, die sie innerhalb der Familie annehmen, und die herangezogen wird, um die Aggression innerhalb des größten Ganzen der Gesellschaft zu erklären, durch Verschiedenheiten in den sozialen Beziehungen selbst beeinflußt wird? Dürfen wir bei verschiedenen Typen sozialer Struktur, Erziehung und Religion nicht verschiedene Typen der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern erwarten? Greifen nicht z. B. militärische Traditionen oder im allgemeinen Sitten und Gehaben verschiedener sozialer Klassen tief in das Gefüge der Familie ein und damit in den ganzen Komplex der psychologischen Beziehungen

zwischen ihren Mitgliedern? Ob dies zutrifft oder nicht, kann nur durch eine umfassende vergleichende Studie sozialer Einrichtungen entschieden werden, die von einer, man könnte vielleicht sagen differenzierenden oder vergleichenden Psychoanalyse begleitet wird. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir Dr. Glovers Behauptung umkehren und sagen, daß es keine verläßliche Soziologie der ersten fünf Lebensjahre gibt, bevor nicht eine verläßliche Soziologie der Gruppenbeziehungen existiert. Kurz, Soziologie ist nicht identisch mit Psychologie. Der Krieg als bestehende Form menschlichen Verhaltens läßt sich durch Psychologie allein nicht erklären. Sowohl die verdrängten wie die verdrängenden Kräfte der menschlichen Natur müssen erst in verschiedenen sozialen Zusammenhängen und in ihrer Beziehung zu zahlreichen sozialen Faktoren untersucht werden, wie etwa Änderungen im Aufbau der Klassen, in wirtschaftlichen Unterschieden, in der Bevölkerungsdichte, in der politischen Gruppierung u. dgl. mehr: und diese sind als solche nicht Sache des Psychologen und haben möglicherweise ihre eigenen Gesetze. Abgesehen von solchen Untersuchungen ist es auch unmöglich zu sagen, warum sich die aggressiven Elemente der menschlichen Natur bald im Krieg, bald in anderen Formen von Gewalttat ausdrücken und dies ist schließlich eine Frage von überragender Bedeutung für die Soziologie des Krieges.

In Verbindung mit dieser Frage steht das Problem der relativen Rolle, den die endopsychischen Faktoren im Vergleich zu den Umweltfaktoren bei der Formung menschlicher Beweggründe stehen. Hier finde ich ein Doppelgesicht in der psychoanalytischen Theorie. Ist das Unbewußte in struktureller und dynamischer Hinsicht erblich determiniert? Wie viel davon ist wirklich in der angeborenen Konstitution gegeben? Diese Frage ist, wie ich bemerken möchte, sehr verschieden von einer, mit der sie häufig verwechselt wird, nämlich der Frage

der relativen Rolle des Familienmilieus der frühen Kindheit im Vergleich zu der späteren sozialen Umwelt; die frühe Familiensituation gehört nämlich noch zur Umwelt und ist selbst sozial bedingt.

Anschließend möchte ich einige Fragen bezüglich der aggressiven Elemente in der menschlichen Natur stellen. Besteht in uns ein inneres primäres Bedürfnis zu verletzen und zu zerstören, wie es ein solches nach Liebe, nach Essen und Trinken gibt, oder ist der Zerstörungstrieb sekundär und hängt er von der Zurückdämmung oder vielleicht Intensivierung anderer Impulse ab? Ich finde Freuds Argumente zugunsten dessen, was er die Todestriebe nennt, nicht überzeugend. Sie scheinen, wenn ich sie recht verstehe, auf der fraglichen Annahme zu beruhen, daß alles Lebende letzten Endes vom Nichtlebenden herkommt. Ansonsten würde seine Auffassung, daß der Trieb ein Bestreben des Lebenden darstellt, ein früheres Gleichgewichtsstadium wiederherzustellen, im Widerspruch zur überraschenden Schlußfolgerung stehen, daß der Tod das Ziel des Lebens ist. Abgesehen von diesen spekulativen Argumenten scheinen mir die empirischen Tatsachen durchaus vereinbar mit dem abhängigen Charakter der Aggression als einer intensivierten Form des Strebens, sich selbst zum Ausdruck zu bringen, die unter einer Hemmung, in der Angst vor einer Hemmung oder vor dem Verlust der Unabhängigkeit, unter einem verstärkten Selbstgefühl oder bei dem Genuß eines Überlegenheitsgefühls entsteht. Das Element des Hasses in der Liebe erschien mir immer verbunden mit der Furcht vor dem Verlust der Unabhängigkeit und der Verletzung, wenn der Strom der Zuneigung begrenzt oder eingeengt wird. Von diesem Gesichtspunkt aus können die Konfliktphänomene schließlich auf den Grundgegensatz zwischen Selbstbestärkung und Selbsthingabe zurückgeführt werden, die in der menschlichen Natur so eng vermischt sind. Ob die Aggression sekundär oder primär ist, jedenfalls ist sie

im menschlichen Leben in Menge vorhanden und es gereicht der Psychoanalyse durchaus zum Verdienst, daß sie sich mit ihren tieferen Wurzeln so sehr beschäftigt hat.

Der abhängige Charakter der Aggressivität ist, auch wenn dies durch die erreichbaren Tatsachen noch nicht bewiesen ist, mit dem Leben der einfachsten Gesellschaften durchaus vereinbar. Mehrere Anthropologen haben vor kurzem Dinge vorgebracht, die für eine Rückkehr zum Mythos des goldenen Zeitalters der Unschuld und des Friedens sprechen, daß nämlich die einfachsten Völker, die Jäger und Früchtesammler nachgewiesenermaßen freundlich und friedfertig sind. Ich beziehe mich dabei auf die Schulen von Pater Schmidt in Österreich, von Prof. Elliot Smith und Dr. Perry in England und von Bij in Holland. Als Argument zugunsten des Pazifismus ist dies ein zweischneidiges Schwert, denn die Anhänger des Krieges könnten einwenden, daß diese Völker in ihrem primitiven Zustand verblieben sind, eben weil sie nicht kämpfen konnten oder wollten, und daß Krieg eine Grundbedingung der Kultur sei, und dieser Einwand wurde tatsächlich von Steinmetz gemacht. Jedenfalls rechtfertigen die Tatsachen aber bei genauerer Betrachtung die Ansicht, daß der Primitive im Grunde friedfertig sei, nicht. Die Antithese von Krieg und Frieden ist auf die einfachen Lebensbedingungen dieser Völkerschaften wirklich nicht anwendbar. Im Leben der einfachsten Gesellschaften gibt es keinen Raum für irgend etwas, das einem organisierten Angriffskriege gleichkäme, wie wir ihn in der frühen Geschichte und bei den Fortgeschritteneren der einfachsten Gesellschaften finden, denn Krieg erfordert Organisation, Disziplin und Unterscheidung zwischen Führer und Geführten, was ein Volk auf der tiefsten Kulturstufe noch nicht kennt. Wenn sie nun auch keinen Krieg haben, so haben sie darum noch keinen Frieden. Wir müssen uns den Krieg nicht als eine Gattung vor-

stellen, deren einziger Gegensatz Friede ist, sondern als eine Spezies von Gewalt im Gegensatz zu sozialer Ordnung und Sicherheit. Eine genaue Überprüfung der Belege ergibt, daß es außerordentlich wenig Völker gibt, unter denen Gewalt, Mord und dergleichen unbekannt sind. Bei einigen Stämmen der Semang scheint dies indessen zuzutreffen. Die Veddas kämpfen in jüngerer Zeit nicht mehr, doch pflegten sie früher Übeltäter zu töten und deren Leber zu essen (um der Rache Bestand zu verleihen). Die Kubu kämpfen nicht, die Stämme vermeiden einander aber und treffen sich fast nie. Die australischen Stämme kennen keinen Krieg im Sinne eines gemeinsamen Kampfes des ganzen Stammes, es bestand jedoch ein weit verbreitetes System der Rache gegen Mitglieder anderer Stämme und von Vergeltung innerhalb des Stammes. Gemildert wird dies durch die Einrichtung von Gottesurteilen und eines geregelten Kampfes; diese Einrichtung wird aber zweifellos durch die ernsthafte Möglichkeit von Fehde und Totschlag inspiriert und erhalten. Mord und Magie und die Furcht vor solchen Morden spielen eine bedeutende Rolle in Australien. Kämpfe zwischen einzelnen Stämmen wegen Übergriffen und persönlichen Beleidigungen werden berichtet von den Bewohnern der Andamanen, den Ona, den Botokuden und den Buschmännern. Unter den Yaghanen der Terra del Fuego gab es Fehden zwischen Familienbanden und verabredete Rache kommt bei den Punans und den Pygmäen von Batua vor. An solchen Fehden müssen die Stämme nicht geschlossen teilnehmen und der Ausdruck Krieg sollte eigentlich auf einen solchen gemeinsamen Kampf beschränkt bleiben. Es könnte scheinen, daß Krieg in diesem Sinne mit der Vereinigung von Stämmen und mit der wirtschaftlichen Entwicklung wächst. Bei den einfachsten Völkern müssen wir eher von Fehden sprechen und diese kommen ohne Frage vor, wegen Entführung von Frauen, aus Groll über ein Vergehen oder wegen persönlicher Belei-

digung. Man muß zugeben, daß diese Gesellschaften im Vergleich mit fortgeschritteneren primitiven Völkern friedfertig sind. Gewalt und Furcht vor Gewalt sind jedoch vorhanden, es gibt auch Kämpfe, wenn auch offenbar und notwendigerweise nur in geringem Ausmaß. Diese Tatsachen sind nicht hinreichend bekannt und wenn sie die Ansicht von einem ursprünglichen idyllischen Frieden auch nicht gerade stützen, so sind sie doch mit der Meinung derer vereinbar, die eine primäre oder unprovozierte Aggressivität nicht für ein wesentliches Element der menschlichen Natur halten.

Ich hoffe, mit diesen kurzen und summarischen Bemerkungen die Begründung für die Schlußfolgerung gegeben zu haben, daß Psychologie und Soziologie zu einer fruchtbaren Erforschung der Bedingungen, die für Krieg und Frieden entscheidend sind, Hand in Hand gehen müssen.

JOHN RICKMAN eröffnete die Diskussion: Das Problem wurde von zwei Seiten her betrachtet. Dr. Glover begründete seine Ansichten mit Beobachtungen über die Unausgeglichenheit der Strebungen des Kindes und seines Verhaltens zu den frühesten Triebobjekten, er zeigte uns, daß die hauptsächlichsten Charakterzüge des Erwachsenen von der Art abhängen, in der die Ängste der Kindheit behandelt werden; er legte den Schwerpunkt größtenteils auf Faktoren, die vorwiegend erblich sind. Professor Ginsberg basiert seine Bemerkungen auf dem Gesamtverhalten, das Dr. Glover als Endprodukt psychischer Prozesse ansieht, die unbewußt und instabil sind und die betreffende Person nur zum Teil befriedigen. Das Schwergewicht wird größtenteils auf den Einfluß der Umwelt im weitesten Sinne gelegt, in welchem also Familie, Schule, kulturelle Tradition, wirtschaftliche, religiöse und, wie ich glaube, auch Ernährungsfaktoren eingeschlossen sind. Die beiden Vor-

träge geben Beispiele der Ansichten des Psychoanalytikers einerseits und des Soziologen anderseits.

Die erblichen und Umwelt-Faktoren liegen in jener Lebensperiode (sicherlich vor dem fünften Jahr) nahe beieinander, in welchen das Kind eine kritische Instanz, Richter oder Freund in sich selbst aufrichtet, (die von den Analytikern Über-Ich genannt wird,) die späterhin eine bedeutende Rolle in seinen Gefühlsbeziehungen zur Umwelt spielen wird; wenn in den Jahren dieses Bildungsprozesses die primitiven Impulse vorwiegend destruktiv sind, wird dieser Mentor strenge sein, das psychische Leben dieses Menschen wird unbeständig und er selbst dem Kriege geneigt sein; wenn die primitiven Strebungen vorwiegend freundlich sind, dann wird auch der Mentor freundlich sein, das Gefühlsleben dieses Menschen wird beständig bleiben und er selbst in Frieden leben.

An dieser Stelle könnte man fragen, ob die Impulse des Kindes durch Versagungen, die ihm von Eltern oder Erziehern auferlegt werden, nicht umschlagen und statt freundlich destruktiv werden können, oder, um zum Hauptthema zurückzukehren, ob der Krieg nicht verschwinden würde, wenn man Strenge aus der frühen Kindheit ausschaltet. Man würde damit aber die Tatsache übersehen, daß das Kind hauptsächlich in einer Welt lebt, die es sich aus seinen eigenen Gefühlen schafft und daß es Versagungen als Härte empfinden wird, auch wenn sie in Wirklichkeit nur neutral oder wohlwollend sind, sofern seine destruktiven Impulse es zu dieser Zeit stark zur Handlung drängen. Es ist deshalb recht unwahrscheinlich, daß eine willkürliche Veränderung in der Handhabung der frühen Kindheitsdisziplin irgendeinen Einfluß auf den Ausbruch von Kriegen hat.

Ein anderer Gesichtspunkt dürfte indessen für diese Frage von Bedeutung sein, nämlich das Spielen der unbewußten Aggression zwischen Eltern und Kind, die

beide an derselben Erbmasse und derselben Umwelt teilhaben. In diesem Falle schreibt jeder Teil dem anderen die Schlechtigkeit zu, das Kind glaubt, es habe strenge Eltern und die Eltern glauben, ihr Sprößling sei ein unbändiger, unverbesserlicher Range.

Auf unseren Gegenstand angewendet können wir sagen, daß es nicht so sehr eine Angriffsdrohung ist, die eine Kriegspanik begünstigt, oder zu der Forderung nach vermehrten Rüstungen führen wird, als die unbewußte Aggression, die dem Fremden zugeschrieben wird, der deshalb als gefährlich betrachtet wird.

Eine Vorbedingung für einen friedlichen Zustand des Individuums ist die Fähigkeit, das Vorhandensein destruktiver Impulse in sich selbst und in anderen als gegeben hinzunehmen; ein Mann, der dies ohne Erregung erkennt, wird schwerlich einen Feind sehen, wo keiner ist, noch eine Beleidigung, wo die Absicht dazu fehlt.

Die Fähigkeit, seine Neigung auf gewöhnliche (das heißt nicht idealisierte) Objekte zu übertragen, ist die Basis für eine beständige friedliche Gesinnung. In Praxis umgesetzt, gibt es hier ein Gegenbeispiel, nämlich daß man „alle Gattungen braucht, um eine Welt zu machen“, da wir nur so in der Außenwelt ein getreues Spiegelbild unseres vielfältig zusammengesetzten Selbst sehen können. Es ist recht fraglich, ob irgendein Entwurf für einheitliche Aufrüstung oder einheitliche Abrüstung — sofern er diesen Faktor der individuellen oder nationalen Unterschiede übersieht — eine Verminderung der auf dem aggressiven Impuls beruhenden Spannung bringen wird. Die vernünftige und beherzte Richtung würde dahin gehen, daß man Unterschiede zugibt, wenn nicht gerade daraus die Feindseligkeit, von der wir schon gesprochen haben, entstehen würde. Es ist Sache sehr sorgfältiger Überlegung, ob irgendein Mensch in der Tiefe seines Herzens die Welt frei von aller Aggression

oder sogar frei vom Kriege wünscht, kurz gesagt, ob die Abschaffung beider für den völligen inneren Frieden des Menschen dieser Tage wirklich zu ersehnen ist. Daraus entstehen komplizierte Probleme, zum Beispiel: Wie weit ist die Existenz einer „letzten Zuflucht" in gegenwärtigen Situationen der Triebbefriedigung der Erleichterung der inneren Spannung förderlich? Und wenn dies nicht allgemein der Fall ist, für einen wie großen Teil der Bevölkerung gilt es, das heißt wie weit vermindert die Fremdenlegion und Nordafrika als ständiges Schlachtfeld die kriegerische Spannung in Europa? Ein anderer Teil des Problems könnte folgendermaßen formuliert werden: Wie weit erfordern die ambivalenten Gefühle eines Bürgers gegen seinen Staat die Teilung in gehaßtes Ausland und geliebtes Vaterland, um seine sozialen Instinkte voll zur Wirkung zu bringen? Mit anderen Worten, wieviele würden, wenn man ihnen sagte, daß es keinen Krieg mehr geben werde, die Fähigkeit der Liebe und Hingabe an ihren König und ihr Land verlieren? So unzureichend ein solcher Patriotismus sein mag, so darf man nicht vergessen, daß es vielfach alles ist, dessen eine Menge Leute fähig ist, daß dies ihren Beistand in Krisenzeiten ausmacht und für sie den höchsten Altruismus darstellt. Man kann mit einiger Berechtigung das Anwachsen der Streiks gerade nach dem Weltkrieg, als die Zeiten günstig waren, mit dem raschen Nachlassen der Feindseligkeiten in Verbindung bringen und eine der Ursachen für die Verengung der Welt sozusagen im Projektionsmechanismus suchen.

Ich habe in diesem kurzen Vortrag bisher einen einseitigen Gesichtspunkt zu diesem Gegenstand entwickelt, indem ich annahm, daß der Krieg eine gegen Objekte in der Außenwelt gerichtete Aktivität und Frieden nur ein Gemütszustand sei. Das ist nicht wirklich meine Ansicht. Wir können einen Friedenszustand von einem Zustand, in dem es keinen Krieg gibt, durch einen Kardinalfaktor unterscheiden: Frieden ist ein Zustand der

Aktivität, Waffenstillstand ist nur ein Hemmungszustand. Um nun nochmals auf das affektive Leben des Kindes zurückzukommen, so ist sein Körper der Sitz seiner Aktivität, sein Spiel nach außen der bleiche Schatten seines inneren Geschehens; wenn das Kind erzürnt ist, fühlt es sich voll Sprengstoff, wenn es glücklich ist, voll der Milch der frommen Denkungsart; Produktivität im späteren Leben erwächst häufig aus dem Kinderglauben, daß sein Körper gute Dinge abgibt; Neigung zu Destruktion, Hemmung und Verdächtigung entspringen dem Glauben, daß der Körper und sein Inhalt schlecht und schreckenerregend seien.

Ein anderes Problem: der Mensch ist heute weniger kriegerisch als früher. Ist er aber weniger „kriegsgeneigt"?

Es ist möglich, daß gegenwärtig eine Änderung der Krankheitsform vor sich geht, daß sie in einer Phase mehr periodisch und weniger chronisch ist; die Menschheit wendet sich mit Vergnügen dem Aus- und Aufbau einer erstaunlich komplizierten physikalischen Kultur zu, die ihr zur Zeit (wie einem Kinde das Spielzeug) ein Gefühl von Macht und Freude gibt, in der nächsten Phase findet ein Rückfluten ihres Interesses und eine Änderung ihres Gemütszustandes statt: die Spielzeuge müssen alle zerstört werden; die geistige Ruhelosigkeit, die den Menschen von den Tieren scheidet, und die ihn über sie erhebt, äußert sich wieder und wieder in der Unzufriedenheit; wie immer bei der Unzufriedenheit sucht die Aggression nach Ausdruck und läuft in offene destruktive Handlungen oder in Depression aus; um die Depression abzuwenden, unternimmt der Mensch erbarmungslose Vernichtungskriege, denn die Welt, von der er sich umgeben findet, und die er geschaffen hat, ist nicht die Welt, die er wollte. In der Furcht schlägt er nach eingebildeten Feinden, errichtet nationale Schranken und dann Verträge unsterblicher Freundschaft mit Leuten jenseits

der Grenzen, die er nicht kennt. — Das alles klingt sehr neurotisch.

Die Psychologie des Krieges und des Friedens bildet zwei Seiten desselben Problems: die furchtlose Anerkennung der Tatsache der eigenen und der fremden Aggression und die Erkenntnis dessen, daß die Aggression bemeistert werden kann. Keine geistige Aufgabe ist schwieriger, keine erfordert aber auch mehr Ruhe für das Individuum und für die Nation als die Anerkennung der Tatsache, daß man alle Gattungen braucht, um eine Welt zu machen.

In Erwiderung der Diskussion sagte *DR. GLOVER:* Drei Punkte aus der Diskussion scheinen mir eine erweiterte Ausführung zu erfordern:

a) die Beziehung zwischen psychoanalytischer und sozialer Psychologie. Kein Analytiker wird einen Augenblick lang behaupten, daß sein Forschungsgebiet ein Monopol auf das Irrationale begründet. Der Analytiker ist im Gegenteil bereit zuzugeben, daß er in allen zur Sozialpsychologie gehörigen Dingen sein Material und seine Ergebnisse den zuständigen wissenschaftlichen Disziplinen vorzulegen hat. Im besonderen muß er damit rechnen, seine Daten mit verschiedenen soziologischen Feststellungen zu vergleichen. Anderseits muß man nicht annehmen, daß der Analytiker, wenn er von endopsychischen Faktoren spricht, einfach an „konstitutionelle“ und „primitive Trieb“-Faktoren denkt. Die Ansicht, daß der „alte Adam“ in uns schuld am Kriege sei, ist, so zutreffend sie im allgemeinen sein mag, auf viel zu weite Sicht berechnet. Die Sache ist die, daß die frühesten, mächtigsten und (unbewußt) dauerndsten Mechanismen für die Verarbeitung aggressiver Impulse (gleichviel, ob sie primär oder sekundär sind) die Folge von Eigentümlichkeiten in der Funktion des primitiven seelischen Apparates sind und, abgesehen von zeitweiligen Reizen durch die Umwelt, mit

den Einflüssen der Umwelt sehr wenig zu tun haben. So ist zum Beispiel der Mechanismus der Projektion, bei welchem innere Ursachen eines psychischen Unbehagens auf äußere Objekte projiziert (und dort gewöhnlich aggressiv behandelt werden), eine endopsychische Eigentümlichkeit. Und dieser Mechanismus erklärt nicht nur die Blindheit des Pazifisten gegenüber seinen eigenen aggressiven Strebungen (wie Dr. *Rickman* ausgeführt hat), sondern liefert auch ein Muster für die Reaktion des Militärs gegenüber dem Krieg. Mit anderen Worten, *die unbewußte Prädisposition zum Kriege ist nicht einfach auf die Existenz primitiver Impulse zurückzuführen. Sie wird gerade durch jene Mechanismen gefördert, die zur Kontrolle der primitiven Impulse aufgerichtet waren.* Diese Mechanismen entspringen nicht Umwelt-Einflüssen und können daher wirkliche endopsychische Faktoren genannt werden. Die genaue Einschätzung ihrer Bedeutung wird wahrscheinlich der strittige Knochen zwischen dem Soziologen und dem Analytiker bleiben.

b) *Ist die Aggression ein primärer Impuls oder eine sekundäre Reaktion?* Wie immer die abschließende Entdeckung in dieser Sache lauten mag, kann doch sofort gesagt werden, daß die analytischen Ansichten über die unbewußten Faktoren, die an dem Kriegswillen oder am Pazifismus beteiligt sind, bezüglich ihrer Wirksamkeit nicht vom Existenzbeweis primärer Aggressionsimpulse abhängen. Zufällig spricht ein bedeutendes Beweismaterial zugunsten dieser Annahme. Die Existenz von Aggressionstrieben kann zum Beispiel an primitiven Formen gezeigt werden, die in keiner Beziehung zu bewußten Bedürfnissen und Reaktionen stehen; sie können vom Bewußtsein dauernd ausgeschlossen sein; sie existieren aber in meßbaren Quantitäten (die an Entladungsreaktionen, zum Beispiel Krankheiten usw. geschätzt werden); sie tre-

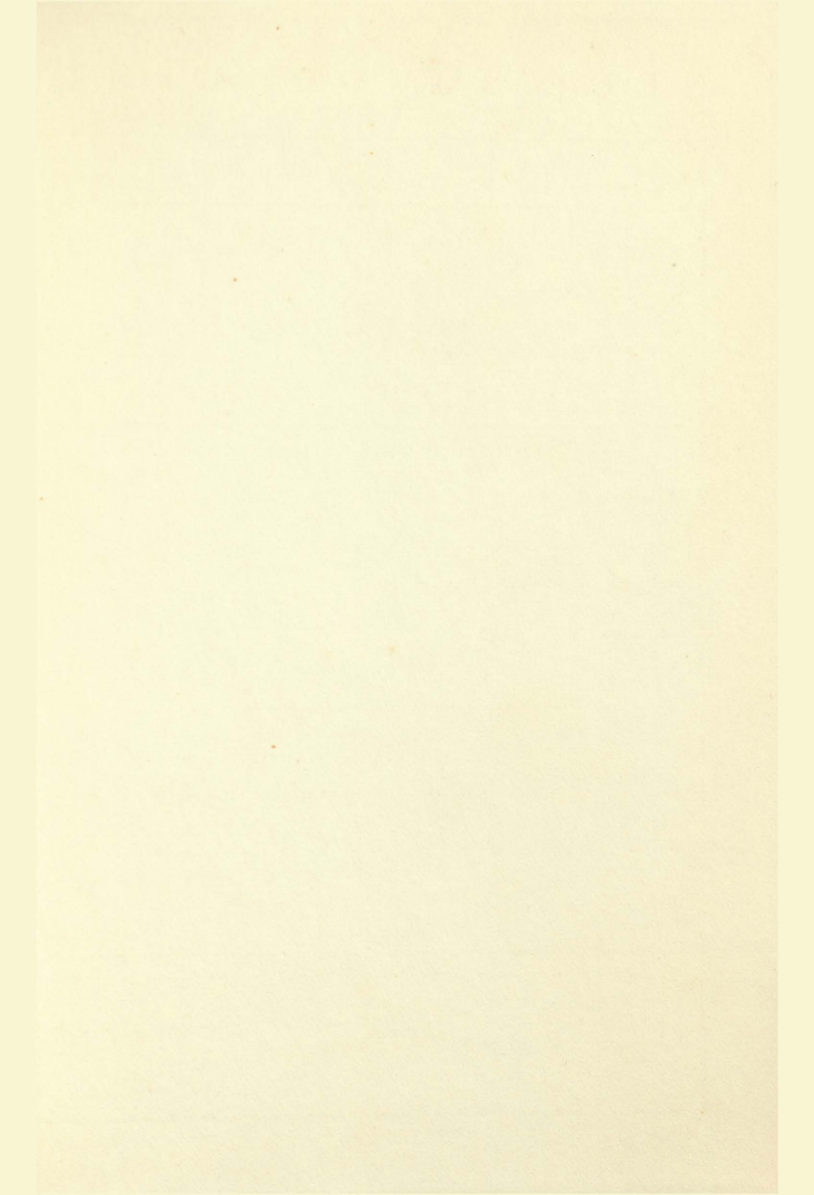
ten in Verbindung mit Liebestrieben, und beide können willkürlich und künstlich isoliert, entmischt usw. werden, und verhalten sich in diesem Zustand wie einfache Triebe bezüglich Drang, Ziel und Objekt.

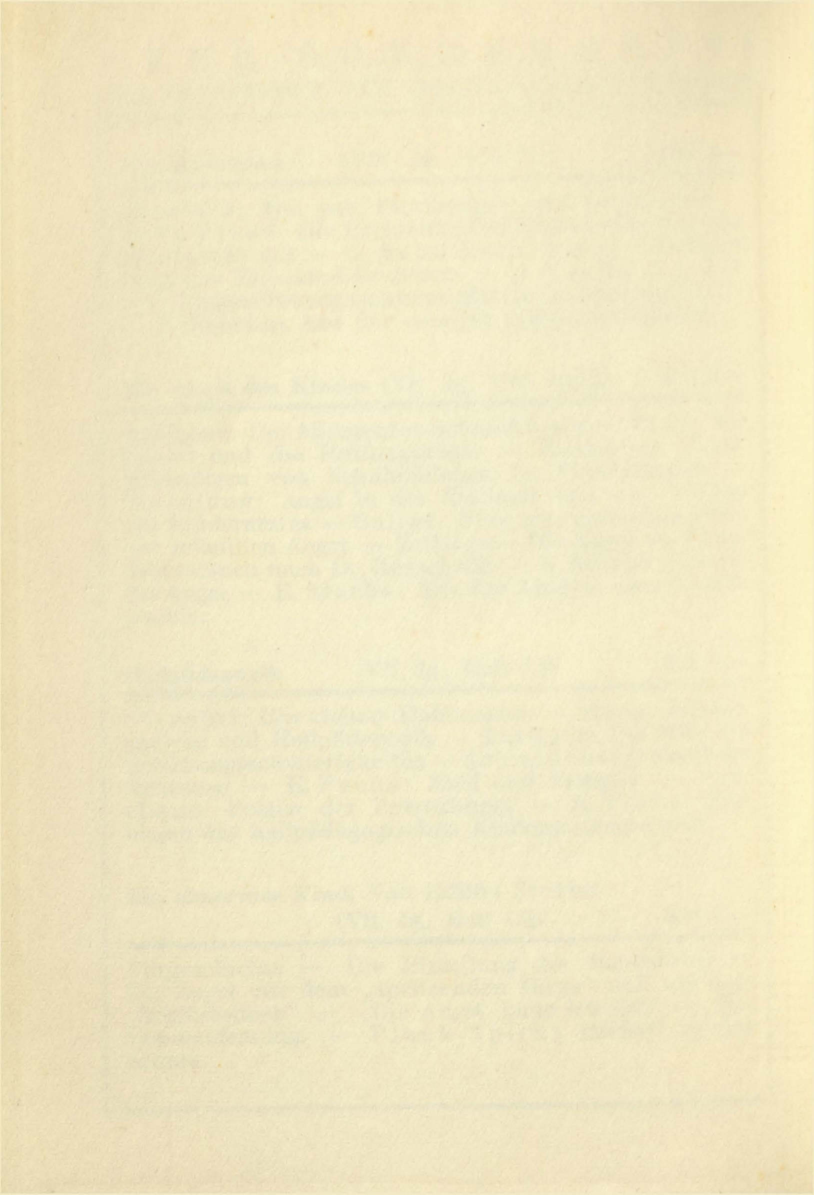
Anderseits haben die Analytiker selbst auf die Tatsache hingewiesen, daß destruktive Strebungen durch Angst, im besonderen durch Angst, die als Folge einer Versagung auftritt, entstehen. Sie fügen aber auch hinzu, daß, abgesehen von bewußten Reaktionen dieser Art, Versagungen und daraus entstehende aggressive Reaktionen unbewußt bleiben und das tägliche Leben indirekt beeinflußen können. Sie weisen überdies darauf hin, daß Versagungen von Geburt an da sind und daß sowohl Versagungen als auch aggressive Reaktionen dauernd im Unbewußten zurückgehalten werden können und daß daher keine Rede davon sein kann, jede Aggression des Erwachsenen als sofortige Reaktion auf einen eintretenden Reiz zu behandeln. Der Vorgang in der Verdrängung und anderer Mechanismen während der ersten Lebensjahre führt zur Bildung eines Reservoirs nicht zur Entladung gekommener (primitiver, unbewußter) Aggression. Selbst wenn es keinen primären Aggressionstrieb gäbe, würde die Existenz dieses ursprünglichen Reservoirs zu demselben Resultat, nämlich zu einer ständigen unbewußten Spannung führen.

c) Die Beziehung unbewußter Mechanismen zu den nächsten Ursachen des Krieges. Während der Diskussion wurde einiger Nachdruck auf die Bedeutung der Suggestibilität, der Führerschaft usw. gelegt, die dem Kriege das Feld bereiten. Dieselben Kommentare hätten ebensogut in bezug auf Friedensreaktionen gemacht werden können. Es genügt vielleicht der Hinweis, daß die Psychologie der Suggestion durch analytische Beobachter bis ins Detail erforscht wurde. Die Tatsachen sprechen in überzeugender Fülle dafür, daß die betreffenden Einflüsse während der frühen Kindheit besonders durch die verschiedenen Mecha-

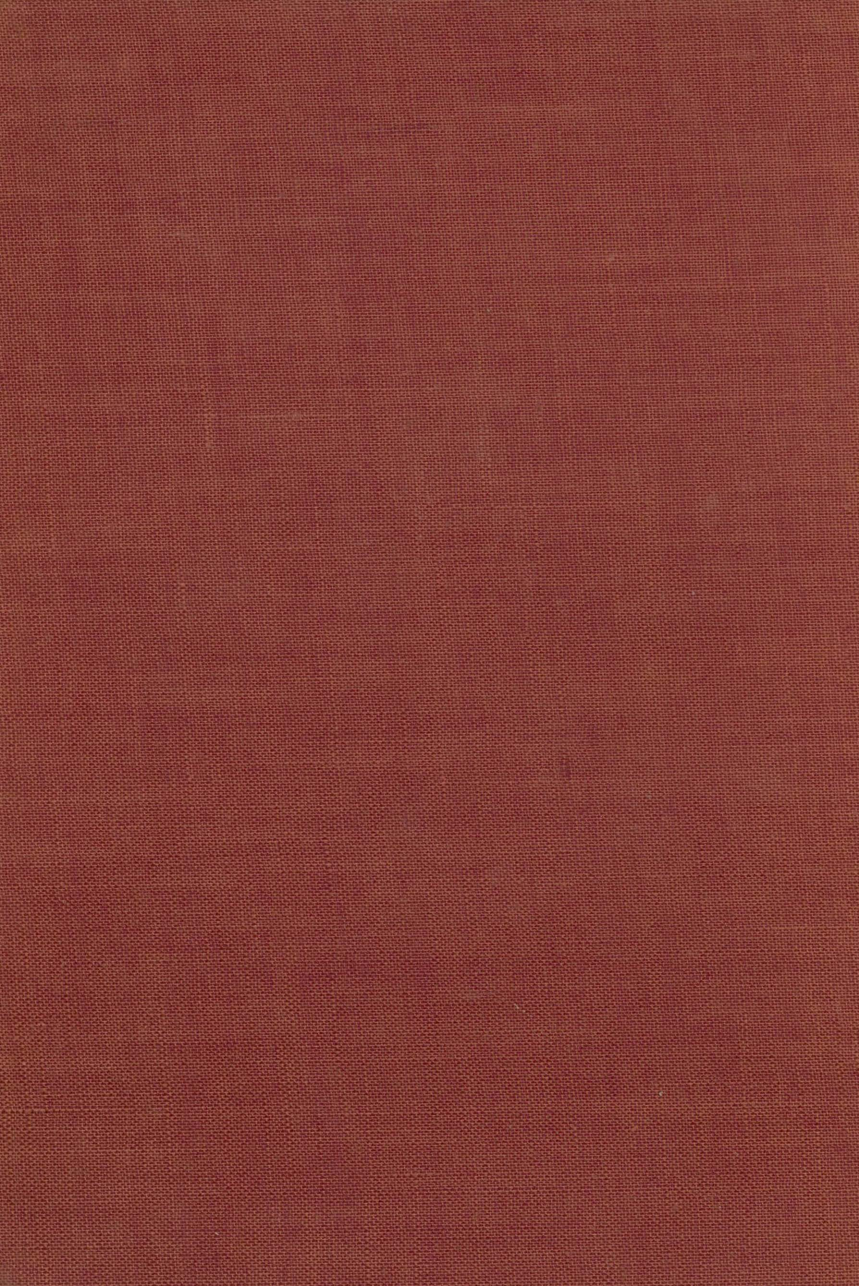
nismen der Identifizierung aufgerichtet wurden. Wie andere Produkte früher geistiger Aktivität werden diese grundlegenden Identifizierungen später durch verfälschte Reaktionen verdeckt. In Krisenzeiten hingegen zeigen die frühesten Mechanismen ihr Übergewicht weit offener.

Vielleicht ist es gut, darauf hinzuweisen, daß dasselbe auf fast alle unmittelbaren (und scheinbar rationalen) Kriegsursachen zuzutreffen scheint. Man kann die Stärke wirtschaftlicher, politischer, nationaler oder religiöser Kriegsgründe unmöglich verstehen, ohne die primitiven unbewußten Reaktionen zu erforschen, die stillschweigend zur Bedeutung dieser Faktoren beitragen. In diesem Zusammenhang wäre eine Menge darüber zu sagen, daß einige pazifistische Schulen ihre pseudosoziologischen Argumente einer strengeren Disziplin unterschieben. Es wird zum Beispiel mitunter behauptet, daß Englands Politik in der mittleren Regierungszeit der Königin Viktoria friedlich war, weil die kapitalistischen Kaufleute Frieden brauchten, um den Handel des Landes zu fördern. Wenn die Richtigkeit dieser Annahme nachgewiesen werden könnte, dann wäre die pazifistische Propaganda zugunsten einer Rückkehr zur Viktorianischen Politik und industriellen Organisation zweifellos gerechtfertigt. Man könnte aber ebensogut argumentieren, daß das Viktorianische England pazifistisch war, weil die Diplomaten dieser Zeit in Lederstühlen saßen. Es erscheint zwecklos, Vergleiche dieser Art abseits von einer genauen Einschätzung der grundlegenden psychologischen Faktoren zu machen, die im Menschen seit dem Beginn seiner Kultur wirksam sind. Die Psychologen sind bereit, sich jeder soziologischen Disziplin zu unterwerfen, die ihre Prinzipien nicht verletzt. In Erwiderung dieser Haltung sollten die Soziologen versuchen, den unwissenschaftlichen Enthusiasmus ihrer Gefolgsleute etwas zu dämpfen. Ob der Pazifist seinen Standpunkt offen einnimmt oder nicht, er hat sich selbst zum Praktiker der angewandten Soziologie ernannt.









ALMA
NACH

1935

I·P·V

Almanach der Psychoanalyse 1935